This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

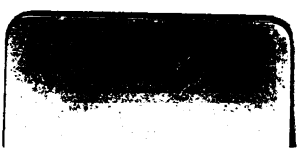
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 185 443



Elsäßische

Lebens-Bilder

aus dem

sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert.

I.

Bevorwortet

von

Ernst Stähelin,
Dr. theol.

Autorisirte Ausgabe.

Zweite Auflage.

Basel,
Verlag von Felix Schneider.
1871.

Druck von Felix Schneider in Basel.

LOAN STACK

PT2521
S944E5
1871
v.1

Vorwort.

Das vorliegende hübsche Buch, das ich mit einigen Worten einführen soll, kommt vielfach gehegten und geäußerten Wünschen entgegen. Sein Inhalt ist ja freilich kein neu entstandener. Schon seit einer Reihe von Jahren sind, wenigstens im Elsaß und seinen Nachbarländern, die lieblichen Erzählungen bekannt, aus denen es sich zusammensetzt. Aber nur als vereinzelte und zerstreute waren sie bisher, von der Straßburger Traktatgesellschaft herausgegeben, vorhanden, und ließen so das doppelte vermissen: einmal den stätigen, zum Aufbewahren und Wiederlesen einladenden Charakter, den das eigentliche Buch vor dem kleinen flüchtigen Traktatbüchlein voraus hat, und zum Andern das Hervortreten des feinen innern Zusammenhanges, der alle diese Erzählungen unter sich verknüpft, und einen ihrer eigenthümlichsten, anregendsten Reize ausmacht.

Diesen beiden Uebelständen ist nun in dem hübschen Bande abgeholfen, der hier dem Publikum geboten wird. Die alten Freunde der „Straßburger Traktate" finden sie hier endlich zusammengefaßt und ausgestattet wie sie es nur immer wünschen mögen, finden jede Erzählung

an den rechten Ort gestellt, daß sich der Faden verfolgen läßt, der sie wie eine Perlenschnur an einander reiht, und werden so mit neuem Genusse die schlichten, lebens- und liebeswarmen Bilder sich und ihrem Familienkreise vorführen, in welchem Jeder, vom Erwachsenen bis zum Kinde, sie mitempfangen und mitgenießen kann. Und zu diesen alten Freunden wird die freundliche Gabe aus dem Elsaß in ihrer gegenwärtigen Gestalt sicherlich noch viele neue in weiterm Umkreise als bisher sich gewinnen. Denn es gibt in der gesammten Literatur unserer Tage wenig was sich mit ihr vergleichen läßt an anmuthiger Klarheit der Darstellung, an feiner Beobachtung des Herzens und Lebens, an frommem, reinem, kindlichem Sinne, der nirgends erregt und verwirrt, nirgends stört und abstößt, sondern sich gibt wie das Blümlein auf dem Felde, das seinen Duft ausströmt ohne es zu wissen und seinen kleinen Kelch gefüllt hat mit einem Thautropfen vom Himmel, in dem sich die Sonne spiegelt.

Haben doch selbst auf französischem Boden diese kleinen, einfachen „Lebensbilder" — so durch und durch deutsch sie sind nach Geist und Haltung — einen Anklang gefunden und die Geister gewonnen in einer Weise, die fast beispiellos ist. — Einem der bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller Frankreichs, dem Verfasser der jetzt zum neunten Bande fortgeschrittenen Geschichte Spaniens, E. Rosseuw-Saint Hilaire, fiel bei einem Aufenthalte in Mülhausen eine dieser Erzählungen zufällig in die Hände. „Ich fing an zu lesen", sagt er, „und wurde wie hingenommen von der naiven Anmuth und dem Adel der Gesinnung, der sich vom Anfang bis zum Ende in dem

kleinen Büchlein abspiegelte." Sofort machte er sich selber daran, der gelehrte Professor der Pariser Universität, der sonst nur die Archive durchforscht und mit den Problemen der ernstesten Wissenschaft sich beschäftigt, die ganze Reihe dieser Schriftchen in's Französische zu übertragen. Im Jahre 1867 erschien seine Bearbeitung zu Paris unter dem Titel: „Légendes de l'Alsace"; und schon im folgenden Jahre war eine zweite Auflage nöthig geworden, der sich nach der Aufnahme zu urtheilen die sie überall findet, wohl binnen Kurzem noch weitere anschließen werden. Wir lassen den berühmten Historiker selber aussprechen, worin ihm die Bedeutung dieser anspruchslosen Erzeugnisse und das Geheimniß ihres Erfolges liegt.

„Wenn man", sagt er, „gemeiniglich unterscheidet zwischen Literatur für Kinder und Literatur für Erwachsene, so wüßte ich von diesen Erzählungen nicht zu bestimmen, in welche der beiden Rubriken sie gehören. Auch der Erzähler selber hat sich wahrscheinlich keine Rechenschaft darüber gegeben. Nur das weiß ich: daß sie für Jedermann sind, der ein Herz hat. Fanget nur an sie zu lesen, und saget mir dann, ob ihr etwa gefunden: für euch seien sie nicht. Ich meinerseits habe sie ernsten Männern vorgelesen, denen dabei die Thränen in die Augen traten und zugleich ein Lächeln auf die Lippen; und wiederum Kindern erzählt, die in den dritten Himmel entzücket wurden als sie diese Kindersprache hörten, und ihre Kinderherzen wiederfanden in jedem Gedanken und Zuge.

„Aber auch eine ernstere Seite haben diese kleinen Schriften. Sie erzählen die religiöse Geschichte des

Elsaßes von der Reformation an in einer Reihe von ergreifenden Bildern, die theils den Chroniken des Landes entnommen, theils auch aus der Phantasie geschöpft sind, doch so, daß sie dabei durchweg an die wirkliche Geschichte sich anlehnen und ihre Farbe getreulich an sich tragen. Das „Manuscript des Paters Ambrosius" bildet gleichsam die Einleitung hiezu. Dann folgt eine Anzahl Erzählungen, welche die Anfänge, die Entwicklung, die Kämpfe der Reformationszeit mit seltener Anschaulichkeit darstellen, überall in die Kreise des Volkslebens hinabführend, und da die großen Ereignisse belauschend in ihren Wirkungen auf die einfachen Bürgerfamilien, auf die armen frommen Wittfrauen, auf die heranwachsenden begabten Kinder. — Hieran schließen sich einige treffliche Bilder aus der Wiederbelebung des reformatorischen Glaubens in der Zeit Speners und seines Pietismus; und endlich eine Erzählung aus ächt elsäßischen Verhältnissen heraus, deren Gegenstand eine der in dieser Gegend so häufig vorkommenden Judenfamilien ist, geschrieben im Sinne der wärmsten, freundlichsten Christenliebe, die uns daran erinnert, was wir trotz Allem und Allem dem Volke des alten Bundes verdanken, von dem der Heiland uns zugekommen.

„Und durch alle diese Darstellungen nun zieht sich derselbe Sinn, der überall erbaut und nirgends verletzt. Der Katholik kann ihnen folgen und sich an ihnen erfreuen wie der Protestant. Neben dem frommen Prediger der Reformation steht der fromme Mönch oder Prior, der, mag er auch die Jungfrau anrufen, doch in Jesu Liebe lebt und auf Jesu Namen stirbt. Man empfindet

es beim Lesen dieser Blätter durchweg: für die wirklich frommen Herzen gibt es eine Höhe des Glaubens und der Klarheit, wo die trennenden Unterschiede in den Ueberzeugungen wie verschwinden, und nur das übrig bleibt, was Allen gemeinsam ist und Alle zusammenfaßt in Christo.

„Ich fürchte, ich werde nun aber auch noch nach Person und Namen dieses merkwürdigen, verborgenen Schriftstellers gefragt werden. Und da muß ich nun freilich eine eingehendere Antwort schuldig bleiben. Nur so viel darf ich verrathen, was der Leser wohl von selber merkt, daß es das Herz einer Frau ist, das aus diesen Lebensbildern zu ihm redet; einer Frau, die einst jung gewesen und jetzt alt geworden, aber doch jung geblieben ist am Herzen. Und nun blickt sie zurück auf das Leben, das ihr keine Hoffnungsträume mehr vorspiegelt, aber dafür sie reich gemacht hat an allerlei Erfahrung und Zuversicht, aus deren Schatz sie auch Andern mittheilen möchte, so weit es ihres Gottes Wille ist. — Das ist's was ich über sie mittheilen darf. Nun gehe du selber hin, und lies ihr Büchlein, und vollende dir daraus in deinen Gedanken das Bild von ihr, dessen Grundlinien ich dir jetzt gezeichnet habe."

So weit unser französischer Freund, dem wir gern das Wort gelassen haben, ein Mal als dem der Verfasserin näher stehenden, und zum Andern als dem bei Weitem kompetentern und interessanteren Vorredner. Wir möchten nur noch beifügen, um auch noch von einer andern Seite her die nachfolgenden Erzählungen für manche Leser zu charakterisiren, daß sie nach ihrer ganzen

Art uns auf's Lebhafteſte an E. Stöber's köſtliche Erzählungen aus dem Altmühlthale erinnert haben. Nur iſt Stöber, wenn man will, der größere Künſtler, die Verfaſſerin dieſes Büchleins klarer und natürlicher.

Und ſo möge es denn nun ſeinen Friedensgruß ausrichten an Bekannte und Unbekannte, und auch an ſeinem Theile etwas wahr machen von dem alten Verheißungsworte: daß die Herzen der Eltern ſich bekehren zu den Kindern und die Ungläubigen zu der Klugheit der Gerechten. Wir haben des Geſchmückten und Geſpreizten ſo viel in dieſer Zeit, auch auf dem Gebiete der religiöſen Literatur; wir denken, es wird Manchen wie ein friſcher Trunk aus einem Bergquell anmuthen, wenn er ſich von der keuſchen Einfalt und Wahrheit berühren läßt, die aus dieſen Blättern ihm entgegentritt.

Baſel, am Samſtag vor Pfingſten 1869.

Dr. E. Stähelin.

Inhalt.

		Seite.
1.	Der Kaisersberger Doktor und der kleine Matthis . .	1
2.	Der alte Stephansthurm in Mülhausen	36
3.	Krumm-Schnäbelchen	56
4.	Die Diener des Worts	88
5.	Die Flüchtlinge	123
6.	Der Pelzrock	161
7.	Spitzi	197
8.	Der Heimgang	225
9.	Meister Klaus	254
10.	Das Waldhaus	290

Der Kaiſersberger Doktor
und
der kleine Matthis.

Es war am Ende der achtziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts, am letzten Samstage der Faſtnachtszeit, als ſämmtliche Einwohner von Kaiſersberg ſich in ungewöhnlicher Aufregung befanden. Johannes Geiler*), der berühmte und allgemein geliebte Domprediger der freien Reichsſtadt Straßburg, gewöhnlich nur „der Kaiſersberger Doktor“ genannt, war mit einem andern Straßburger Gelehrten, Sebaſtian Brandt, der in Baſel eine Stelle bekleidete, beim Grafen Wilhelm vom Rappoltsſtein zuſammengetroffen und ſollte am beſagten Samstage in dem lieben Hauſe ſeiner ſeligen Großeltern einkehren, wo der früh verwaiſte Knabe die erſten chriſtlichen Eindrücke von der frommen Großmutter erhalten hatte. Auch ſollte er am folgenden Sonntage in der Kaiſersberger Kirche predigen,

*) Johannes Geiler, 1445 in Schaffhauſen geboren, kam als kleines Kind in's Elſaß, wo ſich ſein Vater als Notar in Ammerswihr niederließ; 1448 verlor er ſeinen Vater und wurde in Kaiſersberg von ſeinen Großeltern erzogen.

worauf sich alle sehr freuten, Hohe und Niedere, Verwandte und Freunde, die sammt und sonders gar stolz auf den gelehrten großen Redner waren.

Im großelterlichen Hause des gefeierten Doktors wohnte damals seiner Mutter Schwesters-Tochter, Frau Magdalena, Ehefrau von Meister Anselmus, kaiserlichem Notar von Kaisersberg, die an jenem Nachmittage alle Hände voll zu thun hatte, um den verehrten Vetter Doktor nach Würden empfangen und gastlich bewirthen zu können. Das Gastzimmer war bereits gelüftet und geheizt, und das große Himmelbett mit den roth- und weißgestreiften Vorhängen, welche die Großmutter gesponnen, mit schneeweißen Leintüchern ausgerüstet; gegenüber, an der Wand, hingen die lebensgroßen Conterfeien der Großeltern, und schauten so freundlich auf die bereitete Ruhestätte hin, als wollten sie noch von Oben herab den frommen hochbegabten Mann segnen, wie sie auf Erden so oft den hoffnungsvollen Enkel gesegnet hatten. In der Wohnstube deckte Frau Magdalene den großen eichenen Tisch, und stellte den silbernen Becher mit des Großvaters Namen und Wappen vor den Ehrenplatz, während ihr Mann einen köstlichen alten Wein, der in der Großeltern Reben gewachsen, in die glänzenden zinnernen Kannen goß. Draußen am Herde stand die alte Walpurgis und sah sorgfältig nach, ob der Hefenteig aufgehe, den sie heute verfertiget, um die Fastnachtsküchlein zu backen, welche der Doktor ehemals so gerne gegessen. Walpurgis hatte nämlich schon bei der Großmutter gedient, als der junge Hans als Studiosus nach Freiburg gezogen, und that sich nicht wenig darauf zu Gute, wie sie es schon damalen „unserer alten Frauen selig“ vorausgesagt, daß aus

dem jungen Menſchen gewiß einmal ein großer Mann werden würde!

Das Wetter war wunderſchön; hell glänzte die liebe Sonne am reinen, blauen Himmel; der Wind blies friſch und belebend durchs Thal und hatte die kothigen Straßen wie mitten im Sommer getrocknet. Die älteſten Bürger und Vorgeſetzten hatten ſich vor Meiſter Anſelmus Hauſe verſammelt, um dem erwarteten Doktor bei ſeiner Ankunft den Ehrentrank im güldenen Becher zu überreichen. Einige der jüngern ritten zu Pferde dem Wagen entgegen, ihm das Ehrengeleit zu geben, und noch andere, Leichtfertigere, drängten ſich draußen auf der Schloßbrücke zuſammen und betrachteten neugierig die Ankunft der geladenen Faſchingsgäſte des kaiſerlichen Landvogtes. Die luſtigen Buben aber zogen mit bunten Fähnlein, Trommeln und Pfeifen, papiernen Larven und geſchwärzten Geſichtern lärmend den Wagen und Reitern nach, welche, bald vermummt, bald mit einem ganzen Troß Jagdhunde, Falken und Reiſige, ihren Einzug auf dem Schloſſe hielten.

Mitten unter dieſem bunten Gewimmel ſtand auf der Schloßbrücke der arme blinde Fridli, von einem ſchwarzen Pudel geleitet. Er mochte kaum zwanzig Jahre zählen, war ſchlank und groß gewachſen, und hatte kräftige Glieder; aber die tiefen Narben, welche ſein ganzes Geſicht und die geſchloſſenen Augenlider überzogen, entſtellten ihn fürchterlich. Aus dem Breisgau gebürtig, war Fridli als Viehwärter bei dem Herrn von Mörsberg in Dienſt getreten; dort war er vor Kurzem an den Blattern erkrankt und erblindet, und zog nun mit dem ſchwarzen Pudel, Waldmann, und mit einer Leier, die man ihm auf Mörsberg geſchenkt,

bettelnd im Lande herum. Er hatte eine äußerst melodische Stimme und sang, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen, bald die klagenden, bald die lustigen Volkslieder und Balladen, die damals gäng und gäbe waren. In einer Nachtherberge hatte er gehört, daß auf dem Schlosse von Kaisersberg ein großes Festgelage sein und am nämlichen Sonntage der Kaisersberger Doktor in der Kirche seiner Vaterstadt predigen werde, und sowohl am Schloßthore als an der Kirchthüre auf reichliches Almosen hoffend, hatte er sich, von seinem treuen Pudel und guten Menschen geleitet, nach Kaisersberg begeben.

Aber statt der gehofften reichen Spende erntete der arme Fridli heute nur Kummer und Schmerz. Sein blatternarbiges, rothes Gesicht zog ihm die gröbsten Spottreden zu, und während er den wilden Buben vorleierte und seine lustigen Schnurren dazu sang, hätte er innerlich Blut weinen mögen, denn noch war kein einziger Pfennig in das alte Barret gefallen, welches Waldmann, auf den Hinterfüßen sitzend, in seiner Schnauze mit bittenden Gebärden dem Publikum darhielt, und als auf den Ruf: Jetzt kommt der Wagen des Doktors! sich die Menge plötzlich verlaufen und nach dem Städtchen gestürmt, ja, da wollte Fridli eben auch mit, um den frommen Mann, von dem es allgemein hieß: „Er habe die Armen und Elenden lieb", um ein Almosen zu bitten. Aber ein böser Bube hatte heimtückisch die Schnur entzwei geschnitten, an der ihn der Pudel zu führen pflegte; wohl schmiegte sich dieser an seine Füße und zog ihn an den Beinkleidern, um ihm den rechten Weg zu weisen: Fridli, mit der Umgebung gänzlich unbekannt, that einen Fehltritt von der steinernen Brücke herunter, übertrat sich

den Fuß und fiel mit einem durchdringenden Schmerzensschrei an den Rand des Schloßgrabens.

Der kleine Matthis, Frau Magdalenens Erstgeborner, der mit den Buben auch hinausgelaufen, hörte den Schrei, wandte sich um, und als er den Blinden am Rande des Grabens liegen sah, verließ er seine muthwilligen Kameraden und eilte schnell zum armen Fridli zurück. Doch hier war guter Rath theuer und der kleine Matthis viel zu schwach, um dem Blinden aufzuhelfen, der einen stechenden Schmerz im Fuße fühlte, sich zwar mühsam aufrichten, aber unmöglich darauf stehen konnte. Was war zu thun? die vor Kurzem von Menschen wimmelnde Straße war plötzlich leer geworden und der kleine Matthis mit Fridli allein zurückgeblieben — da fiel dem Kleinen das nah am Thore des Städtchens gelegene Haus der Gote Ursula ein, und er sagte zu dem jammernden Fridli: „Wart' ein wenig, ich will den Konrad holen und der muß dich zur Gote führen, die deinen Fuß verbinden wird."

Jungfrau Ursula hatte fast in jedem Hause der guten Stadt Kaisersberg ein Kind aus der Taufe gehoben, und wurde deshalb von Jung und Alt kurzweg nur „die Gote" geheißen. Sie war die jüngste Tochter von Geilers Großeltern und hatte den Doktor im väterlichen Hause aufwachsen gesehen, und den Knaben nach Kräften überwacht und gepflegt. Fromm und seelengut spendete sie die Hälfte ihres Einkommens an Kirche, Klöster und Bettelmönche, und theilte wöchentlich zweimal den Armen Brod und Haferbrei aus. Mit zunehmendem Alter war aber die gute Gote von ihrer Reinlichkeitsliebe und Pünktlichkeit so sehr beherrscht worden, daß Alles, was den geregelten Gang des täglichen

Schlendrians unterbrach, ihr in tiefſter Seele zuwider war, ja ſie ſogar ganz unglücklich machen konnte, und nur ihrem Lieblinge, dem kleinen Matthis, gelang es bisweilen, durch ſeine Bitten ſie aus dem gewohnten Gleiſe zu bringen. Heute hatte ſie ſich in ihren größten Staat geworfen, was gar ſelten geſchah, und hatte eben eine Flaſche Strohwein, den Niemand ſo gut wie ſie zu keltern verſtand, aus dem Keller geholt, um ſie dem verehrten Neffen Doktor zum Willkomm zu bringen, als der kleine Matthis athemlos gelaufen kam.

„Aber Kind!“ ſagte die Gote, indem ſie ihm die Haare aus den Augen ſtrich und ſein Geſicht mit ihrem Schnupftuche abwiſchte, „wie du nun einmal wieder ausſieheſt! Haſt gewiß recht wild gethan und wirſt nicht nachlaſſen, bis du dich bei dem ſcharfen Winde erkälteſt und ernſtlich krank wirſt.“

„Gote“ — verſetzte der Kleine, der nicht recht wußte, wie er ſein Anliegen vorbringen ſollte — „Gote, denk', es hat Einer dem armen blinden Fridli die Schnur entzweigeſchnitten, an der ihn der Pudel führt — — und da iſt der Fridli ſchier in den Schloßgraben gefallen und hat ſich recht weh gethan.“

„Der arme Menſch! Wie kann man nur ſo boshaft ſein! Der Konrad muß ihm gleich eine andere Schnur und ein Almoſen bringen.“

„Das hilft ihm jetzt nichts, Gote. Denk', er kann gar nicht auf ſeinem Fuß ſtehen, ſo weh thut er ihm. Gelt', der Konrad darf den großen Schubkarren nehmen und den Fridli hieher führen, damit du ſeinen Fuß verbinden und heilen kannſt?“

„Biſt du von Sinnen, Matthisle? Mein Haus iſt ja kein Siechenhaus!“

„Aber, Gote, es wird bald finster und recht kalt werden diese Nacht, hat der Vater gesagt, und der blinde Fridli kann doch nicht die ganze Nacht mit seinem bösen Fuße draußen am Schloßgraben liegen bleiben. — Nein, Gote, das kann er nicht und du mußt ihn holen lassen."

„Und wenn ihn auch der Konrad holt und ich nach seinem Fuße sehe — was soll dann weiter aus ihm werden?"

„Ei, du mußt Stroh in die Scheune streuen lassen, ihn darauf legen und behalten, bis er wieder gehen kann."

„Nein, Kind, das kann ich wahrhaftig nicht — das mußt du mir nicht zumuthen", sagte die Gote ganz erschrocken. „Wirst mich doch nicht zwingen wollen, den blinden Landstreicher in mein Haus aufzunehmen?"

„Doch, doch, Gote, du nimmst ihn schon!" bat schmeichelnd der kleine Matthis. „Weißt, du nimmst ihn jetzt um Gottes willen und kriegest im Himmel deinen Lohn dafür, wie die Mutter sagt." Und somit sprang er in den Stall zu seinem guten Freunde Konrad, und war mit dem Knechte und dem Schubkarren zum Hofe hinaus, ehe die Gote Nein sagen und zu sich selber kommen konnte.

Sie trippelte unterdessen in der allergrößten Verlegenheit vor dem Hause herum und sagte ärgerlich: „Der Tausend-Junge macht aber auch mit mir was er will!" Ursula war nicht hartherzig; aber den blinden Bettler, vielleicht voll Ungeziefer, in ihrer so sauber und zierlich gehaltenen Scheune aufzunehmen, den kranken schmutzigen Fuß, jetzt in ihrem besten Sonntagskleide berühren und verbinden zu müssen! — Nein, noch einmal, das war ihr doch wahrhaftig nicht zuzumuthen. — Aber sie versprach ihrem Gewissen, das sie leise eines Bessern belehren wollte, lieber

einen harten Thaler daran zu wenden und den Blinden bei den Beguinen oder Blotzbrüdern *) heilen zu lassen.

Indessen war der Schubkarren mit dem armen Fridli, von Konrad kräftig geschoben, und der kleine Matthis mit dem Pudel angekommen. Ihnen auf dem Fuße folgte ein Bote, von Frau Magdalenen ausgesandt, den kleinen Matthis zu suchen und der Gote anzusagen: „Der Herr Vetter Doktor seien bereits angelangt und verlangten gar sehr die werthe Muhme Ursula baldmöglichst zu sehen.“ Und die arme Gote, getheilt zwischen ihrer Herzensangst und Freude, mochte wollen oder nicht; sie mußte in den sauern Apfel beißen und den Blinden in ihre Scheune führen und von Konrad auf frisches Stroh betten lassen.

Als er aber da lag, der arme Fridli, in Fieberhitze, mit den erblindeten Augen und dem gräßlich entstellten Angesicht, als ihm der Schmerz Thränen auspreßte, er die Hände krampfhaft faltete und leise stöhnte: „O Mütterli, Mütterli, wenn i nur bi dir wär'!“ ja, da traten auch die hellen Thränen in Ursula's Augen; sie vergaß die in Unordnung gebrachte Scheune, das Ungeziefer und den Sonntagsstaat, beugte sich freundlich über den Armen, sagte ihm einige tröstende Worte, untersuchte seinen dick geschwollenen Fuß, verordnete Umschläge von Wein und Kräutern, und nachdem sie Konrad alles Nöthige zur Pflege des Blinden gegeben und eine warme Decke über Fridli geworfen, nahm

*) Die Begharden, oder Lollarden, wurden im Elsaß vom Volke nur Blotzbrüder, d. h. Blatter-Brüder genannt, weil sie den Blatterkranken gewöhnlich abwarteten; die Beguinen waren Frauen, welche, ohne Gelübde wie die Nonnen abzulegen, zusammenlebten und sich oft der Krankenpflege widmeten.

sie den kleinen Matthis bei der Hand und ging so leicht, als ob sie zwanzig Jahre jünger geworden, nach des Großvaters Hause, den lieben Neffen Doktor dort freudig willkommen zu heißen.

Unterwegs wurde aber der guten Gote wieder bange, je näher sie dem Hause kam: wußte sie doch auch gar nicht, wie sie den Neffen empfangen und anreden sollte! Mit Hans und Du, wie ehemals? Nein, das würde sich ja gar nicht schicken gegen einen so gelehrten frommen Mann, den Geweihten des Herrn, der die Familie zu so großen Ehren gebracht! Und mit „Wohlehrwürden oder Herr Doktor!“ — das, meinte sie, würde ihr schwerlich über die Lippen gehen. War es doch derselbe Hans, den sie als dreijähriges Kind mit der tief betrübten Schwester — o sie erinnerte sich noch, wie wenn es erst gestern gewesen — als der Schwager auf der gefährlichen Bärenhetze das Leben verloren, von Ammerswihr heimgeholt und der weinenden Mutter vor Gott versprochen, sich in treuer Liebe des verwaiseten Knaben anzunehmen.

Auf der Treppe kam ihr aber die alte Walpurgis mit freudigem Gesichte entgegen und erzählte: „Wie der Herr Doktor zwar gewaltig fromm und vornehm aussähen, ganz wie ein gnädiger Herr Prälat; wie er aber doch noch der alte leutselige Hans von ehemals sei, sie sogleich wieder erkannt, ihr kräftig die Hand geschüttelt, ja, sie sogar gefragt habe: „Ob sie noch so gute Küchlein backen könne, wie zu der Großmutter Zeiten, und wie sie ihm zum letzten Imbiß gebacken, da er als fahrender Schüler zum erstenmal in die weite Welt gezogen?“

Und als die Gote darauf mit erleichtertem Herzen und einem tiefen Knixe in die Stube getreten, da eilte der stattliche Doktor auf sie zu, schloß sie in die Arme und rief freudig: „Ei, tausendmal willkommen, du liebe alte Ursula, du! Hat mich herzlich verlangt, dich wieder zu sehen. Ist aber heut zu Tage die verkehrte Welt, die Alten müssen zu den Jüngern kommen, statt umgekehrt. Hab' auch gleich nach meiner Ankunft zu dir gehen und dich begrüßen wollen, wie sich's gebührt hätte. Aber Magdalenchen da hat gemeint, es würde dir lieber sein, wenn ich dich hier erwartete."

„Behüte — das wäre doch zu viel Ehre gewesen, wenn sich der Herr Doktor so sehr bemüht hätten," stammelte die froh erstaunte Gote.

„Höre, liebe alte Seele, ich bin dein dankbarer Neffe Hans von ehemals, dem du von Jugend auf viel Liebes und Gutes erwiesen, und darum laß mir die Ehre und den Herrn Doktor hübsch bei Seite, jetzt, da wir uns durch Gottes Gnade nach langen Jahren wieder sehen." So sagend, führte der Doktor die Gote an den für ihn bestimmten Ehrenplatz, behauptend: „Er gebühre ihr heute von Rechtswegen, denn sie sei an der seligen Großmutter Stelle hier." Dann stellte er ihr seinen jungen Freund, den Magister Sebastian Brandt, *) vor, der zwar gegenwärtig in Basel lebe und lehre, aber ein Bürgerskind der guten Stadt Straßburg sei, und darum auch jetzt die Fastenzeit in der Heimath bei seinen Verwandten zubringen wolle, und fügte noch schalkhaft lächelnd hinzu: Zürnest mir vielleicht, liebe

*) Sebastian Brandt wurde 1458 in Straßburg geboren.

Muhme, wenn ich dir ſage, daß ich dem lieben Freunde da für heute und morgen eine Nachtherberge in deinem Hauſe verſprochen habe?

Die arme Gote wurde ganz blaß vor Schrecken: den blinden Bettler in der Scheune — und nun noch den fremden Herrn im Hauſe — und ſie war ſo gar nicht darauf vorbereitet; wenn ſie es doch nur vorher gewußt hätte!

Aber Frau Magdalene, welche auf ihrem Geſichte las, flüſterte ihr leiſe zu: „Sie möge nur ganz ruhig ſein und ihr die Schlüſſel geben, ſie wolle dann während des Nachteſſens Walpurgis hinſchicken, um dem unerwarteten Gaſt das Nachtlager zu bereiten.“ Nun wurde auch der kleine Matthis von ſeinem Vater dem Doktor vorgeführt, mit der Bemerkung: „Er ſei zwar klein für ſein Alter; aber wenn er nur brav werde, ſo habe das nichts auf ſich.“ Der Doktor hob ihn in die Höhe, küßte ihn herzlich, und der Kleine mußte dann, nach der guten alten Sitte, in die Kinderſtube, dort ſeine Milchſuppe eſſen und um ſechs Uhr zu Bette gehen.

Dem Doktor ging das Herz auf in der lieben alten Umgebung, wo nichts verändert war und er ſogar den alten gepolſterten Lehnſtuhl wiederfand, in dem die Großmutter geſeſſen, mit ihm gebetet und die Geſchichten erzählt, die er noch ſo lebhaft im Gedächtniſſe behalten: „Weißt du noch, Urſula, es war auch in der Faſtnachtszeit; ich, ein junger, muthwilliger Burſche von fünfzehn Jahren, hätte gern Theil genommen an einer Faſchingsmummerei und dem darauf folgenden Tanze; du, obgleich kein Häschen mehr, wäreſt doch gerne mitgegangen, um dir den Spektakel anzuſehen; da hat uns die Großmutter einen Traum erzählt. ...“

„Ach ja! sie sagte, ein Bauer mit der Sense sei in der Nacht zu ihr getreten. . .“

„Das heißt, Freund Hain, des lieben Herrgotts Sensenmann.“ — Sie aber habe ihn hart angefahren und ihm gesagt: Ei, so kehre doch zu gelegener Zeit bei uns ein. Jetzt haben wir anderes zu thun, als an dich zu denken. Wir essen, wir trinken, wir putzen und vermummen uns, treiben allerlei Thorheiten, und sind sammt und sonders Fastnachtsnarren geworden. Komm du lieber am Aschermittwoch wieder, da fängt die Fastenzeit an. — Aber der Sensenmann habe ihr geantwortet: Meine Zeit ist allewege und ich muß mähen ohn' Unterlaß. Wehe dem, den ich im tollen Taumel der Sinnenlust fälle; er fährt geraden Wegs zur Hölle! Darum sei du klug und bedenke das Ende; weißt ja nicht, ob du am Aschermittwoch noch unter den Lebendigen bist. — „Kinder,“ hat dann die Großmutter gesagt, „den Traum vergesset nicht, und thut nichts, und geht nirgends hin, wo euch der Sensenmann mit Schrecken erfüllen würde, wenn er euch unversehens begegnen sollte. Denn wir Alten müssen sterben, aber ihr Jungen könnt sterben; plötzlich und schnell, ehe ihr es vermeint, kann der Tod euch übereilen.“ Wir beide sind damals daheim geblieben, Ursula. Und wenn mich später, als fahrenden Schüler, Versuchungen aller Art umgaben, und meine Kameraden mich zu Lumpenstreichen verleiten wollten, ist mir der Großmutter Traum wieder eingefallen und hat mich vor mancher Thorheit bewahrt.“

„Ja,“ sagte die Gote mit einem tiefen Seufzer; „es ist wahr: die Jungen können sterben, aber wir Alten müssen sterben; und wenn man, wie ich, bereits hoch in den Sechzigen ist, ach, da steht der bittere Tod so nahe und grinst

einen ſo fürchterlich an, daß es mir ganz bange und immer bänger um's Herze wird!"

„Liebe Urſula," ſagte der Doktor, „man hat einmal einen frommen Chriſten gefragt: „Wo er daheim ſei?" Da hob er den Finger auf, zeigte gen Himmel und ſprach: „Da bin ich daheim." — Wir aber ſind thörichte Leute, haben unſer rechtes Vaterland vergeſſen und thun, als ob wir immer da bleiben ſollten."

„Und doch wiſſen wir Alle, daß wir ſterben müſſen, und fürchten uns doch ſo ſehr vor dem Tode, der ja eigentlich nur die Einkehr in die ewige Heimath iſt oder ſein ſollte," meinte Sebaſtian Brandt.

„Weil wir Alle von Gott abgefallen und durch unſere Sünden weit, weit von Ihm ausgegangen ſind. Wer aber zu weit ausgeht, findet den Weg nicht wieder heim," verſetzte der Doktor.

„Ich habe auch ein Uebriges gethan," ſagte die Gote, „und mir vom Dominikanermönche, der direkt von Rom gekommen, um einen Goldgulden einen Ablaßzettel gekauft für alle meine begangenen und noch zu begehenden Sünden."

„Hätteſt aber vom Dominikanermönche auch noch ein rechtſchaffenes Stück Buße dazu kaufen ſollen; ſonſt iſt dein Ablaßzettel keinen Heller werth, arme Urſula, wenn du ihn ſchon mit einem Goldgulden bezahlt haſt!" brauste der Doktor auf. Ueber Sebaſtian Brandt's Geſicht glitt ein feines Lächeln, während Meiſter Anſelmus und Frau Magdalene betroffen aufhorchten und die Gote ganz verblüfft den Doktor anſtarrte.

Dieſer aber faßte ihre Hand und fragte ſanft: „Sage

mir, liebe, redliche Seele, hat der Ablaßzettel dir deine Todesfurcht genommen?"

„Nein, Herr Doktor; nein, Neffe Hans, das hat er nicht — — und wer mir sagen könnte, woran es liegt, der würde mir einen schweren Stein vom Herzen wälzen," sagte die Gote demüthig und mit Thränen in den Augen.

„Hast mir da eine Flasche vortrefflichen Strohwein gebracht, liebe Ursula, der mich in der Fastenzeit stärken und erlaben soll, wenn mein Magen, der nun einmal das Sitzen und Studiren nicht vertragen will, mich wieder molestirt. Aber ich setze den Fall, du hättest mir eine leere Flasche gegeben, könnte ich dann auch mein Magenelixir daraus trinken?"

„Bewahre, Neffe Hans! Wenn ich ja das gethan, hätte ich Spott mit dir getrieben."

„Und willst doch gegen Gott den Herrn handeln, wie du nimmer gegen ein sündiges Menschenkind dir zu thun erlauben würdest? Und Ihm mit deinem Ablaßzettel gleichsam eine leere Flasche zum Opfer bringen, aus der du aber darum auch nicht das heilende Elixir für deine kranke Seele schöpfen und trinken kannst."

„Aber was muß ich denn thun, Neffe Hans?"

„Buße, liebe Seele, nämlich deine Sünden erkennen und aufrichtig bereuen, und täglich auf gut deutsch, das heißt von ganzem Herzen, beten: „Herr, vergib mir meine Schuld und nimm mich um Jesu Christi willen gnädig an!" Und wenn du das thust, so wird auch Gott, durch seinen heiligen Geist, den köstlichen Wein seiner Gnade und der Gewißheit deiner Sündenvergebung in dein zagendes Herze gießen, und die Todesfurcht daraus vertreiben. Wie denn

geschrieben stehet im Propheten Jesajas: „Kommet her und kaufet ohne Geld, beides Wein und Milch“ (Jesaias 55, 1); will sagen, Kraft zur Heiligung und Trost zum Sterben. Ohne Geld, aus freier Gnade — hörst du, Ursula! Der Herr bedarf deines Goldguldens nicht; was Ihm aber wohlgefällt, das ist ein bußfertiges Herz und eine nach dem ewigen Heil verlangende Seele. Und das kann, Gottlob, auch der Aermste geben.“

„Warum hat mir denn das noch Niemand gesagt?“ fragte tief aufathmend die Gote.

Und wiederum lächelte Sebastian Brandt und meinte: „Ja,

„Die Wahrheit man jetzt selten hört,
„Die heil'ge Schrift wird ganz verkehrt,
„Und anders viel jetzt ausgeleit (ausgelegt),
„Als sie der Wahrheit Mund hat g'seit*) (gesagt).“

„Eure Hand, Herr Vetter Doktor!“ rief Meister Anselmus; „daß auch Ihr die schändliche Ablaßkrämerei mißbilliget, und die Nutzlosigkeit einer um Geld erkauften Sündenvergebung eingesteht, thut mir im Herzen wohl. Hab' noch keinen Priester und keinen Ordensmann eine so aufrichtige Sprache führen hören.“

Der Doktor reichte dem Vetter herzlich die Hand und sprach ernst: „Ueber dem Allem dürfen wir aber nicht vergessen, lieber Anselmus, daß unserer Sünden Lösegeld Christi Blut und Wunden, und wir also theuer erkaufet sind. Was aber den Ablaß anbelangt, so könnte Euch der gelehrte Magister dort ein treffendes Verslein darüber sagen. Wie heißt's in Eurem Narrenschiffe, Freund Sebastian?

*) Sebastian Brandt, Narrenschiff.

Dieser erwiderte:

„Der Ablaß ist so ganz unwerth,
„Daß Niemand darnach fragt noch gehrt,
„Ja, Mancher gäb' nit en Pfennig us,
„Wenn ihm der Ablaß käm' in's Hus."

Der Doktor fügte dann noch hinzu: „In welch' traurigem „Verfall sich gegenwärtig die christliche Kirche befände, und „wie der Gottesdienst zu einem Schauspiele ausgeartet, „welches die Anwesenden kaum ihrer Aufmerksamkeit wür„digten. Wie die Adeligen bei der Messe im Münster mit „klappernden Schnabelschuhen erschienen, mit Jagdhunden „und mit zur Jagd abgerichteten Falken, welche sie zuweilen „zum Zeitvertreib während des Gottesdienstes auffliegen „ließen, und wie Andere während der Messe ihre weltlichen „Geschäfte mit einander abmachten. Wie über der Münster„orgel eine groteske Figur angebracht gewesen, welche er, Geiler, „habe wegschaffen lassen, die man den Rohraffen genannt, „hinter welche sich während der Pfingstfesttage ein muth„williger Gesell zu verstecken pflegte, der die Menge durch „sein Geheul, derbe Späße und lustige Lieder ergötzte. Wie „man, um den Weg abzukürzen, vom nahen Markt Span„ferkel durch das Münster trage, so daß Geschrei und Lärm „den messelesenden Priester oft zu schweigen zwängen. Wie „vom St. Niklaustage bis zum Feste der unschuldigen Kind„lein ein Knabe im bischöflichen Ornate den Gottesdienst ge„halten, man verkleidet in die Kirche gegangen, Prozessionen „gehalten und dabei weltliche Lieder gesungen; wie sogar „Priester maskirt in die Kirche gekommen und die unziem„lichsten Scherze getrieben, und wie man jetzt statt dieser „schändlichen Mummereien die Schultheaterstücke im Münster „aufführe und auf diese Weise fortfahre, das Gotteshaus

„zu entweihen. Was besonders am Kirchweihfeste des Mün„sters, auf St. Adelphitage, den höchsten Grad erreiche, wo „Männer und Weiber den Tag mit Singen und Tanzen, „mit Neckereien und schamlosen Scherzen in der Kirche er„warteten; wo der Hochaltar zum Schenktische diene und in „der Katharinenkapelle Fässer mit Wein aufgestellt seien"*). — Und er schloß mit den Worten: „O! so oft ich an heiliger Stätte diese Gräuel ansehen muß, ist mir, als höre ich des Herrn Donnerwort hinein rufen! Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht!" (Marc. 11, 17.)

Worauf Sebastian Brandt besonders den sittenlosen Wandel der hohen und niedern Geistlichkeit bedauerte, den Hochmuth der Prälaten, ihre gränzenlose Habsucht, sowie die Unwissenheit der Dorfgeistlichen und das wüste, unzüchtige Leben in den Klöstern, und mit Meister Anselmus den Doktor aufforderte, doch kräftig fortzufahren, beim Kaiser, Papst und Bischof auf eine Reformation der Kirche zu dringen.

Geiler aber antwortete beinahe wehmüthig: „Liebe Freunde, „so oft ich auch verhofft, es sollten diese Schand und Laster „unter uns abgeschafft werden, haben mich unser heiliger „Vater, der Papst, und unser gnädiger Herr, der Bischof, „und alle Prälaten und Hofgesind nicht recht verstanden, „weshalb ich sie entschuldigen muß. Ich dringe scharf darauf, „Geistlichkeit, Gottesdienst und Klöster zu reformiren, „und sie verstehens, conserviren — und bleibt Alles beim „Alten!"**)

*) Siehe Röhrich's „Geschichte der Reformation im Elsaß." Erster Band Seite 51 bis 53.

**) Siehe Röhrich, Band I. Seite 68.

„Dürft Euch aber dadurch dennoch nicht abschrecken lassen, lieber Doktor und müßt treu eure Aufgabe lösen," sagte Sebastian Brandt. „Ihr, der Beichtvater des Bischofs, der Liebling des Volks, für den der Magistrat jetzt die schöne steinerne Kanzel in dem Münster bauen läßt, der beim Kaiser und Papst in so hohem Ansehen steht, Ihr seid vor Allen geeignet und von Gott sichtbarlich dazu ausersehen, das große Werk einer Kirchenverbesserung in's Leben zu rufen."

„Zweifle sehr daran, Freund Sebastian, daß ich dazu berufen bin; aber wie dem auch sei: „Es muß brechen," und kann in Gottes Namen nicht mehr so fortgehen in der armen Christenheit. Und weil Kaiser, König und Papst sich weigern, unser geist-, vernunft- und gottlos Leben zu reformiren, so wird der Bischof aller Bischöfe, Jesus Christus, sich seiner gefallenen Kirche erbarmen und einen Reformirer senden, der es besser versteht, und dem ich wohl nur den Weg bahnen muß. Mir sagt's eine innere Stimme, daß ich den Tag nicht erleben werde; aber wenn er für Euch anbricht, bitt' Euch, denkt daran, wie ich's vorausgesagt."

„Ja wohl," versetzte Sebastian Brandt, „Ihr habt Recht:

„Sankt Peters Schifflein ist im Schwang,
„Ich fürchte fast den Untergang;
„Die Wellen schlagen allseits dran,
„Es wird viel Sturm und Plagen han."

Darum laßt uns treu das Unsre thun, lieber Doktor, daß wir nicht am großen Tag der Ernte als die faulen, unnützen Knechte erfunden werden, welche ihr Pfund vergraben haben. Der Eine muß pflanzen und säen, der Andere begießen, und der Herr gibt das Gedeihen."

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen der drei Männer fing es aber an ſpät zu werden; und da der Doktor ſich zur morgenden Predigt noch ſammeln und vorbereiten wollte, ſo brach man auf, zur großen Betrübniß der beiden Frauen, die gar gerne noch länger zugehört hätten. Sebaſtian Brandt geleitete die Gote nach Hauſe, und unterhielt ſie ſo gut, daß Urſula, durch ſein launiges, anziehendes Weſen gefeſſelt, den blinden Bettler und alle Störung und Mühe vergaß, die ſie durch die Bewirthung des fremden Herrn gefürchtet hatte.

Der kleine Matthis hatte ſo ſanft geſchlafen, und war ſo zufrieden aufgewacht, wie ein Kind frommer Eltern, an deſſen Bettchen die Engel ihre ſtille Wacht halten. Da für den heutigen Sonntag, dem Doktor zu Ehren, Meiſter Anſelmus ſämmtliche Honoritäten von Kaiſersberg zum Mittageſſen geladen, ſo ſollte der Kleine gleich nach dem Frühſtück zur Gote gehen, um den Tag bei ihr zuzubringen, worauf er ſich ſehr freute, denn er war gar gerne bei der Gote; auch hatte er dem armen Fridli geſtern verſprochen, ihn früh Morgens zu beſuchen und das Butterweckleín zu ſparen, welches er jeden Sonntag Morgen zum Frühſtück überkam: den Armen müſſe man aber gewiſſenhaft Wort halten, hatte ihn ſein wackerer Vater gelehrt, und ſo ging denn unſer kleiner Freund freudig im Sonntagsjäckchen, das ſammtne Barretchen auf den lichtbraunen Haaren, zur Gote Urſula. Seine freundlich glänzenden Augen, ſeine vom friſchen Morgenwinde gerötheten Wangen gaben ihm ein ſo liebliches Ausſehen, daß wer ihm begegnete, ſich ſeiner freute, und nicht umhin konnte zu ſagen: Was doch der kleine Matthis für ein lieber, hübſcher Bube iſt!

Ein ganz anderes Bild bot der arme Fridli auf seinem Strohlager dar; er haderte mit Gott und war darum von doppelter Finsterniß umgeben; — wußte auch nicht, weil es ihm noch Niemand gesagt; „daß der Herr nicht von Herzen seine Menschenkinder plaget" — sondern, wie ein weiser Vater, sie züchtiget aus Liebe. Fridli hatte die Viehzucht so gut verstanden wie Keiner, war geschickt und gewandt zur Arbeit und darum auch gar stolz gewesen. Als ihm der Blotzbruder auf Mörsberg erklärt, er werde zeitlebens blind bleiben, denn seine Augen seien ausgelaufen" — da lehnte sich Fridli gewaltig gegen diesen unerforschlichen Gotteswillen auf, der ihm eben so hart als ungerecht erschien. — Und wenn er später, von dem treuen Pudel geleitet, am Ufer eines Flusses oder über eine Brücke ging und das Wasser rauschen hörte, so hätte er sich wohl hineingeworfen, um seinem qualvollen Dasein ein Ende zu machen, wäre nicht das Bild seiner guten Mutter warnend vor seine Seele getreten und hätte ihm, wie beim Abschiede, zugerufen: „Fridli, bleib fromm und gut, und vergiß das Beten, Gott und die Ewigkeit nicht!"

Nun zog es ihn aber mit unendlicher Sehnsucht zu diesem lieben, treuen Mutterherzen, zu der Hütte im Schwarzwalde zurück. — Doch mit leeren Händen wollte er nicht heimkehren, denn der Vater war todt, er der älteste von sechs Kindern, und sein Mütterli blutarm. Darum sparte der arme Fridli sorgsam jeden Pfennig in seiner Tasche auf, nährte sich nur vom hartem Bettelbrode und ein wenig Knoblauch; darum war er nach Kaisersberg gekommen, wo er, wie schon gesagt, reiche Spende erwartet und besonders gehofft, Geilern sein Leid zu klagen und ihn um Hülfe bitten

zu können; denn es hieß allgemein unter dem Volke, „der Doktor nehme sich der Unglücklichen und Armen in Liebe an und helfe, wie vor ihm noch Keiner geholfen.“ Und nun lag er da, blind und lahm, wie er wähnte, konnte an der Kirchthüre kein Almosen heischen, nicht in die Nähe des guten Herrn Doktors kommen, und nie, ach nie mehr zu seinem Mütterli zurückkehren. — „O, wenn ich doch nur sterben könnte!“ hatte er in der letzten langen Nacht, laut jammernd, gerufen. Und als der liebe Tag anbrach, als die Sonne strahlend am blauen Himmel glänzte, da lag der arme Fridli, an Gott und seinem Schicksale verzweifelnd, in dumpfes Hinbrüten versunken. Vergebens leckte der treue Waldmann ihm Gesicht und Hände, er wurde mürrisch zurückgestoßen; vergebens bot ihm Konrad einen Becher frisch gemolkene Milch zum Frühstücke an; Fridli erwiderte finster: „Er möge weder essen noch trinken, und wolle sich am liebsten ersäufen, da wo das Wasser am tiefsten sei!“

„Nein, so darfst du nicht reden, das ist Sünde, Fridli!“ sagte der kleine Matthis, der eben in die Scheune getreten und diese Worte gehört.

„Wir hätten besser gethan, ihn gestern Abend draußen am Schloßgraben liegen zu lassen, wenn er nicht dankbarer ist, daß man sich seiner so barmherzig angenommen,“ brummte Konrad unwillig und wollte den Becher Milch wieder wegstellen.

Aber der kleine Matthis nahm ihm denselben aus der Hand, trug ihn sammt seinem aufgesparten Butterwecklein an Fridli's Strohlager, nöthigte diesen so freundlich und sagte dem Pudel einen so lustigen guten Morgen, daß Fridli von des Knaben herzlicher Fröhlichkeit wie von einem Sonnenstrahl erwärmt, die Milch zu trinken und das Butter-

wecklein zu essen anfing, und wie es eben geht, die Milch schmeckte ihm sehr gut und das Butterwecklein noch besser; denn seit ihm sein Mütterli einmal eines von Freiburg zum Christkindlein heimgebracht, hatte er keines mehr gegessen. Mit dieser Erinnerung wachten aber die bessern Gefühle in dem armen Blinden wieder auf, und der böse, finstere Geist entwich. Fridli gab herzliche Antwort auf seines kleinen Freundes theilnehmende Fragen und schüttete ihm nach und nach sein ganzes Herz aus, erzählte von seinem guten Mütterli, von den schönen Kühen daheim und auf Mörsberg, von den bösen Blattern und von seiner Verzweiflung, als er blind geworden; von seiner Sehnsucht nach der Heimath, von seinem Schmerze, vergeblich nach Kaisersberg gekommen zu sein, wo er nun kein Almosen an der Kirchthüre bekommen und den Doktor nicht werde sprechen können. — Mit dieser Erzählung hatte sich aber Fridli einen schweren Stein vom Herzen gewälzt; er wußte nicht wie es gekommen, aber er fühlte sich nicht mehr so unglücklich, seit er sich ausgesprochen und sein Leid geklagt.

Konrad, der ab- und zugegangen, war so gerührt von des Blinden Unglück, daß er schweigend sein eigenes Kissen geholt und unter Fridli's Haupt geschoben und schier vergaß, sich zum Kirchgange zu rüsten. Der kleine Matthis aber, der aufmerksam zugehört, und dessen kluge Augen wie Karfunkelsteine funkelten, sagte tröstend: „Sei nur zufrieden, Fridli, ich will diesen Nachmittag den Herrn Vetter Doktor schon bitten, daß er zu dir in die Scheune kömmt und dich zu deinem Mütterli heimführen läßt.“ — Dann sprang er auf, rief den Pudel und eilte in das Haus, wo die Gote mit ihrem Gaste noch beim Frühstücke saß.

Waldmann, der ſonſt die Buben gar nicht leiden konnte und allemal zu knurren anfing, wenn einer ſeinem armen Meiſter zu nahe kam, folgte jetzt, auf den Ruf des kleinen Matthis, dieſem auf dem Fuße nach und kam mit ihm in der Gote Wohnſtube gelaufen.

„Kuſch! Kuſch!“ ſchrie die erſchrockenene Gote. „Ei, ſo laß doch den garſtigen Pudel draußen, Matthisle! Entſchuldigen Sie den kleinen Wildfang, Herr Magiſter“ — und indem ſie das ſagte, ſtand ſie ſchnell auf, ſperrte die Thüre wieder weit auf und ſuchte den Pudel hinaus zu jagen, der ſich hinter den kleinen Matthis geflüchtet.

„Gote! Gelt, ich darf heute mit dem Pudel an der Kirchthüre für den armen Fridli betteln?“ bat der Kleine und legte ſeine Hände beſchwichtigend auf den Kopf des verſchüchterten Hundes.

Die gute Gote, noch ganz außer ſich über den unverſchämten Einbruch des ſchmutzigen Pudels, war durch dieſe ſeltſame Bitte ſo außer Faſſung gebracht, daß ſie den kleinen Matthis ſprachlos anſtarrte, nicht recht wiſſend, ob ſie auch recht gehört, wache oder träume. Die Scene war aber ſo komiſch, daß Sebaſtian Brandt herzlich lachen mußte.

Das flößte dem kleinen Matthis friſchen Muth ein; er nahm die Gote bei der Hand, zog ſie wieder zu ihrem Stuhle zurück, und wiederholte mit ſeiner lieblichſten Stimme: „Gelt, gelt, du erlaubſt es mir? — Schau, wie der Pudel, er heißt Waldmann, ſo ſchön dienen kann!“ — Somit hieß er ihn auf den Hinterfüßen aufrecht ſitzen, gab ihm ſein Barret in die Schnauze und erzählte von Fridli's Unglück und Heimweh, und wie er ſtatt ſeiner an der Kirchthüre betteln wolle, damit der arme Blinde doch das gehoffte Al-

mosen bekomme, und das Alles so treuherzgig, so einfach und so rührend, daß der Gote und Sebastian Brandt davon die Augen übergingen.

„Ja," sagte die Gote nach einer Pause, „das hat der Junge, wenn er einen Unglücklichen sieht, so ist er Feuer und Flamme und gäbe sein Herzblut, damit ihm geholfen würde."

„O! laßt ihm diesen Schatz, Jungfer Ursula. Er ist kostbarer als alles Gut der Erde; denn er wird einst für ihn, im Himmel, zur unverwelklichen Krone werden," erwiderte Sebastian Brandt; dann sich zum kleinen Matthis wendend, sprach er mit freundlichem Ernst: „An der Kirchthüre betteln, das schickt sich nicht für dich, lieber Kleiner, und den Pudel darfst du auch nicht mitnehmen, denn Beides würde den Gottesdienst stören. Aber ich verspreche dir, heute noch mich mit dem Herrn Doktor zu berathen, wie dem armen Fridli zu helfen ist."

Der kleine Matthis wäre für sein Leben gerne an der Kirchthüre gestanden, und hätte dort den Pudel sein Kunststück aufführen lassen, weil er meinte, das würde das Herz aller Kirchgänger zu Fridli's Gunsten erweicht haben. Allein er war gewöhnt ohne Widerrede zu gehorchen, und führte stille Waldmann in die Scheune zurück; sagte aber dem Blinden, was der Herr Magister versprochen, und goß damit tröstenden Balsam in sein wundes Herz.

In diesem Augenblick ertönten alle Glocken der Stadt und luden zum Gotteshause ein. Ursula nahm ihren Liebling an der Hand und ging dann mit Sebastian Brandt, in wunderbarer, feierlicher Stimmung, den lieben, hochverehrten Neffen predigen zu hören.

Wir haben schon erzählt, wie zu Geiler's Zeiten Glauben und christliches Leben in der Kirche erloschen, und wie im Straßburger Münster mit dem Heiligsten frevelnder Spott getrieben wurde. Aus dem was sich aber in der Hauptkirche, unter den Augen der höchsten geistlichen Landesbehörde zugetragen, läßt sich leicht ermessen, wie im übrigen Elsaß in den Kirchen der Gottesdienst gehalten wurde.

Und dennoch, so groß ist der Einfluß eines einzigen, wahrhaft frommen, von Christi Geist beseelten Geistlichen, ging es an jenem Sonntage in der Kaisersberger Kirche ganz stille und andächtig zu. Da war zu des Doktors großer Freude keine einzige Maske zu sehen; sittsam und ehrbar gekleidet fand sich die gesammte Bürgerschaft ein; die Brüderschaften, Ordensleute und Nonnen kamen aus den Klöstern in anständiger Haltung zur Kirche; die Adeligen aus den umliegenden Schlössern, der kaiserliche Landvogt mit seinen Gästen waren ebenfalls erschienen, und zwar, wiewohl es Herren-Fastnacht war, ohne Mummerei in einfacher Kleidung. Ob die gnädigen Damen und Edelfräuleins vielleicht gefürchtet, der kühne, freimüthige Prediger möchte sie, wie er jüngst den vornehmen Damen in Straßburg gethan, von der Kanzel geradezu anreden und ihr Geschmeide von Gold und Edelsteinen, ihre Schleier, kostbaren Spitzen und seidenen Prachtgewänder, womit sie sich im Gotteshause schmückten, „einen sündhaften Plunder" schelten, „mit dem der Dämon der Hoffahrt ihre unsterblichen Seelen erkaufen und in's ewige Verderben ziehen möchte" — wollen wir dahin gestellt sein lassen.

An jenem Morgen predigte Geiler über Matth. 25, 40: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen

geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Er erzählte zuerst: wie die Fastenzeit ursprünglich in der christlichen Kirche entstanden und auf vierzig Tage festgesetzt worden sei, weil der Herr auch vierzig Tage und Nächte in der Wüste gefastet, ehe er sein großes Erlösungswerk auf Erden begonnen habe; sagte dann, wie die ersten Christen gefastet, indem sie zwei Drittheile oder wenigstens die Hälfte des Geldes, welches sie gewöhnlich für ihr Essen brauchten, den Armen gegeben, sich selbst aber mit den einfachsten Speisen begnügten; forderte seine Zuhörer auf, in diesem Sinne die Fasten zu begehen, und schloß mit der dringenden Ermahnung, um Gotteswillen sich in treuer Liebe der Armen und Elenden anzunehmen, an die Worte des Herrn erinnernd: „Ihr habt es mir gethan. — Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„Der Herr — rief er — hat Euch nicht geboten Klöster „und Kirchen zu erbauen, und darüber die lebendigen Bau„steine, die Unglücklichen, welche er „seine Brüder“ nennt, „verschmachten zu lassen. Wir lesen auch nicht in der Bibel, „daß Er am jüngsten Gericht sagen wird: Kommet her, „Ihr Gesegneten meines Vaters und ererbet das „Reich, das Euch bereitet ist von Anbeginn der „Welt, denn Ihr habt Kirchen erbauet, Klöster und Prä„benden gestiftet — sondern: Ich bin hungrig gewesen „und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig ge„wesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein „Gast gewesen und ihr habt mich beherberget. Ich „bin nackend gewesen, und ihr habt mich gekleidet. „Ich bin krank gewesen und ihr seid zu mir ge-

„kommen. Ich bin gefangen gewesen und ihr „habt mich besuchet. Ich will damit keineswegs sagen, „daß es Unrecht sei Kirchen und Klöster zu erbauen. Nein, „man soll das Eine thun, aber darf das Andere nicht lassen, „denn die Liebe ist das vornehmste Gebot."

Nachdenkend und tief ergriffen ging die Gote mit dem kleinen Matthis nach Hause; sie meinte, der Neffe Doktor habe heute ganz besonders für sie gepredigt. Daheim war ihr erster Gang zum armen Fridli, dessen Fuß sie sorgfältig untersuchte, ihm tröstend zusprach und sagte: „er solle sich nur nicht quälen, denn sie wolle ihn gerne behalten, bis er wieder gehen könne." Das Mittagessen bekam er von ihrem Tische, und noch einen Becher guten Wein zur Stärkung, was Konrad, der sonst wohl scheel dazu gesehen hätte, heute ganz in der Ordnung fand; denn er war ja auch in der Kirche gewesen und hatte des Doktors schöne Predigt andächtig mit angehört.

In Kaisersberg hieß es heute allgemein: „Wie ihr Doktor, so habe noch Keiner gepredigt." Sein ernstes gottbegeistertes Wort hatte fast in jedem Herzen Eingang gefunden, und wenigstens den Vorsatz erweckt, „wohlzuthun und mitzutheilen." In dieser Stimmung befanden sich auch die Gäste, welche Meister Anselmus zum Mittagessen geladen, und als sie sich beurlaubten, gaben sie alle ihrem verehrten „Kaisersberger Doktor" Wort und Handschlag, treu das Ihrige zu thun, und in seiner Vaterstadt „die lebendigen Bausteine", die Armen und Elenden, nicht mehr hülflos verschmachten zu lassen.

Mit zufriedenem Herzen ging der Doktor, nach der Vesper, seine liebe Muhme Ursula zu besuchen. Unterwegs erzählte ihm Sebastian Brandt vom armen blinden Fridli, und wie sich der kleine Matthis des Unglücklichen so liebevoll angenommen, ja sogar an der Kirchthüre für ihn betteln gewollt. Das freute den Doktor ungemein, und bei der Gote angelangt, war seine erste Frage: „Wo der Kleine sei, und wie sich Fridli befände?“ — „Der Blinde fühle weniger Schmerzen an seinem Fuße und solle bis zur völligen Genesung in ihrem Hause behalten und verpfleget werden, versicherte die Gote ernstlich ihren Neffen, der kleine Matthis aber habe um die Erlaubniß gebeten zu seinen Kameraden im Städtchen zu gehen.“

Was kömmt denn dort für eine Prozession, von einem Chorknaben angeführt? fragte Sebastian Brandt, der am Fenster stand.

„Ei, das ist ja unser Tausendsjunge, der wird gewiß wieder den Buben einen Gottesdienst halten wollen, wie er schon oft an den Sonntagen gethan,“ rief die Gote, welche im vermeintlichen Chorknaben sogleich ihren kleinen Matthis erkannt.

Paarweise, in der schönsten Ordnung, folgten die Buben, jeder sein Vesperbrod in der Hand, dem kleinen Matthis, welcher ein weißes Hemdchen über sich geworfen, mit einer Glocke läutend, gravitätisch voranschritt und den Zug in die Scheune führte, wo der arme Fridli lag. „Das müssen wir uns auch ansehen!“ riefen der Doktor und Sebastian Brandt zugleich, und gingen mit der Gote unter das Scheunenthor, wo sie unbeachtet stehen blieben.

Der kleine Matthis war von Haus zu Haus gegangen,

bis er alle seine Kameraden zusammen gebracht, hatte ihnen dann gesagt, sie möchten mit ihm in der Gote Scheune kommen, wo er Gottesdienst halten und ihnen die Predigt des Herrn Vetters Doktor wiederholen wolle, und wo der blinde Fridli läge, der gestern so bös am Schloßgraben gefallen sei. In dem Blinden sei aber jetzt der Herr Jesus selber in der Scheune, habe der Herr Vetter Doktor gesagt, und darum müsse jeder von ihnen sein Vesperbrod und alles Geld, das er vom Fastnacht-Singen überkommen, dem Herrn Jesu opfern, indem er es dem armen Fridli gäbe. — Und alle diese wilden, muthwilligen Buben folgten willig der Aufforderung des kleinen Missionars, und als die beiden Herren mit der Gote unter das Scheunenthor traten, da war es gar lieblich anzusehen, wie sie Alle, vom kleinen Matthis angeführt, feierlich um Fridli's Strohlager marschirten, zu dessen Füßen Waldmann, mit dem Barret in der Schnauze, auf den Hinterfüßen aufrecht saß, wie jeder sein Fastnachtküchlein, Aepfel, Nüsse und Butterweckle schweigend auf Fridli's Bettelsack legte und seinen Pfennig, mitunter auch kleine Silbermünze in das Barret des Pudels warf, und wie Konrad andächtig und mit gefalteten Händen dem kindlichen Treiben zusah!

Als der letzte Knabe seine Gabe geopfert, schlossen sie Alle einen Kreis um den kleinen Matthis, der die Glocke auf den Boden stellte, die Hände faltete und also betete: „Liebster Herr Jesu! Mache doch den blinden Fridli wieder sehend, heile seinen Fuß und führe ihn heim zu seinem lieben Mütterli! Und wenn wir zu dir in den Himmel kommen, gelt, dann sagst du uns auch, wie heute der Herr Vetter

Doktor versprochen: „Alles was ihr dem armen Fridli gegeben, das habt ihr mir gethan!“ Amen.

Da schritt der Doktor tief gerührt in den Kreis der stillen Kinder, die scheu bei seinem Anblick zurücktraten, legte segnend seine Hand auf das Haupt des kleinen Matthis und sprach, von prophetischem Geiste beseelt: „Wachse, kleiner Knabe, auch du wirst groß werden*).“

„So groß wie Ihr, Herr Vetter Doktor?“ fragte unser kleiner Freund, und blickte mit leuchtenden Augen zur hohen stattlichen Gestalt des Doktors empor. — „Gelt! dann dürfen sie mich aber nicht mehr „den Kleinen“ heißen?“

O du heilige Einfalt! „Ja, wahrlich, solcher ist das Himmelreich,“ sagte der Doktor bewegt, indem er den Knaben an sein Herz drückte.

Geiler hat damals, in der Gote Scheune, eine Kinderlehre gehalten, welche durch Gottes Gnade, in mehr als Einem dieser jungen Herzen später reiche Frucht getragen und die den meisten, bis in ihr hohes Alter, unvergeßlich geblieben ist. Als er den aufmerksamen Kindern erzählt: „Wie dem Herrn Jesu die Kinder so lieb wären, wie Er sie, als er auf Erden gewandelt, zu sich gerufen und geherzt und gesegnet habe, und wie sie ja heute erfahren, daß auch die Kinder ihm wieder lieben und Ihm in seinen armen Kranken und Unglücklichen Dank opfern und dienen könnten,“ da ist der kleine Simson Hiller plötzlich aufgestanden, hat sich hinter das Scheunenthor versteckt und bitterlich geweint.

---

*) Diese Worte soll Geiler wirklich zu dem jungen Matthis Zell gesagt haben.

„Was fehlt dir, armer Kleiner?“ fragte Sebastian Brandt, der ihm nachgegangen.

„O!“ erwiderte Simson, immer heftiger schluchzend, „mich kann der Herr Jesus nicht lieb haben, denn ich bin gar ein böser Bube und werde in die Hölle kommen.“

„Was hast du denn gethan?“

Simson wurde todtenblaß, dann wieder glühend roth, zitterte heftig und stammelte endlich: „Der kleine Matthis soll es sagen, er weiß es.“

Matthis wollte lange nicht mit der Sprache heraus und rief Simson tröstend zu: „Der liebe Gott vergibt dir gewiß, wenn du das Vaterunser recht andächtig betest!“ — Als aber auch der Doktor in ihn drang, und Simson sagte: „Ja, sage es nur, so werd' ich bestraft und bekomme Ruhe“ — da hat der kleine Matthis den Doktor um den Hals genommen und leise geflüstert: „der Simson ist es gewesen, der gestern dem armen Fridli die Schnur entzwei geschnitten, und er ist Schuld daran, daß Fridli gefallen ist und nicht mehr gehen kann.“

Nun, meinte der Doktor, das war allerdings ein böser Streich von ihm. Aber nicht wahr, Simson, du hattest es eben nicht überlegt, und wenn du gewußt, was es dem armen Blinden für Schaden zufügen würde, so hättest du die Schnur nicht entzwei geschnitten.“

Aber Simson schüttelte verneinend den Kopf, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sprach dumpf: „Nein, nein, ich hab's aus Bosheit gethan und gelacht, als ich den Fridli fallen sah. — O! straft mich nur recht, — ich hab's verdient.“

„Nun, wahrhaftig,“ sagte der Doktor erschüttert zu

Sebastian Brandt, „solch' herzliche, aufrichtige Buße habe ich noch bei keinem Erwachsenen gefunden!“ Dann sich zum kleinen Hiller wendend, sprach er sanft: „Sei nur getrost, mein Kind; deine Schuld ist dir, um Jesu Christi willen, vergeben, der deine Strafe am Kreuze erduldet hat.“

„Gewiß, gewiß?“ fragte Simson unter Thränen.

„So gewiß, als sich jetzt die heiligen Engel im Himmel deiner aufrichtigen Reue freuen. Aber nun komm zum armen Fridli und bitte auch ihm dein Vergehen ab. Zum Glück hat unser Herr Gott auch diesen Unfall zum Besten gewendet. „Was meinst du, Fridli? mir ist, du wolltest nun nicht, daß du nicht gefallen und nicht bei uns in der guten Gote Scheune wärest?“

Der arme Fridli, noch ganz betäubt von all der Liebe und Freundlichkeit, die ihm widerfahren, und von all dem Guten, das er so eben gehört, konnte nur einige unzusammenhängende Worte stammeln. Simson Hiller aber kniete an seinem Strohlager, hatte seine Hände gefaßt und rief weinend: „O Fridli! verzeih' mir nur! Es ist mir so leid dafür; ich will's gewiß mein Lebtag nicht wieder thun!“

„Kannst du singen, Fridli, was du in der Kirche gehört?“ fragte der Doktor den Blinden, und als dieser es bejaht, fuhr er fort: Nun so stimm einmal an: „Herr Gott, dich loben wir!“ — und Fridli hub an mit seiner schönen wohlklingenden Stimme; der Doktor, Sebastian Brandt und die Gote fielen ein, und der Lobgesang stieg feiernd vor den Thron des gnädigen, dreieinigen Gottes.

Hand in Hand standen Simson und der kleine Matthis, während des Gesanges da, der Eine den hellen gemüthlichen Blick bald theilnehmend auf seinen weinenden Gefährten,

bald freudig nach oben gerichtet, der andere, das dunkle, thränenfeuchte Auge ernst auf den Boden geheftet, als ahne er, wie Petrus nach seinem Falle, mit welchem Tode er einst den Herrn preisen werde.

Sebastian Brandt betrachtete die beiden Knaben mit tiefem Interesse; als der Gesang verhallt, fragte er den Doktor: „Was, meinet Ihr, will wohl aus diesen Kindern werden?“

„Jedenfalls ist die Hand des Herrn mit ihnen“ erwiderte der Gefragte. (Luk. 1, 66).

Die Buben waren längst heimgegangen, als der Doktor noch immer beim armen Fridli in der Scheune saß, ihn anhörte, ihm zuredete und Hülfe versprach, so viel Menschen helfen können. Fridli war zwar viel besser gestimmt als am Morgen, erkannte auch dankbar, wie gut man gegen ihn sei; aber daß er Zeitlebens blind bleiben müsse, in das konnte er sich noch immer nicht fügen, und sein letztes Wort auf des Doktors Trost und Ermahnungen war eben immer wieder: „Aber warum bin ich denn blind geworden?“

„Höre, Fridli,“ hat zuletzt der Doktor gesagt, „auf dein „Warum? kann ich dir keine andere Antwort geben als: „weil es Gottes Wille ist.“ Aber aus Liebe zu Gott „gerne leiden, das ist der Weg zum Himmelreich. Darum „versuch's einmal und präge auf deinen Bettelpfennig deine „demüthige Ergebung in Gottes Willen ein, und der Herr „wird dann mit seinem Gnadenhammer den schlechten „Pfennig zur Goldmünze schlagen, mit der du „die ewige „Seligkeit erwirbst.“

Ob es dem guten Doktor gelungen, das innere Licht in Fridli's Seele leuchten zu lassen, vermögen wir jetzt noch

nicht zu ſagen; ſo viel iſt gewiß, daß er getröſtet und ruhiger geweſen, ſeit der Doktor mit ihm geſprochen. Fridli iſt bis Oſtern bei der Gote geblieben und vom kleinen Matthis und beſonders von Simſon Hiller fleißig beſucht und erfreut worden.

Als am Oſtermontag Sebaſtian Brandt wieder durch Kaiſersberg gereist, hat er den blinden Fridli reichlich beſchenkt, mit nach Baſel genommen, und ihn von dort, den Rhein hinab, über Freiburg in den Schwarzwald zu ſeinem Mütterli führen laſſen. — Vielleicht erfahren wir in einer andern Erzählung, wie es ihm weiter ergangen, und ob der kleine Matthis wirklich in des Herrn Weinberg groß geworden iſt.

Doktor Geiler aber hat dreißig Jahre lang in Straßburg mit großem Segen gepredigt und gewirkt; hat alle glänzenden Anſtellungen, die ihm in Augsburg, Baſel und Freiburg angeboten wurden, ſtandhaft von ſich gewieſen und iſt ſeinem geliebten Elſaß treu geblieben, und es iſt nicht recht, daß er unter unſerm Volke, welches er ſo ſehr geliebt, ſo ganz verſchollen und vergeſſen iſt. Er war der Liebling des guten Kaiſers Maximilian I., der oft nach Straßburg gekommen ihn zu hören und ihn nur „den Kaiſersberger“ nannte. Geiler drang beim Kaiſer auf Abſchaffung der Folter, und wenn ihm auch nicht Alles gelungen, was er gewünſcht und erſtrebt, ſo hat er dennoch viel Gutes gewirkt. Er erlangte, daß man die Gefangenen milder behandelte, und den zum Tode verurtheilten Verbrechern den geiſtlichen Troſt und Zuſpruch und den Genuß des heiligen Sakraments zugeſtand, was man ihnen bis dahin, aus alter Gewohnheit, grauſam verweigerte. Durch

seinen Einfluß wurde Sebastian Brandt, der berühmte Dichter des Narrenschiffs, in seiner Vaterstadt Straßburg 1500 zum Kanzler ernannt, wo er bis zu seinem Tode 1521 geblieben und viel zum allgemeinen Besten gewirket hat. — Mit seinem Freunde Geiler vereint ist es ihm gelungen mehrere wohlthätige Anstalten zur Verpflegung der Armen, Kranken und Elenden in Straßburg zu gründen. Geiler starb 1510, in seinem 64sten Jahre, von Allen und besonders vom gemeinen Volke tief betrauert, und der Geist, der auch jetzt noch aus seinen hinterlassenen Predigten zu uns spricht, zeugt, daß er ein treuer Diener Gottes und ein eifriger Arbeiter in seines Herrn Weinberg gewesen. Er wurde unter der schönen steinernen Kanzel im Straßburger Münster begraben, welche der Magistrat für Geiler hatte erbauen lassen, und um die sich, so oft er gepredigt, die Menge der Zuhörer gedrängt.

Möge sein Andenken unter uns im Segen bleiben!

Der alte Stephansthurm in Mülhausen.

„Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den
„Demüthigen gibt er Gnade."
1 Petri 5, 5.

Stehst so ernst und lebensmüde da, du lieber, alter Thurm du, und deine Glocken tönen so wehmüthig von dir hinunter, als wollten sie uns sagen: daß du nicht mehr in die neue Welt hineingehörst, die um dich her entstanden, und daß die Zeit gekommen, wo sie auch dir zu Grabe läuten werden und du das greise Haupt zur Ruhe legen darfst. Nun, wir wollen dir deine Ruhe auch herzlich gönnen, denn du hast viel erlebt, bist manch' Menschenleben lang da gestanden; und hast viel Kampf und Streit, aber, Gott sei Dank, auch manch' schönen Sieg gesehen! Und wenn wir deine stumme Sprache nur verstehen wollten, du würdest uns zum Abschied noch viel erzählen und manch' gute Lehre geben können.

Aber uns Allen thut es weh von dir zu scheiden, denn wir gedenken gerne jener Zeit, wo das jugendliche Herz vor Freude hoch aufschlug, wenn wir aus der Fremde in die Heimath kehrten und von Ferne deinen stattlichen Helm

wieder erblickten. Und darum drängt es mich heute zu erzählen, was ich in der alten Chronik gelesen, von Melchior Küffer, der viele, viele Jahre Thurmwächter auf dir gewesen, und dem du so an's Herz gewachsen warst, daß er lieber sterben, als von dir scheiden gewollt.

Vetter Melcher, wie ihn die Leute nannten, ist gar ein wunderlicher Kautz gewesen, mit dem nicht viel anzufangen war und der von jeher seinen eigenen Weg gegangen. Als Thurmwächter konnte ihm Keiner was anhaben, denn er war auf seinem Posten wie angenagelt, erspähete mit seinen Falkenaugen jeden Unfug, der in und außer der Stadt getrieben wurde, und hat Manchem, der auf verbotenen Wegen gegangen, mit seinem Sprachrohr ein Wort der Warnung zugerufen, sich aber auch dadurch manchen Feind zugezogen; des Nachts hat er regelmäßig die Stunden, und wenn der Stadt Gefahr drohte, auf seinem Horn getreulich Alarm geblasen, und in Kriegs-, Feuers- und Wassernoth wacker Sturm geläutet. Kurz, wie gesagt, als Thurmwächter war er feuerfest. Und doch war er auch wieder so sonderbar, so ganz anders als andere Menschenkinder, kam selten, und je älter er geworden immer seltener und zuletzt gar nicht mehr von seinem lieben Thurme hinunter: „Unten," pflegte er oft zu sagen, „in den engen, finstern Gassen schnürt es mir die Brust zusammen; da ist Staub und Koth, Lärm und Getümmel, Hader und Streit, Neid und Mißgunst dazu. Aber auf dem Stephansthurme habe ich frische reine Himmelsluft, da scheint die liebe Sonne so warm und helle, und ich lebe stille und im Frieden."

„Glaub's wohl, daß er im Frieden lebt; nimmt mich Wunder mit wem er zanken wollte, der alte, närrische Ein-

ſiedler, auf ſeinem Thurmneſte, er iſt ja immer allein und verkehrt mit keiner lebendigen Menſchenſeele!“ ſagte die alte Urſel unten auf dem Platze, wo ſie Obſt feil hatte. Vetter Melcher hatte aber der Urſel in einer ſternhellen Nacht, als ſie in des Stadtſchreibers Zwingel unter den Obſtbäumen einen Spaziergang gemacht, warnend zugerufen: „Du ſollſt nicht ſtehlen!“ Er war auch nicht allein, der gute Vetter Melcher, und hatte eine wunderliebliche Geſellſchaft an ſeinem Goldlack, Rosmarin, Reſeda und den ſchönen Nelken, die er in Blumentöpfen gar ſchön zu ziehen verſtand, und die auf der luftigen Kirchthurmslaube durch ihren ſüßen Wohlgeruch ſein Herz erfreuten. Und Vetter Melcher liebte ſeine zarten Pfleglinge und den Stephansthurm von ganzem Herzen, denn ſie redeten Beide zu ihm von Gott, dem Geber alles Guten! und mit dem Dufte der Blumen und mit dem Schalle der Glocken, da ſtieg auch ſein Lob- und Dankgebet empor, und er dankte dem Herrn mit gerührter Seele, daß ſeine Blumen ſo herrlich blühten, und daß er da oben auf dem ſtillen Thurme leben durfte, wo er, wie er wähnte, dem Himmel viel näher war als unten im Gewühle der Menſchen. Er hatte aber auch noch einen andern Pflegling, und zwar eine lebendige Menſchenſeele, von der freilich die alte Urſel auf dem Platze nichts wußte, und die war ihm lieber als Alles auf der Welt; lieber als ſeine ſchönen Blumen und als ſein geliebter Stephansthurm, nämlich Zunftmeiſter Krämers kleinen Auguſtin.

Auguſtins Mutter, die Zunftmeiſterin, hatte den Knaben vom Herrn erbeten, wie Hanna den Samuel. Ihre Ehe war jahrelang kinderlos geweſen, und als der kleine Bube endlich zur Welt gekommen, da hat ſie ihn Auguſtin ge-

heißen, weil ihr der Prior des Auguſtinerkloſters während ihrer Schwangerſchaft viel von der heiligen Monika und ihrem frommen Sohne erzählt, und hat ihn dem Herrn geweiht und für ihn gebetet: daß er doch auch ein ſo treuer, frommer Diener der Kirche werden möge, wie der heilige Auguſtin. Und das Gebet der Mutter wurde erhört; der kleine Auguſtin war gar ein liebes, herziges Kind, und je älter er geworden, je herrlicher entwickelten ſich die ſchönen Gaben alle, womit der Herr die junge Seele ausgeſchmückt. Das Gemälde hatte aber auch ſeine Schattenſeite, wie eben Alles in dieſem Leben, und ſo ging es auch für die ſanfte Zunftmeiſterin und ihren kleinen Liebling nicht ohne Kampf und Thränen ab. Der Zunftmeiſter, Claus Krämer, war nämlich ein rechtlicher, aber auch ein harter, heftiger Mann, der daheim in ſeinem Hauſe und auf der Rebleut Zunft das Regiment mit eiſernem Scepter geführt. Und ſo hat er auch den kleinen Auguſtin, als dieſer kaum gehen konnte, für die kleinſte Unart ſcharf gezüchtigt und ihn oft mit der Ruthe wund gehauen, ſo daß der Kleine, der ſehr zarter Natur geweſen, mehr als einmal davon krank geworden, und überhaupt eine ſolche Furcht vor ſeinem Vater bekam, daß er erblaßte und zitterte, wenn er ihn kommen ſah, oder nur ſeine Stimme hörte. Das drückte natürlich der guten Mutter beinahe das Herz ab, und ſie litt um ſo mehr, weil ſie ſelbſt, unter dem ſchweren, ehelichen Joche gebeugt, es nicht wagen durfte, ihrem Eheherrn ſein hartes, liebloſes Verfahren gegen ihr einziges Kind zu verweiſen. Ach, ſie hatte gehofft, daß die Geburt eines Sohnes ihren Mann milder ſtimmen und die beſſern Gefühle in ſeinem Herzen erwecken würde, und nun ſchien es gerade das Gegentheil,

und der Zunftmeister war noch nie so böse und zornmüthig gewesen wie jetzt mit dem armen Kinde.“ „Mein armer, kleiner Augustin, warum habe ich dich erbeten müssen? O! über die harten, unmenschlichen Männer!“ seufzte sie einst, indem sie den Kleinen weinend an ihr Herz drückte.

„Müssen das nicht so hoch aufnehmen, Frau Zunftmeisterin. Der gestrenge Herr Zunftmeister sind eben schon bei Jahren, und da macht einen der Kinderlärm leicht unwirsch“, sagte Vetter Melcher, der eben gekommen, ihr einen blühenden Goldlack zum Osterfeste zu bringen, und ihren schmerzlichen Ausruf gehört.

„Aber mein armes Kind geht unter der harten Behandlung zu Grunde. Da seht selbst, wie blaß und mager er geworden, und wie nur noch Furcht und Zittern, aber kein fröhliches Leben mehr in ihm ist.“

„Müssen ihn dem gestrengen Herrn Zunftmeister so viel wie möglich aus den Augen thun, liebe Frau Zunftmeisterin. Wie gesagt, den Herrn können Sie nun einmal nicht an das Wesen der Kinder gewöhnen. Des Morgens geht er ja immer auf dem Felde und im Rebberg seinen Leuten nach, und Abends sitzt er unter der großen Linde oder auf der Zunft bei einem Becher Wein.“

„Aber am Nachmittag ist die böse Zeit für mich und den armen Kleinen.“

„Müssen ihn über diese bösen Stunden zu mir hinauf auf den Thurm geben, liebe Frau Zunftmeisterin. Ich will ihn hüten wie meinen Augapfel, und Sie werden sehen, wie sich oben in der frischen Luft seine eingefallenen Bäcklein wieder roth färben. Willst mit mir auf den Kirchthurm kommen, Augustin? Ich will dir droben schöne Blümchen

und ein buntes Osterei geben.“ Eine Weile sah der Kleine den Thurmwächter verwundert an, schlang dann plötzlich seine Aermchen um seinen Hals und sagte freudig: Ja! — und Vetter Melcher trug ihn triumphirend hinauf auf den Stephansthurm.

Seufzend und sinnend sah ihm die Zunftmeisterin nach. Aber am Ende hatte Vetter Melcher doch Recht, denn als der Zunftmeister heim gekommen, fragte er nicht nach dem Kleinen und schien die angedrohte Strafe vergessen zu haben, ja, er war sogar nach seiner Art freundlich und heiter, wie er es in langer Zeit nicht gewesen.

Und nun war Augustin täglich, manchmal den ganzen Tag, auf dem Thurme; denn so oft des Zunftmeisters Miene mit Sturm gedroht, oder wenn sonst im Hause Viel zu thun gewesen, hat ihn die sorgsame Mutter schon Morgens früh hinauf getragen. Und der Kleine hat jedesmal laut gejubelt, und ist bald mit seinem alten Freunde ein Herz und eine Seele geworden; und wußte nicht, wer ihm lieber war, der Thurm oder sein Wächter; und hat unter Vetter Melchers liebevoller Pflege wieder aufgeblüht, so frisch und schön wie die Blumen auf der Kirchthurmslaube, so daß der Mutter Herz von Dank und Freude überquoll.

Aber auch Vetter Melcher war glücklich, und sein liebevolles, kindliches Gemüth, das so lange nur mit leblosen Gegenständen umgeben gewesen, entfaltete im Umgange mit dem Kleinen den ganzen Schatz, der in ihm verborgen lag. Er spielte mit Augustin, zeigte ihm die fernen blauen Berge, die reichen Fruchtfelder, den Weinberg, die grünen Wiesen und Wälder und die Dörfer rings um die Stadt; sagte ihm, wie Dame Ill, die rüstige Sundgäuerin dort unten,

das helle Kristallwasser der muntern Doller in ihren Schooß aufnehme und mit sich fort in's Niederland, bis in den großen Rhein führe! und wie Gott das Alles so herrlich und schön zum Segen seiner Menschenkinder geschaffen.

An den schönen Herbstabenden hieß er ihn hinaufschauen in's goldene Abendroth (Vetter Melcher nannte es das Himmelsthor) und ließ ihn der Sonne freundlich „Gute Nacht" sagen, und sich über den funkelnden Abendstern freuen: „denn gerade so ein helles, lichtes Sternlein sei es gewesen, das die heiligen drei Könige nach Bethlehem zur Krippe des theuern Jesus-Kindleins geleitet." Und im Winter? ja, da war das Jubiliäum des Kleinen, denn im Thurmstübchen beim warmen Ofen da hat ihn Vetter Melcher auf den Schooß genommen, und so wunderschöne Geschichten zu erzählen gewußt, daß Augustin wachend und schlafend davon geträumt, und Melcher sie ihm wieder und immer wieder erzählen mußte; auch schnitzelte er während dem Erzählen seinem Liebling allerlei Figuren und Spielzeug von Holz, was diesen vollends bis in den dritten Himmel entzückte. Wenn Schnee gefallen, zog ihn der Vetter auf einem Brett, das er Schlitten getauft, auf der Kirchthurmlaube herum, oder hat ihm wohl gar einen Schneemann gebaut, dem er mit einer Kohle Augen, Mund und Nase gezeichnet, eine alte Mütze auf den Kopf und einen Stock in die Hand gegeben. Und die Buben unten auf dem Platze blickten neugierig und lüstern zu Vetter Melchers Meisterstück hinauf, und waren überglücklich, wenn er ihnen erlaubte, auf den Thurm zu steigen und den Schneemann in der Nähe zu bewundern, und eilten dann hinunter und bauten auch Einen vor dem Glockenhause, neben dem Schrei-Steglein. „Aber

Meiner ist doch größer und schöner und weißer!“ jubelte Augustin, indem er freudig in die rothen, erfrorenen Händchen klopfte. Und so haben Vetter Melcher, der Thurmwächter, und Zunftmeister Krämers kleiner Augustin manches Jahr ein glückliches, friedliches Stillleben auf dem Stephansthurme mit einander geführt.

Aber auf der Welt geht ja Alles vorüber, die guten wie die bösen Tage, und so ist auch die Zeit schnell herbeigekommen, wo Vetter Melcher und sein Liebling nicht mehr so innig zusammenleben konnten. Aus dem kleinen, schwächlichen Augustin, war nämlich, durch Gottes Gnade und zu der Mutter Herzensfreude, ein gesunder, kräftiger Bube geworden; und da die Zunftmeisterin bei seiner Geburt ihn dem Herrn geweiht, das heißt zum geistlichen Stande bestimmt, so mußte nothwendig daran gedacht werden, den Knaben in eine Schule zu schicken, damit er was lernen und sich zu seinem heiligen Berufe gehörig heranbilden könnte. Auch war es dem Zunftmeister beim Mittagessen einmal plötzlich wieder eingefallen, „daß es hohe Zeit sei, den Buben unter die Zucht zu nehmen!“ und indem er das gesagt, hatte er mechanisch nach seinem Stocke gegriffen, so daß Augustin und seine Mutter erschrocken zusammenfuhren, sintemalen Beide wohl verstanden, was der Zunftmeister mit dem „unter die Zucht nehmen“ eigentlich gemeint hatte.

Da aber die Zunftmeisterin eine kluge Frau gewesen, so hat sie stille geschwiegen, ihrem Eheherrn nicht widerredet, sondern ist zu ihrem Beichtvater, dem Prior des Augustinerklosters, gegangen und hat ihm ihr Herz eröffnet und geklagt: Wie sie des Vaters Härte und Schläge für ihren Augustin fürchte, wenn er in die Schule gehen und nicht

mehr auf dem Thurme, ſondern wieder daheim wohnen werde. Der Prior aber ſchlug ihr vor, den Knaben als Zögling unter die Kloſterſchüler aufzunehmen; er wolle das ſchon mit dem Zunftmeiſter richtig machen und deſſen Einwilligung dazu erlangen. — Und ſo geſchah es auch, nur machte der Vater die Bedingung, daß Auguſtin an den Sonn- und Feſttagen daheim eſſen müſſe, „denn er wolle ſeine Zucht nicht aufgeben und ihn dann und wann unter den Augen haben," und das waren oft ſchwere Feiertage für den armen Jungen.

Aber auch der arme Vetter Melcher bekam ein ſchweres Kreuz zu tragen. Womit man ihm ſchon längſt gedroht, und was man bisher nur leiſe gemunkelt, das wurde jetzt laut auf den Zünften und ſogar im Rathe zur Sprache gebracht: „Wie er nämlich viel zu alt und gebrechlich geworden, um ſeinen Dienſt noch länger gehörig verſehen zu können, und wie man alſo an ſeiner Stelle einen jungen, rüſtigen Thurmwächter ernennen müſſe, der bereits gefunden ſei." „Ein Unglück kommt ſelten allein," ſagt ein altes Sprichwort, das auch für unſern Vetter Melcher in Erfüllung gegangen iſt; denn von ſeinem Auguſtin ſich trennen und ſeinen lieben Stephansthurm verlaſſen zu müſſen, auf dem er ordentlich eingewurzelt war, das ſchien ihm faſt zu Viel auf ein Mal, und hat dem alten Mann ſchier das Herz gebrochen. Aber er klagte nicht und murrete nicht, und wenn er Nachts die Stunden geblaſen, ſo iſt er wohl mit gefalteten Händen ſtehen geblieben, hat bittend zu dem geſtirnten Himmel emporgeblickt, und dem Herrn ſtille ſein Leid geklagt; oder er iſt in die menſchenleere Kirche hinunter geſtiegen, dort niedergekniet und hat kindlich zu ſeinem

himmlischen Vater gebetet: „Ich weiß ja wohl, daß es so kommen, ich Auguſtin verlieren und er in die Schule gehen mußte, und ſegne das liebe Kind, lieber Herr! Aber du weißt auch, daß ich nicht mehr leben kann, wenn ſie mich vom Dienſte jagen. Darum nimm mich, um Jeſu Chriſti willen, zu Dir in den Himmel hinauf, und laß mich da oben ſterben, auf meinem lieben Thurme! Doch," hat er hinzugefügt und ſich die Thränen von den grauen Wimpern gewiſcht, „nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt, lieber Herr!"

Als aber der ehrwürdige, um die Stadt ſo wohlverdiente Bürgermeiſter, Wernherr Dagſperger, ſich ſeiner kräftig angenommen, und erlangt, daß er wenigſtens vorläufig in ſeinem Dienſte auf dem Thurme bleiben durfte, und als eines Abends Auguſtin mit ſeinem ältern Schulgefährten, Bernhard Römer, fröhlich geſprungen kam, ihm um den Hals gefallen, und freudig gerufen: „Denk, Vetter Melcher, der Prior hat geſagt, du ſeieſt zu alt um nur immer trockenes Brod und Knoblauch zu eſſen, und das Waſſer auf den Thurm zu ſchleppen, um deine Blumen zu begießen; und nun dürfen wir, Bernhard und ich, allemal am Feierabend dir warmes Eſſen aus der Kloſterküche und eine Kanne voll Waſſer auf den Thurm bringen, und bei dir bleiben bis es Abendzeit läutet!" da hat Vetter Melcher voll Ehrfurcht ſeine Mütze abgenommen, die Hände gefaltet, gen Himmel geblickt und tief gerührt geſprochen: „Herr, ich danke Dir! Du lenkeſt die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche; ich aber bin viel zu geringe all der Treue und Barmherzigkeit, die Du mir Armen erwieſen haſt!"

Es war am heiligen Christabend, Augustin hatte brav gelernt, dem Zunftmeister ein gutes Zeugniß heim gebracht und zur Belohnung erlangt, daß er über die bevorstehenden Feiertage im Kloster bleiben durfte und sie nicht zu Hause zubringen mußte. Ehe er in's Kloster zurückkehrte, sollte er dem Vetter Melcher noch die Christbescheerung der Mutter bringen, einen ganzen Korb voll Eßwaaren und eine nagelneue Pelzmütze, und morgen mußte er nicht unter des Vaters eiserne Zwingruthe, und durfte über all' die schönen Feste bis zum heiligen Drei-Königstage bei seinen Schulkameraden bleiben! Wer war wohl glücklicher als Augustin! Unter dem Glockenhause begegnete er Bernhard Römer, der vom Prior ebenfalls eine reichliche Bescheerung für den Thurmwächter brachte. Als die beiden Knaben kamen, schlief Vetter Melcher, wie er gewöhnlich um diese Zeit zu thun pflegte; friedlich, wie ein freundlich schlafendes Kind, lag er in seinen Mantel gehüllt auf seinem Strohlager, neben ihm brannte die Blendlaterne und das Feuer knisterte lustig im eisernen Oefelein. Stille und vorsichtig ordneten die beiden Buben die mitgebrachten Geschenke auf dem Tische, zündeten einige Wachslichtlein an, stellten sie mitten unter die Bescheerung und giengen dann mit der Laterne leise hinaus auf die Laube, wo sie Vetter Melchers Erwachen abwarten, und Zeugen seiner Ueberraschung sein wollten.

Es mochte ungefähr fünf Uhr sein, der Abend war kalt und hell: unten auf dem Platze war ein buntes Gewimmel, denn in der Stephanskirche war die Krippe des Jesuskindleins aufgestellt, mit viel hundert Lichtern umgeben, und die Einwohner der Stadt strömten herzu, ihre Andacht bei der heiligen Krippe zu verrichten. Die muthwilligen

Buben liefen um die Kirche herum mit kleinen hölzernen Drehen, die man Rärren oder Rätschen nannte, einen Mordspektakel verführend und laut dazu singend: „Wir rätschen, wir rätschen den englischen Gruß!“ Bernhard und Augustin sahen vom Thurme herab in das lustige Treiben hinein, wurden selbst davon angesteckt, schrieen und lachten mit, riefen den Buben Schnurren und Narrenpossen zu, und da sie nicht gehört wurden, ergriff Augustin das Horn des Thurmwächters, das in einer Ecke auf der Laube stund, blies, in einem Anfall von leichtfertigem Muthwillen, mit vollen Backen hinein und: Tru, tru, tru, zum ersten und tru, tru, tru, zum andern und tru, tru, tru zum dritten Male, tönte es schnarrend vom Kirchthurm hinunter! .... Aber wenn Augustin schon in Huons Zauberhorn geblasen, so hätte es kaum einen größern Aufruhr hervorbringen können. Thüren und Fenster öffneten sich; überall erschienen Lichter auf den Gassen; aus der Kirche eilten die Leute heraus, ängstlich hinauf zum Stephansthurme blickend, und aus Aller Mund erscholl die Frage: „Was gibt's, warum wird Allarm geblasen?“ Rasselnd zogen die Thorwächter die Zugbrücken auf, schlossen die Thore zu und der regierende Bürgermeister begab sich eilends auf's Rathhaus. Vor dem Allem aber ist Vetter Melcher erschrocken von seinem Lager aufgefahren, hat den Tisch mit der Christbescheerung über'n Haufen geworfen, ist hinaus auf die Laube geeilt, und als er Augustin mit dem Horn in der Hand erblickt, hat er schmerzlich gerufen: „O! Augustin, warum hast du mir das gethan? das bringt mich um Amt und Dienst!“ Und während die beiden Buben ganz verblüfft, und Vetter Melcher mit ängstlich klopfendem Herzen hinuntergeschaut, rief der Wächter vor

dem Rathhause durch's Sprachrohr hinauf: „Was gibt's?“ und Vetter Melcher hat seufzend sein Sprachrohr geholt und, so gut es eben gegangen, geantwortet: „Nichts, ist aus Versehen geschehen.“ — „Ei, so soll dich der ....“ brummte der Wächter zornig, und die Leute auf dem Platze schimpften mit ihm um die Wette, warfen Steine gegen den Thurm und die Buben schrieen: „Je! Je!“ dazu, so daß der Leutpriester aus der Kirche kommen, Stille gebieten und die Aufregung beschwichtigen mußte. Und oben stund der arme Augustin regungslos und keines Wortes mächtig, und wußte nicht, ob er wache oder träume, und ob er es wirklich gewesen, der all' den Unfug angerichtet und so zur Unzeit in's Horn gestoßen hatte.

„Und nun eilt schnell hinunter, ihr Jungens, denn dort kommt schon der Rathsdiener mit der Laterne herangeschritten, mich zur Rede zu stellen. Er darf euch nicht hier sehen, und du, Bernhard, sage Niemanden, daß es Augustin gewesen, der geblasen hat, sonst schlägt ihn sein Vater halb todt,“ sagte Vetter Melcher mit einem tiefen Seufzer.

„Augustin darf nicht lügen!“ „Bewahre, er soll nur schweigen, weiß ja Niemand, daß ihr da oben gewesen. Und ich will auch nicht lügen, Gott bewahre mich davor, werde bloß sagen: Hätte geschlafen,“ und das ist ja wahr, „hätte die Zeit beim Erwachen nicht gewußt,“ und das ist wieder wahr, „und sei aus Versehen geschehen,“ und das ist auch wahr, denn gelt, Augustin, du hast es nicht aus Bosheit gethan?“

Augustin fiel ihm um den Hals und rief laut schluchzend: „Nein, Vetter Melcher, gewiß nicht! Aber schau, wenn mich der Vater auch todt schlägt, sagen muß ich's doch, daß

ich geblasen habe, denn sonst jagen sie dich vom Thurme und du kommst um deinen Dienst."

„Hilft mir nichts, mein Junge. Du kriegst nur unbarmherzige Schläge und deine Mutter neues Herzeleid. Sie haben nun etwas wider mich, worauf sie schon längst gepaßt. Und sagen wir auch, daß du es gewesen, so heißt's: „Wenn der Thurmwächter seine Pflicht gethan und auf die Buben Acht gegeben, so hätte das nicht geschehen können. Und damit Punktum, er hat seinen Dienst verwirkt." Also schweigt Beide still und laßt mich machen." Aber schon hörte man den schweren Tritt des Rathsdieners, der keuchend die steilen Thurmtreppen hinauf stieg. Vetter Melcher hieß die beiden Buben auf der entgegengesetzten Seite der Laube bleiben, und während er im Thurmstübchen die Botschaft des gestrengen Herrn Bürgermeisters anhörte, stiegen Bernhard und Augustin leise vom Thurme hinunter und kamen unbemerkt ins Kloster zurück, wo sie zu ihrer großen Erleichterung Niemand vermißt hatte.

Armer Vetter Melcher! Deine Feinde triumphirten, und während den Feiertagen ist es gar unbarmherzig über dich hergegangen. Zum Unglück waren bei der Christbescheerung zwei Krüge Wein gewesen und der eine zerbrochen, als der Tisch umgefallen, und als dem Rathsdiener beim Eintritt ins Thurmstübchen der Weingeruch entgegenkam und er die Eßwaaren auf dem Boden liegen sah, ist ihm plötzlich ein Licht aufgegangen, und er erzählte: „von gebratenen Gänsen, Würsten, Weinkrügen u. s. w., die im Thurmstübchen auf dem Boden gelegen, und wie der saubere Vetter Melcher, mit seiner frommen Miene, ein arger Heuchler sei, in Saus und Braus lebe und offenbar voll Weins gewesen, als er

für nichts und wieder nichts Alarm geblasen und eine ganze ehrbare Bürgerschaft in Angst und Schrecken versetzt." Das Alles wurde in den Thorstübchen und auf den Zünften wiederholt, vergrößert und ausgeschmückt, und der Bürgermeister Dagsperger von allen Seiten angegangen, den schuldigen Thurmwächter abzusetzen, so daß er ganz wehmüthig zum Stadtschreiber sagte: „Diesmal können wir schwerlich dem armen Vetter Melcher seinen Dienst erhalten." Vetter Melcher aber hat in Demuth sein Haupt gebeugt und gesagt: „In Gottes Namen denn, in den Tod hinein, wenn es sein muß und es des Herrn Wille ist! Hab' ich doch ein ruhiges Gewissen." — Ein ruhiges Gewissen? Nein, das hatte er jetzt nicht, denn eine innere Stimme sagte ihm unaufhörlich: „Es ist nicht recht von dir, daß du den Augustin verleitet, die Wahrheit zu verhehlen." Und dieselbe Stimme des guten Hirten, der seinen Schafen treulich nachgeht, sie zu warnen und zu retten, hat auch zu Augustin's junger Seele gesprochen: „Wer die Wahrheit verhehlt, lügt, und Lügen ist eine Sünde." Und dem alten Thurmwächter und dem jungen Klosterschüler lastete ein drückender Alp auf dem Herzen, und sie haben es schmerzlich empfinden müssen, wie auch eine kleine Unwahrheit uns in ein ganzes Gewebe von Lügen verstrickt und wie wir immer tiefer hinein gerathen, und am Ende verzweifeln müßten, wenn der Herr vergessen könnte gnädig und barmherzig zu sein.

„Am Zinstag nach Epiphania, als am Sankt Lucien-„tage, ist Melchior Küffer, der Thurmwächter, vor E. E. „Rath beschieden worden, sich wegen falschen Alarmblasens „zu rechtfertigen," steht in der alten Chronik zu lesen; vor der Sitzung aber hatte der Bürgermeister Dagsperger, der

dem Thurmwächter herzlich wohl wollte, diesen rufen lassen und ihn gefragt: „wie es gekommen, daß er so zur Unzeit geblasen, und was an den gebratenen Gänsen, zerbrochenen Weinkrügen u. s. w. eigentlich wahr sei?“ Und als Vetter Melcher geantwortet: „Er habe geschlafen, sei erschrocken aufgewacht, habe die Zeit nicht gewußt und im Schrecken den Tisch mit der Bescheerung umgeworfen.“ Ja, da hat natürlich der Bürgermeister wissen wollen, worüber er denn so erschrocken sei, und wer die Bescheerung gebracht habe? Und der arme Vetter Melcher, der gemeint, er dürfe wegen Augustin auch dem Bürgermeister die Wahrheit nicht sagen, hat sich nicht anders als mit einer Lüge zu helfen gewußt, die aber schwer über seine redlichen Lippen gegangen und so unwahrscheinlich gewesen, daß selbst sein Gönner an ihm irre geworden und achselzuckend gemeint: „Wenn er nichts Besseres zu seiner Rechtfertigung zu sagen wisse, so würde er allerdings von seinem Dienste entsetzt werden,“ und der alte Mann ist mit gesenktem Haupte, wie ein Verbrecher, wieder auf seinen Thurm hinauf gestiegen und — was ihm am peinlichsten gewesen — es lag wie ein Bann auf ihm, so daß er nicht mehr beten gekonnt. Aber auch für den armen, schuldigen Augustin sind die Tage bis Epiphania ein wahres Fegfeuer gewesen, und er hat später oft erzählt, wie er in Angst und Schrecken gelebt, und es wie ein Mord auf ihm gelastet und wie er doch weder Muth noch Kraft gehabt, die Wahrheit zu bekennen, weil auch seine Seele vom Lügengeiste gebunden gewesen. Der Prior aber, der den Thurmwächter besser gekannt, und dem Augustin's verstörtes Wesen und Bernhard's Trübsinn nicht entgangen, der ist, da er ja wohl gewußt, woher die Bescheerung in's Thurm-

stübchen gekommen, zuerst zur Zunftmeisterin und dann auf den Stephansthurm zum Vetter Melcher gegangen. Und am heiligen Dreikönigstage, während die Klosterschüler im Refektorium den Kuchen gegessen und den Bohnenkönig mit der papierenen Krone gekrönt, da hat der Prior die beiden Buben, Bernhard und Augustin, in seine Zelle rufen lassen, wo sie bis spät in die Nacht geblieben sind.

Als aber am folgenden Sankt-Lucientage der Rath sich versammelt, um die Sache zu untersuchen, und des Thurmwächters Feinde und Freunde, worunter auch der Zunftmeister gewesen, herbeigeströmt, der Entscheidung beizuwohnen, und als Vetter Melcher so gebeugt da gestanden, mit seinen grauen Haaren, die nun mit Schande in die Grube fahren sollten, da ist der Prior mit Augustin und Bernhard in den Sitzungssaal getreten, hat Augustin vor den Bürgermeister geführt und gesagt: „Hier, meine gnädigen Herren, bring ich den Schuldigen; er ist es gewesen, der, während der Thurmwächter geschlafen, muthwilliger Weise in's Horn gestoßen und eine ehrsame Bürgerschaft ohne Noth erschreckt hat, was er auch herzlich bereut und sich jedweder Strafe und Pön unterwirft, welche E. E. Rath über ihn verhängen wird.“ Und vom Prior aufgefordert, hat dann Bernhard das Wort genommen und einfach den ganzen Hergang der Sache erzählt: „Wie er und Augustin die Bescheerung vom Prior und der Zunftmeisterin auf den Thurm getragen, wie sie Vetter Melcher schlafend gefunden, die Geschenke auf dem Tische geordnet und draußen auf der Laube des Thurmwächters Erwachen abwarten wollten, wie sie Beide, vom Lärmen und Rätschen der Buben angesteckt, mitgeschrieen und Augustin in's Horn gestoßen habe; wie Vetter Melcher da-

von erſchreckt, vom Schlafe aufgefahren, den Tiſch umgeworfen und ihnen dann Schweigen geboten, weil er für Auguſtin des Zunftmeiſters Schläge gefürchtet, und wie durch dieſes Verhehlen der Wahrheit all' die Verwirrung entſtanden und der böſe Schein auf Vetter Melcher gefallen ſei."

Aufmerkſam und in tiefer Stille hörten Rath und Bürgerſchaft dem jungen, beredten Kloſterſchüler zu. Auguſtin aber, der zitternd, wie ein armer, zum Tode verurtheilter Sünder vor den Bürgermeiſter getreten, dem iſt, während Bernhard geſprochen, eine Zentnerlaſt vom Herzen gefallen; und als dieſer geendet, hat er den Kopf frei in die Höhe gehoben, mit ſeinen großen, glänzenden Augen bittend den Bürgermeiſter angeblickt und treuherzig gerufen: „Gottlob, nun iſt's heraus! Ihr wißt nun, daß ich es geweſen und Vetter Melcher unſchuldig iſt. Und gelt, Herr Bürgermeiſter, er kommt jetzt nicht um ſeinen Dienſt, und Ihr jagt ihn nicht von ſeinem lieben Thurme hinunter?" Dann iſt er zum Zunftmeiſter gegangen, hat ſeine Hand gefaßt und demüthig geſagt: „Vater, verzeih mir doch! Ich will gewiß nicht wieder lügen und lieber todt geſchlagen werden, als noch einmal die Wahrheit verhehlen;" und Vetter Melcher iſt herbeigeeilt, hat ſeinen Liebling in die Arme genommen und zum Zunftmeiſter geſprochen: „Ich, ich bin der Sünder, geſtrenger Herr, denn ich habe die junge Seele zum Verhehlen der Wahrheit verleitet; darum erlaßt dem armen Buben die Strafe, die ich allein verdienet habe." Und in des Zunftmeiſters Augen hat es ſeltſam gezuckt, und er iſt mit der Hand ein Mal um's andere darüber gefahren, hat aber doch die Thräne nicht wegwiſchen können, die langſam in ſeinen Bart gerollt.

Darauf ist abgestimmt worden: Ob E. E. Rath den Thurmwärter für schuldig erklären und seines Amtes entsetzen wolle? Und die Antwort ist mit einer großen Stimmenmehrheit verneinend ausgefallen; und auf des Stadtschreibers Antrag wurde ein Brief mit der Stadt Insiegel ausgefertigt, worin Melchior Küffer, seiner treuen, dreißigjährigen Dienste wegen, zum lebenslänglichen Thurmwächter auf Sankt Stephan ernannt, und, falls er es bedürfe, ihm ein dienender Bruder des Augustinerklosters zum Gehülfen versprochen worden.

„Aber," warf ein gewisser Rathsherr ein, der dem Sohne der alten Ursel Vetter Melcher's Stelle versprochen, „in unsern Gesetzen steht: Für falsches Alarmblasen drei Tage Thurmstrafe bei Wasser und Brod."

„Die will ich aushalten, denn ich habe geblasen!" hat Augustin beinahe freudig ausgerufen.

„Recht so, mein Junge," meinte der Bürgermeister, „du hast gefehlt und Strafe muß sein." Dann zum Prior gewandt, fügte er hinzu: „Wachet wie bisher über diesen beiden Knaben, hochwürdiger Herr, denn mir scheint, der Herr habe Beide zu auserwählten Rüstzeugen in seiner Kirche bestimmt."

Von seinen Freunden, hohen und niedern, ist Vetter Melcher im Triumphe auf seinen lieben Stephansthurm zurückbegleitet worden; er selbst ist stille und demüthig, aber voll Dankes gewesen; denn der Herr hatte ja sein schwaches Gebet gnädig erhört, und seinen liebsten Wunsch erfüllt: „er durfte da oben sterben." — Und daß der Zunftmeister nicht, wie Alle gefürchtet, zornig aufgebraust, als Bernhard von Vetter Melcher's und Augustin's Furcht vor seinen Schlägen

geſprochen, ſondern beſchämt und ernſt zu Boden geblickt, als ob er in ſich gegangen, und daß er zum erſten Mal Auguſtin's Hand väterlich, liebevoll zwiſchen die ſeinen genommen, und überhaupt ſeit jenem Tage viel milder und beſſer geworden, das hatte die Zunftmeiſterin offenbar auch vom Herrn erbetet, denn: „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt“ (Jakobi 5, 16).

Auguſtin hat ſeine drei Tage Thurmſtrafe bei Waſſer und Brod wacker ausgehalten, iſt dann fröhlich und guten Muthes wieder in die Kloſterſchule zurückgekehrt, und das Gebet ſeiner frommen Mutter iſt auch an ihm in Erfüllung gegangen. Er iſt der erſte evangeliſche Prediger in ſeiner Vaterſtadt geweſen, und in der himmliſchen Chronik hat der Herr gewiß die Seelen alle aufgeſchrieben, denen er zum Segen gepredigt*). Im Worte Gottes leſen wir aber: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die ſo Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne, immer und ewiglich“ (Daniel 12, 3). Unter dieſen lebendigen Himmelslichtern dürfen wir aber wohl auch unſern Auguſtin Krämer ſuchen.

---

*) Auguſtin Krämer war einer der Erſten, die im Elſaß das Evangelium wieder verkündigt haben; ſchon 1522 hatte ſich eine kleine evangeliſche Gemeinde um ihn geſammelt.

Krumm-Schnäbelchen.

Wir lesen in unserer alten Mülhauser Chronik, daß im Jahr 1508 eine böse Seuche im Elsaß gewüthet, die allein in unserer Stadt (welche damals 1500 Bürger oder Insassen gezählt) 400 Menschen weggerafft! Und das muß allerdings ein großer „Sterbent" gewesen sein, wie man damals zu sagen pflegte.

Um diese Zeit da stand im Bläuwlattengäßlein ein halb zerfallenes Häuschen, welches Hans Hügelin, der Müllerknecht, mit seiner Familie bewohnte. Dieser Hans Hügelin war als junger Bursche mit dem Grafen Waldner von Freundstein in den italienischen Krieg gezogen; hatte sich später in Lyon häuslich niedergelassen, und war, nach dem Tode seiner jungen Frau, mit seiner Schwiegermutter und seinen zwei Kindern wieder nach Mülhausen gekommen, allwo er beim Bläuwlatten-Müller in Dienst gegangen, und ihm von demselben besagtes Häuslein zur Wohnung war eingeräumt worden.

Die kleine Familie arbeitete fleißig und lebte sehr eingezogen. Hans, der noch in seinen besten Jahren war, schien nicht wieder freien zu wollen, so oft er auch von seinen Be-

kannten und von seinem Meister dazu aufgefordert wurde. Er hatte seine Herzensfreude an seinen beiden Kindern, Franz und Thereschen; und seine Schwieger, welche die Leute nur „die wälsche Lette“ nannten, besorgte den Haushalt so ordentlich und sparsam, und erzog die Kinder so gut, daß Hans meinte, es wäre von seiner Seite „Gott versucht“, wenn er mit einer zweiten Frau vielleicht nur Unfrieden und Herzeleid in sein Haus brächte, in dem es jetzt so still und friedlich zugieng.

Es war überhaupt ein eigenes Leben in diesem kleinen Hause, in welches sich Hansens alte Mitbürger und besonders seine Mitbürgerinnen gar nicht finden konnten. Schon daß er eine fremde Frau genommen und eine wälsche Schwieger heimgebracht, deren Namen „Idelette“ kein Mensch recht aussprechen konnte, und die wälsch mit den Kindern redete, eine Sprache, die damals Niemand verstand (jetzt freilich ist es anders geworden), war den Leuten anstößig, wie ihnen eben von Alters her alles Fremde zuwider gewesen. Und dann war Idelette auch so seltsam, so ganz anders als ihre Nachbarinnen, und hatte sogar ein Buch; ob ein geschriebenes oder gedrucktes, sagt uns die Chronik nicht; aber Idelette las alle Tage in diesem Buche, und lehrte auch die Kinder darinnen lesen — und das war vom Unerhörten das Allerunerhörteste. Denn daß die Edelleute auf ihren Schlössern, und allenfalls die Acht-Bürger und der hochlöbliche Herr Bürgermeister ihre Kinder lesen lehrten — nun, das war in der Ordnung. Aber die lumpigen Kinder des armen Müllerknechts Hans Hügelin! Nein, das war denn doch ein unverzeihlicher Hochmuth der wälschen Lette, und konnte offenbar nicht mit rechten Dingen zugehen. Kurz, man fieng

nach und nach an, gar Allerlei über die fremde, ſtolze Frau zu munkeln, die ſich über ihresgleichen erhebe, mit Niemanden Umgang pflege, oft ſo verdächtige, fremde Beſuche habe, mit denen ſie auch im großen Buche leſe, und die wohl Alle zu jenen Ketzern, „Winkeler“ gehörten, welche man im Elſaß und der Schweiz „Waldenſer“ oder auch „Lollarden“, im Wälſchland «pauvres de Lyon» oder „Lyoniſten“ nannte.

Unter den Nachbarinnen, welche die arme Idelette ohne Urſache anfeindeten und verläumdeten, war aber keine ſo böſe, als die Grundlerin, ein langes, hageres Weib, die ihr eigenes Haus neben dem kleinen des Bläuwlatten-Müllers hatte, wo ſie Wein ausſchenkte, und in dem ſich nicht eben die beſte Geſellſchaft zum Zechen, Trinken, Würfelſpiel und Tanz zuſammenfand. Von der Grundlerin hieß es zwar auch, ſie könne mehr als Brod eſſen, gebe ſich mit Kartenſchlagen und Kuppeln ab, und habe ſchon manches junge Mädchen zur liederlichen Dirne gemacht, und manchem leichtfertigen Dirnlein zu einem ſchlechten Manne verholfen. Aber Niemand wagte das laut zu ſagen, weil man ſich allgemein vor ihr fürchtete. Die Beſſern giengen ihr ſcheu aus dem Wege; die Böſen thaten ihr zwar ſchön in's Geſicht, ſagten aber doch hinter ihrem Rücken: „ſie ſei eine alte Hexe, die ſchon viel Unheil geſtiftet, und vor der man ſich hüten müßte, weil ſie mit böſen Geiſtern im Bunde ſtehe.“ Und wie denn die Kinder der Finſterniß von jeher die Kinder des Lichts gehaßt und verfolgt, ſo konnte auch die Grundlerin Idelettten, das ſanfte Thereschen und den luſtigen Buben Franz für den Tod nicht leiden, und hätte wohl ihren Haß thatſächlich bewieſen, wenn ſie nicht die ernſte Rüge des Vaters

gefürchtet; denn Hans Hügelin ließ zwar Jedermann unangefochten, verlangte aber, daß man auch ihn und die Seinen in Frieden lasse, und hatte dabei eine tüchtige Sundgäuwer-Faust, welche der Grundlerin doch einen gewissen Respekt einflößte.

Nun brach aber, wie wir zuerst erwähnt, im Jahr 1508 eine böse Seuche aus. Und wie von Alters her „Gottes Wege nicht der Menschen Wege gewesen," so rief der Herr durch diesen großen Sterbent auch den wackern Hans Hügelin in die ewigen Hütten ab, und die arme alte Großmutter blieb mit den zwei unmündigen Waisen allein und hülflos auf der Welt zurück. Das war aber ein Triumph für die Grundlerin und ihresgleichen, „ein Gottes-Gericht", wie sie sagten, und es habe eben so kommen müssen, um den Hochmuth der wälschen Lette zu beugen: „Je nun, man werde es jetzt sehen, ob sie mit dem Lesen, dem Kopfhängen und dem Vornehmthun werde Brod für sich und die Kinder herschaffen können!"

Idelettens und der jungen Waisen Lage war allerdings traurig genug. Aber heißt es doch nicht umsonst: „Gott ist der Armen Vormund" und „das Gebet macht der Wittwe einen Wall um ihr Häuslein." So ist es auch hier gegangen, zur großen Verwunderung und zum noch größern Aerger der Grundlerin und ihrer Gevatterinnen. Nicht nur wurde, trotz dem Verdacht der Ketzerei, Hans Hügelin ehrlich begraben wie andere Christenmenschen, was man gar sehr bezweifelt hatte; sondern Pater Bernhard Römer, ein Augustinermönch, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in hohem Ansehen stand, besuchte Idelette fast täglich und nahm sich ihrer und der Kinder mit warmer

Liebe an. Der Bläuwlatten-Müller ließ ihnen das Häuslein unentgeltlich zur Wohnung und nahm Franz in die Mühle, um ihn zum tüchtigen Müllerknecht auszubilden. Thereschen half der Müllerin im Hause und auf dem Hof, wo sie das Federvieh fütterte und besorgte; und da sie von der Großmutter, welche in ihrer Jugend eine gar geschickte Näherin gewesen, frühe schon nähen gelernt, die Müllerin aber ein großes Hauswesen und viele Kinder hatte, so gab es Arbeit genug für Thereschen, und sie konnte manchen Pfenning mit ihrer Nadel verdienen. Die Müllerin aber, welche das Mädchen und besonders die Großmutter gar lieb gewonnen, half nach, wo und so viel sie konnte, und so gieng es mit Gottes Hülfe still und friedlich im kleinen Häuschen fort; seine Bewohner litten keinen Mangel, denn Arbeit und Gebet „versüßten ihnen den Wasserkrug und würzten ihnen den Haferbrei," und mehr verlangten und hatten sie nicht — doch, sie hatten noch einen Leckerbissen, nämlich fast täglich ein gesottenes Ei für die Großmutter, welche seit längerer Zeit viel an Magenkrämpfen und Gichtschmerzen an Händen und Füßen litt. Wie sie aber zu dem Ei gekommen, müssen wir noch erzählen, und dieses führt uns zu Krumm-Schnäbelchen, der Heldin unserer Geschichte.

Krumm-Schnäbelchen war ein schönes Kobelhuhn mit schneeweißen Federn. Als es aus dem Ei gekrochen, bemerkte Thereschen, welche die Küchlein in ihrer Schürze an die Sonne getragen, und ihnen Futter auf den Boden gestreut, daß besagtes Krumm-Schnäbelchen zwar gleich seinen gefiederten Brüderchen und Schwesterlein mit den Füßen lustig scharrte, daß es aber die Körnlein nicht von der Erde aufpicken konnte. Thereschen nahm das Küchlein in die Hand,

und gewahrte mit Bedauern, daß sein Schnäbelchen vorne quer über einander gieng, wie ein offenes Scherlein, und daß es also nur fressen konnte, wenn man ihm das Futter häufchenweise darhielt, damit es das Schnäbelchen weit genug hineinstecken könne, um die Körnlein da zu fassen, wo der Schnabel geschlossen war. Lange fütterte Thereschen Krumm-Schnäbelchen auf diese Art, und während die andern Küchlein ihr Futter trippelnd am Boden aufpickten, saß es auf Thereschen's Schulter, und fraß gemächlich aus ihrer mit Fruchtkörnern angefüllten Hand, und war dabei so kirre geworden, daß es auf sie zuflog, sobald sie den Hof betrat, ihr auf dem Fuße folgte, und wenn sie sich zum Nähen niedersetzte, sich auf ihrem Schooße bettete, wo es gewöhnlich sein Mittagsschläfchen hielt. Bis im Herbst war aber Krumm-Schnäbelchen so schön geworden, daß Thereschen ganz stolz auf dasselbe war, und eines Tages freudig zur Müllerin sagte:

„O! schaut doch, Frau Meisterin, das schöne, große Köbelchen auf des Hühnleins Köpfchen! Es ist also ganz gewiß eine Henne, während die andern, von der gleichen Brut, fast lauter Hähne sind."

„Warum frißt es aber nicht mit ihnen?" fragte die Müllerin zurück.

„Weil es nicht kann; denn seht nur, wie sein Schnäbelchen vornen kreuzweis über einander geht."

„Ja, so! da hilft es freilich dem armen Thierchen nicht viel, daß es so schön und eine Henne ist, denn es muß mit den Hähnen geschlachtet werden. Mach es nur recht fett!"

„Krumm-Schnäbelchen geschlachtet!" rief Thereschen, in-

dem ſie das Hühnlein feſt an ihr Herz drückte, und bitterlich zu weinen anfieng.

„Ja, was ſoll denn ſonſt aus ihm werden? Es würde den Winter über nur verkommen, denn es hätte Niemand Zeit, es beſonders zu füttern.“

„O! gebt es mir, liebe Frau Meiſterin! Ich will es füttern und mein letztes Stücklein Brod mit ihm theilen.“

„Ei, du mußt arbeiten und dein Brod verdienen lernen, Thereschen, und darfſt deine Zeit nicht mit dem Hühnchen vertändeln.“

„Ich will gewiß keine Zeit mit ihm verlieren, Frau Meiſterin. Darf ihm ja nur ſein Futter in ein Schüſſelchen thun, ſo kann es ganz alleine freſſen. O! bitte, bitte, gebt es mir, meine gute Frau Meiſterin! ich will Euch gerne den ganzen Winter dafür nähen. Ach, wenn wir Krumm-Schnäbelchen hätten, ſo wäre die arme Großmutter, die wegen ihrer Gicht den ganzen Tag auf ihrem Stuhle ſitzen muß, nicht ſo allein daheim, wenn ich in der Mühle bin, und hätte doch ein lebendiges Weſen um ſich.“

„Nun, meinetwegen, um der Großmutter willen! Hab dir ſo auf Michaeli was ſchenken wollen; kannſt nun das Huhn dafür nehmen, Thereschen . . ., ob ich gleich mein Lebtag nicht gehört, daß die Hühner den Menſchen Geſellſchaft leiſten können.“

„Krumm-Schnäbelchen mein!“ rief Thereschen, und herzte und küßte dasſelbe mit kindiſcher Freude. „O, Gott vergelts! und tauſend Dank, meine liebe Frau Meiſterin! Ach, Ihr wißt gar nicht, wie Ihr uns damit ſo reich und glücklich macht, denn Krumm-Schnäbelchen wird bald Eier legen, und dann hat doch Großmutter was zu eſſen!“

„Hat sie denn jetzt nichts?“ fragte die Müllerin beinahe erschrocken. „Ihr leidet doch keinen Mangel, Thereschen?“

„Ach, nein, nein, der Herr Jesus ist ja so gnädig, und Ihr seid so gut gegen uns, Frau Meisterin. Aber — Großmutter hat mir zwar verboten, es Euch zu sagen, aber seit des Vaters Tode haben wir eben nur Haferbrei, und den kann Großmütterchen nicht mehr ertragen, und hat dann nichts als manchmal eine Milchsuppe, wenn Ihr uns die Milch dazu schenkt, was sie allemal sehr erquickt. Aber wenn Krumm-Schnäbelchen nun bald Eier legt, o dann kann ich ihr alle Tage eines sieden!“ jubelte das gute Mädchen.

„Höre, Thereschen, komm einmal mit mir in's Haus; ich will dir Futter für dein Hühnchen und Milch für die Großmutter geben. Und kannst täglich Milch für ein Süppchen und an den Fleischtagen ein Stücklein Fleisch holen. Und vergiß es nicht, hörst du, wenn ich etwa nicht daran denken sollte.“ — So sagend gieng die Müllerin in ihre Speisekammer, legte Butter, Eier, Mehl, ein Stück Schinken und eine Flasche Wein in einen Korb, und sagte seufzend zu sich selbst: „Ja, ja, so gehts, alte Käthe; weil dir der barmherzige Gott Alles zur Genüge gegeben, so vergissest du an deinem vollen Tische, wie es dem Darbenden zu Muthe ist. O Herr, geh' nicht mit mir in's Gericht.“

Als Thereschen mit Krumm-Schnäbelchen und dem gefüllten Korbe heim kam, waren Dank und Freude groß im kleinen Häuschen. Und als Franz erfuhr, wie die Müllerin so gut gewesen, da versprach er der Großmutter, daß er in der Mühle bleiben, und der Müllerin zu lieb, dem mürrischen Müller treu dienen wolle sein Leben lang. Der aufbrausende Franz war nämlich schon gar oft rappelköpfig geworden, und

hatte sich geweigert, die bösen Launen seines allzustrengen Meisters länger zu ertragen, und wäre lieber als Waffenknecht in den Krieg gezogen, wie sein Vater gethan, so daß die arme Idelette ihre liebe Noth mit dem wilden Jungen hatte. Er war aber dabei seelengut, und wäre für die Großmutter und Thereschen durch's Feuer gegangen.

Krumm-Schnäbelchen bekam gute Tage in seiner neuen Heimath. Franz hatte ihm unter dem Herde ein Nest von Stroh gemacht; daneben stand ein Schüsselchen mit Wasser und Sand, und ein zweites mit Futter angefüllt, (denn die Müllerin vergaß die Gerste nie) so daß es seine Mahlzeiten ganz bequem halten konnte. Beim Essen saß es gewöhnlich auf Thereschens Schulter und wartete, bis die Großmutter die Brosamen sorgfältig zusammengelesen hatte, und sie ihm zum Nachtisch gab.

Als der Winter gekommen, durfte Krumm-Schnäbelchen in der warmen Stube unterm Ofen schlafen, und am Morgen vor dem heiligen Christtage, da fand Thereschen das erste Ei in seinem Neste. Das war aber eine Freude, als sie dieses der Großmutter zum Abendbrode sieden konnte! Und als die Müllerin kam mit der Weihnachtsbescheerung, Nüssen, Aepfeln, Milchbrod und einigen abgetragenen warmen Kleidern, und bald nach ihr noch Pater Bernhard, und zwar auch nicht mit leeren Händen . . . ja, da quoll Idelettens Herz über in Dank und Lob gegen ihren Gott und Heiland, sie faltete die Hände, die Kinder knieten vor sie hin, während sie ein kurzes aber inniges Dankgebet sprach; dann betete sie noch in gebrochenem Deutsch das Vater-Unser so andächtig, daß der Müllerin die Thränen in die Augen kamen, denn so hatte sie es noch nie beten gehört, und sie

kniete unwillkürlich neben die Kinder, als Pater Bernhard den Segen aussprach, und mit den Worten schloß: „Siehe ich verkündige Euch große Freude; denn Euch ist heute der Heiland geboren.“ Dann sang er noch mit den Kindern und zwar ebenfalls auf deutsch, daß es die Müllerin verstehen könne: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Daheim war es der Müllerin so seltsam zu Muthe, wie noch nie in ihrem Leben, und sie sagte ihrem Manne, der eben einmal wieder unwirsch war und mit ihr zanken wollte: „Laß mich jetzt zufrieden, alter Martin, heut Abend kann ich nicht mit dir zanken, sondern dich nur um Vergebung bitten, daß ich es leider schon so vielmal gethan, denn schau, mir ist wahrhaftig, als hätte ich soeben die lieben Engel im Himmel singen gehört.“

„Wer das Böse meidet, ist dem Thoren ein Gräuel,“ heißt es im Worte Gottes (Sprüche 13, 19). So ging es auch Idaletten; sie war der Grundlerin ordentlich zum Gräuel geworden; daß es den Leutchen im kleinen Hause so wohl ging in ihrer Armuth, daß Pater Bernhard und die Müllerin sich ihrer so treu und liebevoll annahmen, erfüllte sie mit bitterem Neide und entflammte ihren Haß immer mehr. Und wie denn die Zunge, wenn sie vom Bösen entzündet, „ein unruhiges Uebel voll tödlichen Giftes und eine Welt voll Ungerechtigkeit wird“ (Jacobi 3), so hat auch damals die Grundlerin geschworen: „Sie ruhe nicht, bis sie der wälschen Lette eine Suppe eingebrockt, die sie aus Stadt und Land vertreiben werde.“ Wie sie es angefangen, erzählt die Chronik nicht; aber so viel ist gewiß,

daß die Sache vor den Leutpriester und eine hochlöbliche Obrigkeit gekommen, und daß der Erstere den Pater Bernhard zur Rede gestellt über den Unfug, der bei der wälschen Wittwe im Bläuwlattengäßlein getrieben werde. Ja, daß sogar der wohlweise Herr Bürgermeister Erkundigungen eingezogen, und man also nächstens dem Unwesen kräftig steuern und die wälsche Lette gefänglich einziehen werde, erzählte der Rathsdiener der Grundlerin, bei der er jeden Abend zum Trinken und Spielen einzukehren pflegte — und fügte noch hinzu: Wie es am besten wäre, wenn die Grundlerin auf irgend eine Weise des großen, verdächtigen Buches habhaft werden könnte, denn alsdann hätten sie den Beweis der Zauberei in Händen, und den Prozeß gegen die wälsche Ketzerin gewonnen.

Eines Abends, es war in der Fastnachtszeit, und toll und voll bei der Grundlerin hergegangen, kalt und schneidend blies der Nordwind, Idelette aber saß still mit ihren beiden Enkeln beim kleinen Lämpchen und las ihnen aus dem Buche vor, da hatte die Grundlerin ihre vom Wein erhitzten Gäste mit giftigen Stachelreden so sehr gegen die arme Wittwe aufgehetzt, daß der ganze Haufen mit Schimpf- und Lästerworten auf das Häuslein losstürmte, und die kleinen, runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben mit Steinen einwarf.

Als der Lärm begann, die Scheiben klirrend auf den Boden fielen, und die Steine um ihre Köpfe sausten, stieß Thereschen einen Angstschrei aus; Krumm-Schnäbelchen aber, aus seinem Neste aufgescheucht, flatterte so erschrocken herum, als ob der Marder eingebrochen. Franz umfaßte mit kräftigen Armen die alte, gichtbrüchige Großmutter, trug sie hinaus in die Küche, setzte sie auf den Herd und wollte hin-

unter eilen zu Schutz und Wehr der lieben Seinigen. Aber Thereschen klammerte sich fest an ihn und bat weinend: „O bleibe bei uns, Franz, was vermagst du, allein und wehrlos, gegen diese bösen, trunkenen Menschen . . . sie würden dich ja todtschlagen!“

„Laß mich, Thereschen!“ rief Franz zornglühend, „und sollte ich zehnmal umkommen, so muß und will ich dennoch die Unbill rächen an diesen boshaften Laffen!“

Da legte die Großmutter ihre Hand auf seine Schulter und fragte sanft: „Franz, was hat der Herr Jesus gesprochen, als ihn die römischen Kriegsknechte an's Kreuz genagelt?“

Franz gab keine Antwort; sein Gesicht glühte, er stampfte mit dem Fuße, und schlug sich mit geballter Faust vor die Stirne.

„Was hat dein Heiland gesprochen?“ wiederholte die Großmutter ruhig.

„Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun;“ sagte leise Thereschen, sich fest an den zürnenden Bruder schmiegend.

Thränen entfielen seinen Augen, er warf sich vor der Großmutter nieder, barg sein Angesicht in ihrem Schooße und weinte wie ein kleines Kind.

Sie ließ ihn ausweinen, und als es endlich unten wieder stille geworden, der wild tobende Schwarm sich verlaufen, und man auch die gellende Stimme der Grundlerin nicht mehr hörte, da sagte die Großmutter liebevoll, aber ernst: „Du mußt ihnen vergeben, Franz, wie dir der Herr vergibt; denn auch sie wissen nicht was sie thun.“

Die arme Idelette mußte mit Krumm-Schnäbelchen in der kalten Küche auf dem Herde schlafen, während Franz

und Thereschen im Stübchen die Scherben und Steine auflasen, und sich bemühten, Alles so gut es eben ging, wieder in Ordnung zu bringen. Aber wer sollte nun die zerbrochenen Fenster bezahlen? Geld hatten sie nicht; die Thäter kannten sie zwar wohl, aber vor Gericht hätte die arme, verläumdete Wittwe mit den verlassenen Waisen doch kein Recht gefunden. Und als Franz am Morgen den Müller darum anging, gab ihm dieser kein Gehör; denn sie hatten ihm auch den Kopf voll gemacht mit ihren bösen Klatschereien, und er hätte die Leutchen wohl schon aus seinem Häuslein verwiesen, wenn seine wackere Käthe sich nicht schützend vor die Bedrängten gestellt, und ihrem brummenden Martin begreiflich gemacht: „In der Mühle und auf dem Felde, da sei er Herr und Meister von Rechtswegen, und könne schalten und walten nach Belieben und sie rede ihm auch nicht drein. Aber daheim, im Hause, da sei ihr Regiment, und zwar ebenfalls von Rechtswegen, und darum werde sie auch nicht dulden, daß er die alte Großmutter mit ihren Enkeln auf die Gasse werfe.“ Und dabei blieb's, denn die Müllerin hatte ihren Willen. Aber item, das Geld gehörte in des Mannes Revier; er wollte nun einmal die zerbrochenen Scheiben nicht bezahlen, und dabei blieb's auch, denn der Müller hatte seinen Kopf.

Und doch — nein, das war der Grundlerin schon wieder zu arg, „und die wälsche Lette mußte offenbar hexen können!“ Denn am Abend war wieder Glas in dem Fenster, und als die Dämmerung kam, befestigte Franz ein großes Brett vor dasselbe, um dem Einwerfen zuvor zu kommen. — Wer in aller Welt hatte denn die Scheiben bezahlt?

„Ich will's Euch sagen, Frau Meisterin,“ lispelte Theres-

chen der Müllerin in's Ohr, als dieſe ſpät noch hinüber kam: „Der Herr Jeſus hat es den Pater Bernhard geheißen, und dieſer hat ſie uns wieder machen laſſen. Ihr müßt es aber ja der Grundlerin nicht ſagen!“

Von Alters her iſt die Weinleſe das große Feſt der Mülhauſer geweſen; und vor dreihundert Jahren, wie noch vor Kurzem in unſerer Zeit, ſah an den Herbſttagen unſere Stadt wie ausgeſtorben aus, weil Alles, was Hände und Füße brauchen konnte, draußen im Rebberge war. Ob es aber die rechte Herbſtfreude geweſen, nämlich die, welche in der Gabe ſich des Gebers und ſeiner Gnade freut, und Ihm des Dankes Opfer bringt, möchten wir faſt bezweifeln, ſintemal die Freude im Herrn ſtille, ſittſam und lieblich iſt; bei den Herbſtgelagen aber, ja da ging es gar lärmend und leichtfertig her und wurde mancher Unfug getrieben. Nun, Ausnahmen, das heißt „Stille im Lande,“ hat es durch Gottes Gnade immer einige gegeben, und ſo iſt wohl auch bei der reichen Weinleſe, von der uns die Chronik in dieſem Jahr 1510 erzählt, in manchem Herzen dem Herrn ein Dankopfer gebracht und der Armen gedacht worden.

Auch die brave Müllerin hatte an ihre armen Schützlinge gedacht und ſie reichlich beſchenkt. Und ſo ſauer auch der Bläuwlatten-Müller dazu geſehen, ſeine Käthe hatte es ſich nicht nehmen laſſen: „Franz und Thereschen müßten auch einmal einen frohen Tag haben, und mit hinaus auf den Zuckerberg,“ wo der Müller ein großes Rebſtück hatte. Und ſo geſchah es auch; die Beiden zogen Morgens früh mit des Müllers Familie und allem Geſinde in den Wein-

berg, Franz seelenvergnügt, aber Thereschen beklommen und angstvoll, und hätte es die Müllerin zugelassen, so wäre sie viel lieber daheim bei der Großmutter geblieben. Denn gestern Abend war Pater Bernhard noch spät gekommen, und hatte lange allein mit der Großmutter gesprochen, und seitdem war es, als ob ein Trauerflor sich über ihr liebes, sonst immer so heiteres Angesicht gezogen; sie war ernst und nachdenkend, und hatte zum ersten Mal, seit Thereschen denken konnte, vor dem Schlafengehen nicht aus dem großen Buche gelesen, und gesagt, die Augen thäten ihr wehe, sie wolle lieber etwas daraus hersagen, denn sie wußte es beinahe auswendig, und darüber hatte sich Thereschen allerlei schwere Gedanken gemacht.

Daheim saß aber die einsame Großmutter schon wieder getröstet von ihrem treuen Heilande, dem sie das Herz ausgeschüttet, der alle ihre Sorgen auf sich genommen, und ihr mit lauter Friedensgedanken geantwortet hatte.

Und die Grundlerin drüben war auch allein zu Hause geblieben, und hatte ebenfalls ihre eigenen Gedanken — aber leider gar böse. Sie überlegte nämlich, ob jetzt nicht der günstige Augenblick gekommen, wo sie sich des verdächtigen Buches bemächtigen, und es durch den Rathsdiener der Obrigkeit einhändigen könne. Es war ja Niemand im Gäßchen als sie und die wälsche Lette; denn der alte, taube Ulrich, der die Mühle hütete, schnarchte auf der Ofenbank, wie sie so eben durch's Fenster erkannt.

Idelettens Füße waren von der Gicht so gelähmt, daß sie nicht gehen konnte; und bis sie sich an ihren Krücken mühsam erhoben hatte, war die Grundlerin, die noch gar rüstig auf den Beinen war, längst mit dem Buche zum Hause

hinaus. „Gedacht, gethan," — leise wie eine lauernde Katze schlich sie durch's Gäßchen, trat in der Wittwe Stübchen und spähte mit ihren Sperbersaugen in allen Winkeln herum, während Idelette sie freundlich begrüßte und nach ihrem Begehren fragte. Die Grundlerin entgegnete: „So ganz allein zu Haus sei ihr eben die Zeit lang geworden, und sie käme um die Frau Nachbarin zu bitten, ihr doch einmal das große Buch zu zeigen, über dem sie so fleißig simulire, und ihr auch etwas daraus zum Besten zu geben." Worauf Idelette erwiderte: „Wie es ihr leid thue, dem Begehren nicht willfahren zu können, indem sie das Buch einem lieben Freunde geliehen." — Darüber wurde aber die Grundlerin so böse, daß sie nicht mehr an sich halten konnte und in einen Strom von Schimpfreden ausbrach; worauf Idelette nichts antwortete und auch da noch gelassen und ruhig blieb, als die Grundlerin das ganze Stübchen durchsuchte (es war bald gethan und nicht viel darinnen), und schwur: „Sie wolle das Buch schon selber finden, und es dahin bringen, wo es hin gehöre, und wo man auch Ideletten ihre fromme Larve abreißen und sehen werde was dahinter stecke!" Nachdem sie aber Alles vergeblich durchwühlt, ja sogar die Truhe ausgekramt, ohne das Buch zu finden, rannte sie wüthend und scheltend davon, und schlug die Thüre so heftig hinter sich zu, daß das kleine, baufällige Häuslein davon wie von einem Erdbeben erschüttert wurde. Idelette saß still, mit gefalteten Händen, blickte nach Oben und sprach, indem Thränen des Dankes über ihre bleichen Wangen glitten: „O lieber Herr, wie hast du mir meinen Schatz so gnädig bewahrt!"

So weit wäre Alles gut gegangen; aber zum Unglück

saß Krumm-Schnäbelchen eben auf seinem Neste, hatte ein Ei gelegt und fing nach der Hühner Art und Weise laut zu gackern an, als die Grundlerin aus der Stube stürmte. Diese, froh an irgend einem lebendigen Wesen ihr Müthlein kühlen zu können, kehrte sich mit den Worten um: „Ei du ver..... Thier! Du kömmst mir eben recht. Was braucht denn das Bettelvolk Eier zu essen und Hühner zu füttern!“ So sagend, packte sie Krumm-Schnäbelchen an den Flügeln, stopfte es sammt dem Ei in ihre Schürze und eilte damit zum kleinen Hause hinaus. . . . Armes, armes Krumm-Schnäbelchen! — O! wenn du doch geschwiegen hättest — aber wie oft geht es uns wie dir, und wie viel Kummer und Verdruß haben wir uns schon mit unnützen Reden, Rühmen und Prahlen zugezogen. „Reden ist Silber und Schweigen ist Gold,“ hat einmal ein weiser Mann gesagt; wir sollten uns Alle dieses Sprüchlein hinter die Ohren schreiben.

In der Schule des Meisters, zu dem der heilige Geist im 141sten Psalm uns beten heißt: „Herr bewahre meinen Mund und behüte meine Lippen,“ hatte aber Idelette dulden und schweigen gelernt. Darum schwieg sie auch gegen Franz und Thereschen, als sie heim kamen und sagte blos: „Sie hätte Krumm-Schnäbelchen laut gackern und dann ängstlich krähen hören, und vermuthe, daß es Jemand fortgetragen.“ Sie hatte mehr als einen Grund, warum es ihr klüger schien, über der Grundlerin Einbruch in ihr stilles Stübchen zu schweigen; erstens wollte sie Thereschens Angst vor derselben nicht vermehren, denn das arme Mädchen fürchtete sich gar sehr vor dem bösen Weibe, und zitterte am ganzen Leibe, wenn es sie nur von Weitem erblickte. Zweitens

fürchtete sich die Großmutter auch, aber nur vor der Sünde, nämlich vor Franzens und der Müllerin heftigem Aufbrausen und Zürnen; und da sie wußte, wie „des Menschen Zorn nicht thut, was recht ist vor Gott“ (Jakobi 1, 20), so wollte sie lieber dem Herrn allein ihre Noth klagen und für die Grundlerin beten, denn schmerzlich war auch ihr Krumm-Schnäbelchens Verlust. Wollten ihr doch heute sogar die köstlichen Trauben nicht munden, welche Thereschen heimgebracht, weil das Hühnchen nicht mehr kam ihr die Hülse aus der Hand zu picken.

Auch das arme Thereschen war untröstlich, und wollte sich schier zu Tode weinen über seinen verschwundenen Liebling; und als es denselben vergeblich im ganzen Bläuwlattengäßlein und überall in der Mühle gesucht, ging es so bitterlich schluchzend aus dem Hofe, daß dem alten tauben Ulrich davon ganz weich um's Herz wurde; er winkte Franz, der eben vom Heuboden herunter stieg, wo er auch nach Krumm-Schnäbelchen gesucht, und sagte: „Bst, bst, Franz, ich glaube ich bin auf der Spur. Hab' diesen Nachmittag die böse Hexe da drüben mit einer vollen Schürze in ihr Haus schlüpfen sehen wie der Fuchs, wenn er uns eine fette Gans gestohlen; was gilt's, die hat das Huhn! Wir müssen's aber fein angreifen, dürfen aber nicht mit der Thür in's Haus fallen, denn die Grundlerin steht mit dem Schwarzen im Bunde und hätte uns bald ein Malefiz angethan. Darum laß mich nur machen, und sei du stumm wie ein Fisch. Ja, ja, sie meinen der alte, taube Ulrich merke nichts und wisse nichts. — Hab' aber schon oft mit meinen zwei Augen besser gehört, als sie mit ihren scharfen Ohren, und will's auch dies Mal schon herausbringen.“

Franz ging nachdenkend nach Hause und sagte kein Wort von Ulrich's Vermuthung. Beim Abendbrod saßen die Drei gar betrübt beisammen und keines hatte zum Essen Lust. An dem Ei für die Großmutter hatte es zwar die Müllerin nicht fehlen lassen, aber Franz behauptete, Thereschen habe beim Sieden mehr Thränen als Wasser darüber gegossen, und indem er das sagte, zuckte es so seltsam um seinen Mund, und aus seinen feurigen Augen schoß ein so vielsagender Blick gegen das Haus der Grundlerin, daß Idelette erschrocken ihre Hand auf die seine legte, und als sie eine heiße Thräne darauf fallen spürte, sich des Weinens auch nicht erwehren konnte.

„In diesem Jahr 1510 (lesen wir ferner in der Chro„nik), hat sich eine Stadt Mülhausen von den vor vierzig „Jahren ausgestandenen Trübsalen, Verfolgungen und „Kriegen, durch Gottes gnädigen Beistand, wiederumben „so wohl erholet, daß sie in ihrem schönsten Blueſt sich be„funden. Ein neues Rathhaus (das hintere) wurde erbaut „und dabei weitere Keller, Kornschütten und Gewölb, um „der Stadt Vorräthe, Briefe und Kleinodien zu bewahren."

Die deutschen Ordensritter wollten aber auch das Ihrige thun, und ließen an unserer St. Stephans-Kirche (welche Kaiser Karl der Vierte Anno 1354 ihrem Orden geschenkt) die gewölbten Seitengänge erbauen, und durch den Werkmeister, Hans von Konstanz, den Helm auf den Kirchthurm setzen. Eine hochlöbliche Obrigkeit hatte schon bei Erbauung des Chores verschiedene Abgaben zur Verschönerung unserer Pfarrkirche verordnet. So fiel z. B. das beste Kleid jedes Verstorbenen der Kirche anheim; die Bürger mußten nach ihrem Vermögen steuern, die einen Korn und Wein, die

anderen Gänse, Hühner, Tauben u. s. w., und an den dazu bestimmten Tagen dem Schaffner in das Deutsche Haus bringen.

An einem dieser Tage befand sich der Landes-Commenthur Ritter Georg von Andlauw im Deutschen Hause, auf seinem Zimmer, als er einen ungewöhnlichen Lärm im Hofe hörte und an's Fenster trat, um zu sehen, was es wäre. Unten erblickte er nebst vielen andern Bürgern und Bürgerinnen auch die Grundlerin mit einem Korbe, in dem sich ein Huhn befand, welches sie als die sie betreffende Kirchensteuer dem Schaffner einhändigen wollte. Aber vor ihr stund Franz mit zornglühendem Gesicht, keck behauptend, das Huhn gehöre ihm und die Grundlerin habe es am ersten Herbsttage heimtückisch gestohlen. Dagegen wehrte sich nun diese mit Schreien und Toben — die andern Weiber schrieen ebenfalls darein — der taube Ulrich und ein anderer von Franzens Mitknechten traten als Zeugen auf, und sagten dem Schaffner: „Sie kenneten das Huhn wohl an seinem krummen Schnabel, und es gehöre wirklich den Hügelins und nicht der Grundlerin.“ Aber diese betheuerte, „es sei ihr rechtmäßiges Eigenthum, denn die wälsche Lette habe es ihr hinter dem Rücken der Großkinder, während diese im Herbste gewesen, verkauft.“ — Darüber wurde aber Franz noch zorniger und kühner, und mit dem Ausrufe: „das lügst du, alte Hexe!“ riß er der Grundlerin den Korb kräftig aus den Händen.

Tumult und Lärm waren in diesem Augenblicke so groß, daß der Commenthur, welcher ein Handgemenge fürchtete, schnell hinunter eilte, um den wilden Burschen zu bändigen. Ueber dem Allem war aber der Deckel des Korbes aufge-

gangen, Krumm-Schnäbelchen witterte freie Luft, entfaltete seine Flügel und flog, laut krähend, in Thereschens Arme, welche eben, blaß und mit roth geweinten Augen, an Pater Bernhard's Hand in den Deutschen Hof getreten, und, als es sein Hühnchen auf sich zufliegen sah, dasselbe mit dem Ausrufe: „Krumm-Schnäbelchen, o mein Krumm-Schnäbelchen!“ laut weinend mit seinen Armen auffing.

Als man den allgemein beliebten Pater Bernhard und den Ehrfurcht gebietenden Landes-Commenthur erblickte, wich Alles scheu zurück; es wurde plötzlich stille, und während beide Herren sich auf lateinisch unterredeten, ruhte manches Auge theilnehmend auf dem weinenden Thereschen, und auf seinem schlanken, hochgewachsenen Bruder, der schützend zu ihm getreten war und sein blitzendes Auge zwar vor Pater Bernhard und dem Commenthur niederschlug, aber doch seine Freude über das befreite Huhn und den errungenen Sieg nicht verbergen konnte.

Des weisen Königs Salomons Urtheil ist aber kaum mit größerer Spannung erwartet worden, als jetzt die gesammte Bürgerschaft auf dem deutschen Hofe dem Ausspruch des Commenthurs entgegen sah. Dieser, nachdem er sich eine gute Weile mit Pater Bernhard unterhalten, einen scharfen Blick auf die Grundlerin und einen wohlwollenden auf das Geschwisterpaar geworfen, sagte zu der Ersteren:

„Ihr behauptet also, das Huhn gehöre Euch von Gott und Rechtswegen an, und wollt dasselbe unserm Schaffner, als Gebühr Eurer Kirchensteuer, zu Handen geben?“

Und als die Grundlerin dieses unter vielen Betheuerungen bejaht, und in einen Strom von Lästerworten gegen den Lotterbuben ausbrach, der es gewagt, sie, eine alte,

ehrsame Bürgerin, also öffentlich anzuklagen und zu beschimpfen, da gebot ihr der Commenthur Stillschweigen und sagte streng: Schon gut; Ihr habt Eure Gebühr entrichtet, das Huhn ist angenommen, und Eure Sache somit abgethan; Ihr könnt Euch entfernen . . ." Dann zu dem Schaffner sich wendend, fragte er diesen: „Wie viel beträgt der Werth des Huhnes?"

„Höchstens einen Schilling, gestrenger Herr", erwiderte der Gefragte. Der Commenthur zog seinen Beutel, legte zwei Schillinge in des Schaffners Hand und sprach: „Thut diese Münzen zu den Kirchengeldern. Das Huhn aber habe ich, vor diesen Zeugen allen, der Kirche abgekauft und bezahlt; es ist also mein und ich kann damit nach Gutdünken schalten . . . Und somit schenke ich es dir wieder, du armes Kind," sagte er tröstend zu Thereschen, indem er sanft seine Hand auf ihr gesenktes Köpfchen legte. „Nimm es hin und geh' in Frieden damit heim." —

Einen Augenblick stunden Alle wie verblüfft über diesen unerwarteten Ausspruch; dann aber erhob sich ein Gemurmel, das allmälig zum lauten Beifall wurde: „Das ist brav! Gut gesprochen, gerecht gerichtet! Die Alte hat ihren Meister gefunden!" Franz aber trat ehrerbietig vor den Commenthur, reichte ihm die Hand und sprach mit kaum unterdrückter Rührung: „Gott vergelt's, edler Herr! Ihr habt gerecht gerichtet, und solltet Ihr je zwei kräftige Arme und ein treues Herz in Eurem Dienste bedürfen, so denkt an Franz Hügelin, der Euch zu Dank verpflichtet ist mit Leib und Leben." Dann zog er Thereschen herbei, das sich, Krumm-Schnäbelchen im Arme, zitternd und schüchtern vor dem Ritter verneigte, ein leises: „Gott wolle es Euch lohnen

in Zeit und Ewigkeit!" lispelte — und fort eilten die Beiden, so leicht und so schnell, als ob sie Flügel hätten.

„Der Bursche gefällt mir und das Mädchen auch," sagte der Commenthur zu Pater Bernhard, und ging mit demselben in's Deutsche Haus hinein.

Jetzt konnte aber die Grundlerin ihren Zorn nicht länger zurückhalten; sie fing laut zu jammern an, „wie das fremde Gesindel in unserer Stadt immer vorgezogen werde, wie es ehrbare Bürgersleute ungestraft beschimpfen dürfe, und wie eben bei gewissen hohen Standespersonen ein glattes Gesichtchen und rothe Wangen mehr gälten, als das gute Recht einer alten, ehrbaren Bürgerin!"

Einige der Umstehenden suchten sie zu beschwichtigen; aber der taube Ulrich, der Müllerknecht und noch andere Bürger sagten ihr dreist in's Angesicht: „Wie sie, statt zu schimpfen, es vielmehr dem Commenthur Dank wissen sollte, daß er das Huhn aus seinem Sacke bezahlt und die Sache nicht strenger untersucht. Denn wenn es vor Gericht gekommen, hätte sie gar übel bestehen können, sintemalen Alle gegen sie gezeuget und sie gar leicht des Diebstahls hätten überweisen können."

Das brachte aber die Grundlerin so in Wuth, daß sie mit einem gräßlichen Fluche ausrief: „Sie wolle verlahmen, wenn es nicht wahr sei, daß ihr die wälsche Lette das Huhn verkauft!" worauf sie dann, laut scheltend und vor Zorn zitternd, den Deutschen Hof verließ.

Droben, auf seinem Zimmer, wollte aber der Commenthur von Pater Bernhard wissen: „Was es denn mit der wälschen Wittwe im Bläuwlattengäßlein für eine Bewandtniß habe? Warum man sie der Ketzerei beschuldige? Und

besonders, ob er das Buch kenne, mit dem Idelette schwarze Kunst treiben solle?"

„Freilich," erwiderte der Pater, „denn es ist seit mehreren Tagen in meinen Händen."

„Nun, und was ist es für ein Buch?"

„Eine alte, von Peter Waldo in's Französische übersetzte Bibel, welche in Idelettens Familie von den Vätern auf Kind und Kindeskinder sich vererbt und heilig und werth gehalten als ihr kostbarstes Kleinod, und das theuerste Vermächtniß ihrer Vorfahren."

„Also eine Waldenserin!" sagte der Commenthur etwas betroffen. „Ja freilich, dann muß sie aus unsern Grenzen verwiesen werden, denn wir dürfen dieses Unkraut nicht in unserer Stadt wuchern lassen."

„Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?" (Matth. 7, 16) fragte Pater Bernhard zurück.

„Wie meint Ihr das, Bruder Bernhard?"

„Nun, ich meine, Herr Ritter, Ihr selbst hättet vorhin an den beiden jungen Leuten, die Euch so wohl gefallen, erkennen sollen, welches Geistes Kind die Großmutter ist. Hat doch der Herr uns ausdrücklich gesagt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

„Aber . . . ist sie wirklich eine Waldenserin?"

„Das vermöchte ich in Wahrheit nicht zu sagen, sintemalen ich sie noch nie darüber befragt. Eins aber weiß ich ganz gewiß, Herr Ritter, daß ich an dieser frommen, stillen Dulderin ein lebendiges Beispiel kennen gelernt: „Wie das Evangelium wirklich, in That und Wahrheit,

eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben" (Römer 1, 16).

Eine Weile ging der Commenthur mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; dann blieb er plötzlich vor dem Pater stehen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sprach warnend: „Bernhard Römer, Bernhard Römer! Nimm Dich in Acht — Du stehst auf schlüpfrigem Boden!"

„Auf Gottes Wort, Herr Ritter, auf dem Fels, auf den der Herr seine Kirche gegründet und den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden!" Sie sahen sich lange an, reichten einander schweigend die Hände und schieden als Freunde.

Im Bläuwlattengäßlein wurde an diesem Abend von drei guten Menschen ein Dank- und Freudenfest im kleinen Häuslein gefeiert. Die Großmutter war so glücklich, nicht nur, daß sie Krumm-Schnäbelchen wieder hatten, sondern besonders, daß der Herr ihren Franz so gnädig bewahrt und nicht zugegeben, daß er, von seinem Zorne hingerissen, etwas Böses gethan und in schlimme Händel verwickelt worden sei.

„Und nun will ich uns ein köstliches Abendbrod bereiten, Großmütterchen!" jubelte das glückliche Thereschen, indem es Ideletten küßte und herzte; „wir sind heute reiche Leute, haben Butter, Eier und Milch, und Krumm-Schnäbelchen ist wieder da!"

„Was gibt's denn schon wieder auf der Gasse? Habt ihr den Schrei gehört und jetzt den Lärm?" fragte die Großmutter.

Thereschen schrak zusammen, Franz eilte hinaus, kam aber bald ganz verstört mit der Müllerin zurück, die, bleich wie der Tod, auf einen Stuhl niedersank und die Hände faltete.

„Ist ein Unglück geschehen?“ fragten die Großmutter und Thereschen wie aus einem Munde.

„Ein Gottesgericht!“ erwiderte langsam die Müllerin, „und das ist mir in alle Glieder gefahren. Ja, es ist schauerlich und macht mich am ganzen Leibe zittern; aber: der Herr hat sie gerichtet!“

„Wen?“ fragte Idelette dringend.

„Die Grundlerin! Ja, sie hat sich im Deutschen Hofe mit einem gräßlichen Fluche verschworen und gesagt: Sie wolle verlahmen, wenn es nicht wahr sei, daß sie Euch das Huhn abgekauft — ist dann keifend und lästernd heim gekommen — hat unter der Hausthür einen Fehltritt gethan — ist gefallen — kann nicht wieder aufstehen — krümmt sich wie ein Wurm — klagt, daß sie Höllenschmerzen ausstehe — und liegt nun da, von Gott geschlagen!“

„Man muß ihr zu Hülfe eilen,“ sagte Idelette schnell. „Die Arme hat wohl ein Bein gebrochen oder gar die Hüfte auseinander gefallen, und das ist in ihrem Alter allemal schlimm. Thereschen, lauf zu Pater Bernhard und bitte ihn, daß er den Doktor bringe . . . und du, Franz, geh' mit der Frau Müllerin hinunter und trage die arme Frau auf ihr Bette.“ — Aber die Großmutter predigte tauben Ohren; es wollte sich Keines hinaus wagen. Franz und die Müllerin behaupteten, der . . . „Gott sei bei uns“ sähe der Grundlerin leibhaftig aus den Augen, und dabei stoße sie so gräßliche Verwünschungen gegen Idelette und ihre

Großkinder aus, daß es wirklich nicht rathsam sei, sich ihr jetzt zu nähern."

An demselben Abend wollte Pater Bernhard Idaletten ihr liebes Buch wieder einhändigen und sie beruhigen, hatte er ihr doch gute Kunde zu bringen, war aber nicht wenig erstaunt, als er die Menschen alle im Bläuwlattengäßlein vor der Grundlerin Haus erblickte, und erfuhr, was geschehen war. Ein Gottesgericht! das schien Jedes zu fühlen, und Niemand wollte die von Gott also Geschlagene berühren oder ihr Hülfe leisten. Die Einen betrachteten sie mit schadenfroher Neugier, die Andern scheu, mit Furcht und Grauen. Und doch mußte geholfen werden; will doch der Herr Jesus, daß seine Jünger Böses mit Gutem überwinden, und schlägt der gnädige Gott auch seine bösen Menschenkinder nicht im Zorne, sondern aus Liebe, damit sie ihre Sünden erkennen, das Kreuz umfassen, sich bekehren und leben.

Und als Keiner dem guten Pater Bernhard helfen wollte, die Grundlerin aufzuheben, Alle kalt und scheu zurückwichen, und er bald allein bei dem unglücklichen Weibe geblieben . . . da ist er eben in's kleine Haus gegangen, hat den Franz gerufen, Thereschen nach dem Doktor geschickt und die Müllerin gebeten, mit ihm in der Grundlerin Haus zu kommen, und dort Alles zur Pflege der Kranken anzuordnen. Er hat zwar zuerst mit Franz und der Müllerin ein andächtiges Vater-Unser beten und ihnen die Bitte: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, besonders einschärfen und an's Herz legen müssen. Aber am Ende ist es doch gegangen und Jedes von ihnen hat an der Gefallenen treu seine Christenpflicht geübt, zu

der Großmutter großer Freude, die wohl nicht mithalf, weil sie ja nicht gehen konnte, aber doch das Beste dabei gethan, denn sie hat angehalten in stiller Fürbitte, „daß der Herr ihren Franz und die Müllerin Liebe lehren und das böse, verstockte Herz der Grundlerin erweichen möge!“

Und die Grundlerin? Ja, es war allerdings ein „Gottesgericht“ über die arme Seele ergangen, wie die Leute sagten; denn der Herr hatte sie beim Worte genommen, sie hatte sich die Hüfte auseinander gefallen und ist lahm geblieben ihr Leben lang. Aber der Herr, nach seiner großen Gnade und Barmherzigkeit, „hat sie eben mit Weile gerichtet, und ihr Zeit zur Buße gelassen, wiewohl Ihm nicht unbekannt, daß sie böser Art war und ihre Bosheit ihr angeboren“, heißt es im Buche der Weisheit so schön. Zwar gab es einen harten Kampf mit dem alten bösen Weibe, und sie hat sich lange nicht beugen wollen unter Gottes allmächtige Hand, hat ihre Sünden nicht erkennen, nicht Buße thun, ihrem Haß nicht Valet sagen und weder die Müllerin, noch den Franz, noch Thereschen und die Großmutter sehen und an ihrem Bette leiden wollen. Allein es kam sonst Niemand zu ihr, weil die Besseren alle den Bann scheuten, der auf ihr lag, und die liederlichen Dirnen, welche sie Anfangs um schweres Geld gedungen, besorgten sie so schlecht, betrogen sie so arg und führten eine so tolle Wirthschaft in ihrem Hause, daß sie endlich nothgedrungen, um nicht um ihre ganze Habe zu kommen, den wohlgemeinten Rath von Pater Bernhard annehmen, ihre Wirthschaft aufgeben und der wackern Müllerin die Sorge für ihre Pflege überlassen mußte.

Und als sie sich da mit einem Male statt der gefürch-

teten, wohlverdienten Strafpredigten von lauter Liebe umgeben fühlte; als Thereschen, das mit Gottes Hülfe die Furcht vor ihr überwunden, so freundlich mit ihr redete, ihr krankes Bein so sanft berührte und so mitleidig ihre Schmerzen zu lindern suchte; als selbst der einsylbige Franz und die strenge Müllerin auf der Großmutter Zureden milder gegen sie wurden und ihr herzliche Theilnahme bewiesen; als Idelette sich von Franz oft an ihr Siechbette tragen ließ und ihr da „ungebeten" viel aus ihrem lieben Buche „zum Besten gegeben" und von Jesus Christus dem Sünderheilande erzählt, der will, daß allen Menschen geholfen werde, und der auch für die Grundlerin vom Himmel auf die Erde gekommen und am Kreuz gestorben sei — da ist vom warmen Hauche dieser treuen, christlichen Liebe das harte Eis des bösen Herzens nach und nach geschmolzen, und der himmlische Arzt ist bei ihr eingekehrt und hat durch seinen heiligen Geist die sieben bösen Geister ausgetrieben, welche ihre Seele so lange im Sündendienste gefangen gehalten und geplagt hatten.

Wohl ist es nicht ohne Rückfall gegangen, denn der alte Adam im Menschen hat leider ein gar zähes Leben, und ist auch bei der Grundlerin oft wieder erstanden und hat sein voriges Wesen getrieben und gezankt, gescholten und gebrummt, so daß namentlich der Müllerin die Geduld mehr als einmal ausgegangen und sie gemeint hat: „Sie wisse eigentlich auch gar nicht, warum sie Alle mit einander von der Grundlerin so gequält sein sollten; sie sei von jeher eine böse Sieben gewesen und werde es auch bleiben bis an's Ende. Darum solle man ihr thun was Recht ist, sich aber weiter nicht um sie bekümmern."

Allein die Großmutter war anderer Meinung; der Herr hatte ihr in ihrer Armuth die Gnade erwiesen, Böses mit Gutem vergelten zu können, und dadurch glühende Kohlen auf das Haupt ihrer Feindin zu sammeln. Und wie es eben geht, wenn wir so recht von Herzen und anhaltend für einen Menschen beten und ihm Gutes erweisen, so wird er uns lieb und wir können nicht mehr gleichgültig gegen ihn sein. Die Liebe ist aber wie die Wärme; man fühlt sie, wenn man sie schon nicht sehen kann. Und so hat auch die Grundlerin, so sehr sie sich dagegen gesträubt, allmälig ein wohlthätiges Gefühl von dieser Liebe überkommen, und hat zuerst Thereschen, dann Ideletten und zuletzt den Franz und die Müllerin auch lieb haben müssen; mit der Liebe ist aber das neue Leben in ihrem öden Herzen erwacht, und der Herr, zu dem Idelettens stille Fürbitte, wie Abels Opfer, emporgestiegen, hat sie erweckt und erleuchtet und bekehret, und sie hat durch seine Gnade Buße thun und redlich um ihr Heil kämpfen, ringen und beten gelernt.

Wer die Grundlerin früher gesehen, der hätte sie jetzt kaum wieder erkannt, so ganz verändert war der Ausdruck ihres Gesichtes und der Blick ihrer jetzt recht freundlichen Augen. Auch war es an einem Herbsttage des folgenden Jahres recht lieblich anzusehen, wie die Großmutter und die Grundlerin im Bläuwlattengäßlein so friedlich nebeneinander auf dem Bänklein saßen und ihre alten, kranken Glieder an der milden Herbstsonne erwärmten. Es war das erste Mal, daß die Grundlerin vom Bette aufgestanden, und Franz hatte sie hinunter getragen, damit sie sich an der frischen Luft ein wenig erlaben könne. Krumm-Schnäbelchen

war auch dabei, und muß wohl seiner Schuldnerin auch vergeben haben, und zwar von ganzem Herzen, denn es hatte sie während der letzten Zeit in Thereschens Gesellschaft oft besucht, und heute ließ es sich die Brodkrümmelchen trefflich schmecken, welche ihm seine ehemalige Feindin liebkosend zwischen sein krummes Schnäbelchen steckte.

„Aber nein! Wer mir das vorigen Herbst gesagt hätte!“ rief unwillkürlich Thereschen, das sich eben fertig gemacht, um mit der Müllerin in den Weinberg zu gehen.

„Ja, ja, Thereschen,“ entgegnete die Grundlerin, „es geht mir wie dir, ich kann es gar nicht begreifen. Und so oft ich dein Hühnlein ansehe, muß ich zu mir selber sagen: Du gedachtest es so böse zu machen, und unser Herr-Gott hat Alles so gut gemacht!“

„Darum gebührt auch Ihm allein Ehre, Lob und Dank dafür!“ sagte die Großmutter mit gefalteten Händen.

„Amen!“ erwiderten die Grundlerin und die Müllerin, welche auch dazu gekommen war.

Weiter haben wir aber nichts mehr über diese Geschichte in unserer Chronik gefunden, und müssen darum von den Bewohnern des Bläuwlattengäßleins Abschied nehmen, so lieb sie uns auch geworden sind. Indessen treffen wir den Augustiner-Mönch Bernhard Römer nächstens wieder in der alten Chronik an, und wer weiß? vielleicht kommen wir dann auch wieder mit Franz und Thereschen zusammen. Bis dahin wollen wir uns aber ernstlich prüfen und fra-

gen: Ob wir unſer Buch, nämlich das Buch der Bücher, ſo heilig und werth halten wie Idelette das Ihrige? täglich darinnen leſen, wie ſie gethan, und ob wir in ſeinem Geiſte handeln und ſeinen Befehlen gehorchen, wie Idelette im Glauben gewandelt und Liebe geübet hat?

Die Diener des Worts.

„In allen Dingen lasset uns erfunden
„werden als die Diener Gottes."
2 Korinther 6, 4.

Der Pfarrer Zell*), Leutpriester zu St. Lorenzen, im Straßburger Münster, gewöhnlich nur „Meister Matthis" genannt, hatte, wie er uns selbst erzählt, im Jahre 1521 angefangen den Straßburgern das Evangelium zu predigen, indem er ihnen einzelne Bücher der Bibel erklärte. Das nach Licht und Wahrheit dürstende Volk strömte aber in solcher Menge seinen Predigten zu, daß die Lorenzen-Kapelle bald viel zu klein für die große Schaar von Zuhörern war. Da wandten sich Zell's Pfarrkinder an das Großkapitel mit der Bitte, daß man ihrem Pfarrer die sogenannte „Doktorskanzel" gestatten möge, welche der Magistrat in der Mitte des Münsters für Geiler erbauen lassen. Gerne hätte der Domdechant, Graf Siegmund von Hohenlohe, ihnen diese Bitte gewährt; allein er wurde von den übrigen Domherrn überstimmt und die Kanzel alsobald ver-

*) Matthias Zell wurde 1477 in Kaisersberg geboren.

schlossen, was eine gewaltige Aufregung unter der ganzen Bürgerschaft verursachte. Und als bald darauf das fünfte Buch Moses, welches Zell eben zu erklären angefangen, in deutscher Sprache gedruckt und verbreitet worden, da steigerte sich diese Aufregung bis zur höchsten Unzufriedenheit. Zum ersten Male seit tausend Jahren war die Bibel auch dem Ungelehrten wieder geöffnet, zum ersten Male ein Buch derselben in Straßburg in deutscher Sprache gedruckt und verbreitet worden: „Und nun will man unserm geliebten Prediger das Maul stopfen, will uns das Wort Gottes vorenthalten und uns um unser Heil betrügen!“ murreten laut die unzufriedenen Bürger — und in gespannter Erwartung sahen Obrigkeit und Volk den Dingen entgegen, die da kommen sollten.

Es war am ersten Advents-Sonntage, früh vor dem Morgen-Gottesdienste, als die alte Mey-Bäbeli, Zell's getreue Köchin, vom Pfarrhofe*) in die Kurbengasse ging. Mey-Bäbeli war aus Müllheim im schönen Markgräfler Ländchen gebürtig, hatte schon in Freiburg bei der alten Tante des Pfarrers gedient, war nach dem Tode derselben mit Haus, Hof und Garten an den Neffen übergegangen, diesem von Freiburg, wo er eine Lehrerstelle bekleidete, nach Straßburg gefolgt und ihrem verehrten Herrn von ganzer

*) Das geräumige alte Münster-Pfarrhaus, welches Zell bewohnte, stand in der Bruderhofs-Gasse, dem jetzigen bischöflichen Seminarium gegenüber, und hatte einen Ausgang in die Juden-Gasse; es muß nach dem Platze, den es eingenommen, sehr groß gewesen sein.

Seele ergeben. Heute schien aber Mey-Bäbeli nicht in ihrer gewöhnlichen heitern Stimmung zu sein, sie hatte rothgeweinte Augen, grüßte die Vorübergehenden kaum, und eilte so schnell, daß sie mehr als ein Mal stille stehen mußte, um Athem zu schöpfen.

„Ja, ja, Mey-Bäbeli, wenn man alt ist, wie du und ich, so muß man eben gemach thun und kann nicht mehr so leicht davon laufen, wie in den zwanziger Jahren. Uebereile dich nur nicht so, wir kommen allewege noch früh genug," sagte Küblermeister Butzer's stattliche Ehefrau, welche im ehrbaren Sonntagskleide, das fünfte Buch Moses und den Rosenkranz in der Hand, ebenfalls in die Kurbengasse einbog.

„Ach, seid Ihr es, Frau Butzerin," sagte Mey-Bäbeli, wie aus einem Traume erwachend. „Kann mich leider nicht aufhalten, denn ich muß nothwendig noch vor dem Gottesdienst mit der Jungfer Käthel reden. — Aber — was gibt's denn diesen Morgen in der Kurbengasse? Seht, sie ist ja mit Menschen angefüllt, daß man den Leuten auf den Köpfen gehen könnte."

„Ei, weißt du denn nicht, daß die Schreinerzunft sich versammelt und die hölzerne Kanzel in's Münster tragen läßt, welche in Meister Schützens Werkstätte verfertigt worden, damit dein Herr im Dome darauf predigen kann. Ja, ja, meine gnädigen Domherren, laßt immerhin die Doktorskanzel verschließen; das Wort Gottes verschließt ihr uns damit doch nicht mehr, und Meister Matthis wird uns dasselbe eben so gut auf der schlichten hölzernen Kanzel, als auf eurer vergitterten steinernen erklären und an's Herz legen können."

„Was?" rief Mey-Bäbeli erschrocken, „was? mein Herr muß heute im Dome predigen, statt in der Lorenzen-Kapelle,

und es haben die Schreiner, dem Domkapitel zum Trotze, eine aparte Kanzel für ihn gemacht?"

„Es ist, wie ich dir sage, Mey-Bäbeli; der Strudel-Hans hat diesmal seinem Namen Ehre gemacht, und hat in wenigen Tagen eine tragbare Kanzel zu Stande gebracht, die vielleicht wohl etwas gestrudelt, aber doch fest genug sein wird, deinen Herrn zu tragen, der ja klein und zimper ist."

„O weh," schluchzte Mey-Bäbeli, „das richtet meinen armen Herrn noch total zu Grunde!"

„Was sagst du da, Mey-Bäbeli!"

„Daß ich wollte, der Strudel-Hans wäre mit seiner hölzernen Kanzel wo der Pfeffer wächst," erwiderte Mey-Bäbeli ärgerlich, indem sie gewaltsam die Thränen hinunterschluckte, in's Schnupftuch hauchte und es vor ihre verweinten Augen hielt.

Frau Butzerin hatte nicht Zeit, weiter über Mey-Bäbeli's Kummer nachzuforschen, denn in diesem Augenblicke ordnete sich der Zug vor Meister Schützens Werkstätte und setzte sich in Bewegung. Stille und in ernster Haltung wich die Menge auf beiden Seiten zurück und schloß sich dann in der größten Ordnung dem Zuge an. Voran schritt der ehr- und tugendsame Schöffe und Schreinermeister Schütz, mit dem Schöffenstabe und allen Insignien seiner Würde, ihm folgten die sämmtlichen Mitglieder der Schreinerzunft, jeder das fünfte Buch Moses in der Hand, um, wie es in der Vorrede hieß, „die Gewohnheit zu erleichtern, das Buch, worüber gepredigt wird, mit zur Kirche zu nehmen, und da den zu erklärenden Text vorher nochmals zu durchlesen." Dann kam der Strudel-Hans, Meister Schützens Meister-

geſelle; er hatte Glieder wie der Goliath und trug die Kanzel ſo leicht auf ſeinen breiten Schultern, als ob es nur ein Waſchkorb wäre; zwei andere Geſellen trugen das Gerüſte, worauf die Kanzel ruhen ſollte, und ein dritter folgte mit der Treppe, die hinaufführte. Dann kamen die Frauen und Töchter der Schreinermeiſter, unter ihnen des Schöffen hochbegabte Tochter, Jungfrau Katharina Schützin, mit ihren zwei Herzensfreundinnen, den ehrſamen Wittwen, „die Kräftinnen“ genannt, welche ſich von früher Jugend an mit Katharinen dem Dienſte der Kirche und der Armen- und Krankenpflege geweiht und darum auch von Allen geliebt und verehrt wurden. An dieſe ſchloſſen ſich Frau Butzerin und Mey-Bäbeli an, welche beſonders trachtete in Katharinens Nähe zu kommen.

Auf dem Münſterplatze vor dem Dome ſahen Patrizier und Rathsherrn mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Treiben der Bürgerſchaft zu; da erblickte man neben dem regierenden Ammeiſter Daniel Ming, den Altammeiſter Herlin, Rathsherren, Pfarrer, Sebaſtian Brandt's Schwiegerſohn und Andere mehr; auch den greiſen ehrwürdigen Wimpheling, Geiler's vertrauteſten Freund, auf den Arm ſeines Zöglings, Jakob Sturm von Sturmeck, geſtützt, des berühmten Straßburger Stättmeiſters, den man damals „die Zierde des deutſchen Adels“ nannte, und der in den Stürmen der Reformation ſich hohes Verdienſt um ſeine Vaterſtadt erworben. Die Ordensleute, Stifts- und Domherrn, Prieſter und Mönche ſtanden ebenfalls in verſchiedenen Gruppen, und wenn auch anſcheinend ruhig, ſo erkannte man doch, wie ſie nur mit Mühe ihren Groll zurückhalten konnten. Ihnen gegenüber waren die verſchiedenen Zünfte mit ihren

Schöffen versammelt, in fester entschlossener Haltung; Männer und Greise, Frauen und Jungfrauen erwarteten mit ihnen den Anfang des Gottesdienstes.

Jetzt langte der Zug der Schreiner auf dem Münsterplatze an; die Glocken läuteten, der Siegrist öffnete alle Thüren, und in wenigen Minuten war die große weite Kirche dicht mit Menschen angefüllt, Meister Matthis aber nicht wenig erstaunt, als er die Lorenzenkapelle leer und seine Zuhörer alle im Dome versammelt fand.

Von den Schöffen angeführt, hatte der Strudel-Hans mit den andern Gesellen behend und schnell die hölzerne Kanzel mitten im Münster vor der schönen verschlossenen aufgestellt, die jetzt noch dasteht mit der Jahreszahl 1487. Dann holten die Schöffen ihren geliebten Prediger aus der Kapelle und geleiteten ihn ehrerbietig zum hölzernen Predigtstuhle. Zell bestieg ihn gerührt, sank betend auf seine Knie, und von der Orgel ertönte laut im vollstimmigen Chore der herrliche Lobgesang der alten Kirche*): „Herr Gott, dich loben wir", der in allen Herzen wiederklang. Wer in diesem Augenblicke den Prediger beobachtet, der hätte gesehen, wie er vom Gesange tief ergriffen, unwillkürlich den Blick zur steinernen Kanzel erhoben und dann lange auf Geiler's Grabstein ruhen ließ, wie einzelne Thränen über seine Wangen glitten, und wie er darauf mit ungemeiner Salbung gebetet, den Text gelesen und gepredigt hat.

Nach der Predigt entfernte sich die Gemeinde so stille und anständig wie sie gekommen war, der Strudel-Hans und seine Gefährten trugen die hölzerne Kanzel in die

*) Te Deum laudamus.

Kurbengasse zurück, und aus der Katharinen-Kapelle kamen die Mönche mit Weihwasser, Weihrauch und brennenden Kerzen, die entweihte Stelle wieder zu heiligen.

Alles um sich her vergessend, saß Jungfrau Katharina Schützin hinter einer Säule, in die herrlichen Reden des fünften Buchs Moses vertieft, und las noch immer fort, als die Kirche schon längst leer geworden. Hinter ihr ließ Mey-Bäbeli mechanisch die Kugeln ihres Rosenkranzes durch die Finger laufen, ungeduldig erwartend, bis Jungfer Käthel „ausgebetet" und sie ihr Anliegen werde vorbringen können. Da öffnete sich die Thüre eines Beichtstuhls und der Dom-Dechant trat heraus, näherte sich Jungfer Schützin, legte seine Hand auf ihre Schulter und sprach sanft: „Katharina, ich habe dir etwas zu sagen." Diese schlug sogleich das Buch zu, erhob sich und trat mit dem Grafen in einen Seitengang. Wohlgefällig betrachtete Mey-Bäbeli die beiden edlen Gestalten und sagte leise vor sich hin: „Das ist wahr, einen Anstand hat sie wie eine gnädige Prinzessin, und könnte mit Kaisern und Königen reden. Und darum muß auch sie, und kein anderer Mensch es meinem armen Herrn sagen."

Endlich war Mey-Bäbeli allein mit Katharinen auf dem Münsterplatze; sie faßte ihre Hand, holte tief Athem und sprach dringend: „O! um aller Heiligen willen, liebe Jungfer Käthel, macht daß der Strudel-Hans seine hölzerne Kanzel verbrennen muß; sonst predigt sich mein armer Herr darauf an den Bettelstab!"

„Katharina konnte sich eines leichten Lächelns nicht erwehren; da sie aber sah, wie beklommen und aufgeregt die gute Mey-Bäbeli war, so erwiderte sie begütigend: „Hier

ist nicht der Ort davon zu reden; komm' du lieber nach dem Mittags-Imbiß zu mir heim, Mey-Bäbeli, wo du mir dann ungestört Alles sagen kannst, was du auf dem Herzen hast." Mey-Bäbeli versprach es, fügte aber noch zögernd hinzu: „Müßt mir aber vorher noch einen Gulden borgen, Jungfer Schützin, sonst kann ich dem Simon Schridt seinen Botenlohn nicht geben; er ist schon seit gestern Abend von Freiburg zurück, und länger darf ich ihn — der Schicklichkeit wegen — doch nicht warten lassen. — Mein guter Herr weiß noch nichts, aber ach, Ihr versteht mich schon!" Katharine gab ihr sogleich das verlangte Geld, sagte freundlich: „Auf Wiedersehen". Beide trennten sich und eine Stunde vor der Vesper traf Mey-Bäbeli bei der Junfger Schützin ein und erzählte was folgt:

„Wie Meister Matthis Zell von seines seligen Vaters „Schwester selig in Freiburg zwei schöne Häuser und einen „prächtigen Rebgarten geerbt, welches alles, da er in Straß„burg Pfarrer geworden, an einen gewissen Stoffel Bosen„stein vermiethet worden, den aber Mey-Bäbeli nie habe „leiden mögen, ihm auch nichts Gutes zugetraut, weil er „von Alters her ein Kalfakter gewesen. Und wie auch Zell „von seinem väterlichen Vermögen dem Junker Konrad von „Kranznow selig ein Kapital geliehen, welches dessen Wittwe „ihm jährlich mit neun Gulden verzinset. Und wie seitdem „alle Jahre zur Adventszeit ihr Herr den Laufersboten „Simon Schridt nach Freiburg gesandt, um dort seine Zinsen „bei Stoffel Bosenstein und der Wittwe von Kranznow ein„zuziehen, und auch heuer wieder also gethan habe. Und „wie der Bote gestern Abend schier todt und mit leeren „Händen zurückgekommen und ausgesagt: „Auf Befehl und

„im Namen seiner fürstlichen Durchlaucht, des Erzherzogs „Ferdinand, habe ein ehrsamer Rath von Freiburg Häuser „und Garten besagtem Stoffel Bosenstein zum recht„mäßigen Eigenthum übergeben, und Meister Matthis „Zell aller seiner Rechte und Ansprüche darauf auf ewige „Zeiten für verlustig erklärt." Und wie, als die Wittwe „von Kranznow dem Simon die neun Gulden auf den Tisch „vorgezählt und er das Geld in seinen Säckel schieben wollen, „es an der Thüre geklopft, und ein Stadtbote eilend in die „Stube gekommen und gesagt: „Das Geld, das du da „empfangen, wirst du nicht mitnehmen, denn ich verbiet' es „dir und leg Beschlag darauf, im Namen meiner gnädigen „Herren Stab." Worauf er die von Simon ausgestellte „Quittung zerrissen, das Geld eingestrichen und in die „Münze getragen habe. — „Aber freilich nicht," fügte „Mey-Bäbeli weinend hinzu, „daß es dort meinem armen „Herrn Zinsen tragen oder Gewinnst bringen sollte."

„Und hat man dem Laufersboten nicht gesagt, aus was für Ursachen man sich erkühnt, deinen guten Herrn auf eine so schändliche Weise seiner Güter und Habe zu berauben?" fragte Katharina.

„Ach freilich, und das ist's eben, was mir und dem Simon schier das Herze bricht. Sie sagen, sie müßten es thun, weil mein Herr ein lutherischer Ketzer und gottloser Prädikant sei, der das Volk gegen die Geistlichkeit und eine hochlöbliche Obrigkeit aufhetze, und darum auch nächstens vom Papst in den Bann und vom Kaiser in die Reichsacht gethan und lebendig verbrannt werden würde!" jammerte Mey-Bäbeli, indem sie die Hände faltete. „O! bitte, bitte, liebe Jungfrau Käthel, kommt diesen Abend zu uns auf den

Pfarrhof und sagt meinem armen Herrn die Hiobspost; ich habe nicht das Herz dazu, und Ihr wisset Euere Worte so schön zu setzen. Und redet ihm doch zu, daß er das Predigen aufstecke, wenigstens für eine Zeit lang, und nur Messe lese, wie ja die andern Leutpriester auch thun, und der Strudel-Hans soll die hölzerne Kanzel verbrennen, und mein Herr nicht immer einen Gulden wegschenken, wenn er nur einen Pfenning im Vermögen hat."

„Und was Alles noch, Mey-Bäbeli?"

„Ach, Jungfer Käthel, wie könnt Ihr nur so gelassen bleiben! Aber Euch darf ich's ja wohl vertrauen; auf die Zinsen von Freiburg hin hat mein guter Herr Alles was er hatte weggegeben, und wir sind jetzt blutarm. Und sagt's ihm doch, wenn die Leute aus der Stadt und vom Lande ihre Gefälle bringen, da heißt's gleich: „Behaltet euer Geld und nehmt euere Butter, Eier, Spanferkel u. s. w. wieder mit heim, oder tragt sie auf den Markt." Und wenn's noch dabei bliebe, aber er gibt ihnen Geld aus seinem eigenen Sacke und dann heißt's auch wieder: „Mey-Bäbeli, gib dem armen Mann einen Becher Wein und ein Stück Brod zur Stärkung," oder „Thue noch ein Gedecke auf den Tisch, daß die arme Frau eine warme Suppe mit uns essen kann." Und so geht's durch's ganze Jahr, wir geben immer aus und nehmen nie was ein. Der Fiskal ist auch schon darüber böse geworden, und hat meinen Herrn scharf zur Rede gestellt. Nun, ich weiß wohl, es wird ihm Segen bringen, daß er die armen Leute nicht auch drücken und aussaugen hilft. Und wenn ich nur noch jünger wäre und schaffen könnte wie ehemals, so würde ich mir schon getrauen, mit unserm Garten im Schweighof und mit dem was wir noch

von Kaisersberg einnehmen *) die Haushaltung zu bestreiten, aber es geht leider mit mir gar schnell „ähne abbe," und ich weiß in Gottes Namen nicht, wie es jetzt gehen und was aus meinem armen Herrn werden soll!"

„Sei ruhig, Mey-Bäbeli! Dein Herr steht in des großen Herrn Dienst, der da mächtig ist die Seinen in jeder Noth und Gefahr zu schützen und zu bewahren; und die Liebe und Barmherzigkeit, die er dem armen Volke erweist, die wird ihm gewiß auch nicht unvergolten bleiben. Kannst auf mich zählen diesen Abend, ich werde zu euch kommen."

Meister Matthis saß nachdenkend auf seiner Studierstube; ihm war mit einem Male ganz schwer auf's Herz gefallen, wie er allein der großen Aufgabe, Allen das Wort Gottes zu erklären, nicht werde genügen, — er allein das große Werk nicht gegen Fürsten, Bischof und Kapitel werde ausführen können, und er faltete die Hände und sprach glaubensvoll: „Es ist wahr, Einer allein kann „nicht viel ausrichten. Aber die Sache ist deine Sache, „lieber Herr, und meine Arbeit die Arbeit in deinem Wein„berge. Da weiß ich nun gewiß, daß du, treuer Hausvater, „bald mehr Arbeiter bestellen, daß ich Gesellen in deinen „Pflanzungen haben werde! Was gilt's, du bist schon aus„gegangen zu suchen!"

Katharina trat ein, von Mey-Bäbeli und dem Laufersboten gefolgt, welche beide mit klopfendem Herzen unter der halb geöffneten Thüre stehen blieben, ängstlich harrend, wie ihr Herr die Unglücksbotschaft aufnehmen werde. Ruhig und

*) Außer dem Garten vor dem Fischerthor in Straßburg, zum Schweighof genannt, besaß Zell noch liegende Güter in seiner Vaterstadt Kaisersberg.

einfach berichtete Katharina, was vorgefallen, und wie Simon und Mey-Bäbeli darüber so bekümmert und traurig wären. Als sie ausgeredet, reichte ihr Meister Matthis freundlich dankend die Hand und sprach mit dem ihm eigenen gemüthlichen Ausdruck in Blick und Ton:

„Nun wohl, hin in Gottes Namen, liebe Käthel! Nehmen „sie mir mein Haus, so hoff' ich, mir sei ein anderes im „Himmel bereitet, nicht mit Menschenhänden gemacht. Nehmen „sie mir meinen Rebacker, so ist dennoch das ganze Erd„reich und was darinnen ist meines Herrn Jesu Christi. „Er, der Herr und Richter, ward auch beraubt und bloß „an's Kreuz geschlagen; nackt und bloß bin ich auf die „Welt gekommen, und es ist wenig daran gelegen, wenn „ich arm und bloß wieder dahinfahre."

Mey-Bäbeli eilte herbei, faßte ihres Herrn Hand und rief weinend: „O! wie kann man nur so gräulich ungerecht gegen einen so guten Herrn sein!"

„Ja, ja," ergänzte Simon Schridt, indem er verlegen seine Mütze auf dem Kopf herumdrehte, „himmelschreiend ist's! Hab's ihnen auch in Freiburg offen in's Gesicht gesagt, daß man das auf gut Deutsch stehlen und ausplündern heißt."

„Getrost, liebe Kinder," erwiderte Zell. „Wie grimmig „sich auch meine Feinde gegen mich stellen, nun so können „sie mich doch nicht aus der Herrschaft Christi vertreiben, „dieweil Er alle Gewalt im Himmel und auf Erden hat. „Darum weine nicht, Mey-Bäbeli; denn wohin sie uns auch „vertreiben, ist Seine gebenedeite Hand da, die uns hält „und leitet! Amen. — Und nun gib dem Simon einen „Be[illegible] guten Kaisersberger und doppelten Botenlohn,

„weil er einen so bösen Gang gemacht. Hörst du, Mey-
„Bäbeli?"

„Seht, da habt ihr ihn wieder!" flüsterte Mey-Bäbeli Katharinen zu. Doppelten Botenlohn! Wenn ihr mir heute den Gulden nicht geborgt, so wüßte ich nicht, wo den einfachen hernehmen. O, bitte, sagt's ihm doch recht!"

„Behalte den Lohn, Mey-Bäbeli," sagte draußen Simon Schridt zu ihr. „Weiß ja wohl, daß das Erbvolk*) deinen armen Herrn aussaugt wie die Blutigel, und alles gegen ihn aufraspelt (d. h. zusammenhäuft), um ihn vom Amte zu verjagen; Gott wolle uns ihn aber darinnen erhalten. Und wenn alle lutherischen Ketzer so fromm und gut sind, wie er, so sage ich dir, Mey-Bäbeli, ich werde heute noch Einer."

Drinnen richtete Katharine noch den warmen brüderlichen Gruß des Dombechanten aus: „Er wußte heute früh schon um die Unbill, die Euch in Freiburg widerfahren, und meint, Ihr solltet sogleich an einen ehrsamen Rath allhier suppliciren,**) damit Euch dieser bei den Freiburgern wieder zu Euerm guten Rechte verhelfe. Und weil der Graf weiß, wie Wohlthun und Barmherzigkeit üben Eueres Herzens Bedürfniß ist ...., so müßt Ihr ihm schon gestatten, an Stoffel Bosenstein's und der Wittwe von Kranznow Stelle Euch dieses Jahr die Zinsen zu bezahlen." So sagend legte Katharina sanft den Beutel in Zell's Hand, den ihr am

*) So nannte damals das Volk die hohe Geistlichkeit.

**) Was Zell auch gethan, aber ohne Erfolg; da der Rath von Freiburg den Straßburgern antwortete: „Sie könnten nichts mehr thun, da sie auf Befehl ihres Herrn, des Erzherzogs Ferdinand, also handeln gemußt."

Morgen Graf Siegmund von Hohenlohe zu diesem Zwecke im Münster gegeben.

Eine Weile sah Meister Matthis schweigend bald den Beutel und bald Katharinen an, blickte nach oben nnd sprach dann gerührt: „Ei, des guten Herrn, der da wohl weiß, wessen wir bedürfen, und es uns auch gibt, noch ehe wir darum gebeten!“ — Dann faßte er Katharinens Hand und fuhr heiter fort: „Du mußt aber das Geld behalten, und mein Schatzmeister sein, liebe Käthel. Schau, Mey-Bäbeli und ich, wir vertragen uns in diesem Punkte gar nicht mehr mit einander, und du erweisest mir einen wahren Liebesdienst, wenn ich die gute Alte an dich weisen und sie mich mit dem leidigen Gelde nicht mehr plagen darf.“

Katharina versprach es; Mey-Bäbeli war es auch zufrieden, und Meister Matthis meinte: „Es sei doch gut, wenn Einem unser Herrgott in der Noth einen so lieben Helfer sende!“

Wir sollen danken Gott darum,
Sein Wort ist wieder kommen;
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Meister Matthis Zell hatte prophetische Worte gesprochen, sein glaubensvolles Gebet war erhört und sein Gottvertrauen nicht zu Schanden geworden. Der treue Hausvater war ausgegangen, Arbeiter für seinen Weinberg zu suchen, und im Frühling, als die Schwalben wiederkehrten, hat er

einen gelehrten, reichen, vornehmen Prälaten, und einen armen, flüchtigen, gebannten Prediger nach Straßburg gesandt.

Der gelehrte, reiche Prälat hieß Wolfgang Capito (eigentlich Köpfel), ein Jugendgefährte Zell's, mit dem er in Freiburg studirt, Doktor der Theologie, der Rechte und der Medizin; er wurde 1478 in Hanau geboren, wo sein Vater Rathsherr und Hufschmied war; studirte zuerst Medizin, wandte sich aber bald zur Theologie und erlangte die Doktorwürde. Zuerst war er Pfarrer in Bruchsal, dann Lehrer an der Universität Freiburg und später Stiftsprediger in Basel, wo er mit dem berühmten Erasmus in Verbindung trat und Luthers Schriften eifrig verbreiten half. 1520 berief ihn der Churfürst Albrecht von Mainz an seinen Hof und ernannte ihn zu seinem Kanzler und Hofprediger; im nämlichen Jahre verlieh ihm Papst Leo X ungebeten die Probstei zu St. Thomas in Straßburg. Capito hatte Luthern mehrmalen ermahnt, sein schönes Werk mit weniger Heftigkeit zu treiben; aber der rüstige Glaubensheld Luther sah darin nur die weltliche Klugheit des schlauen Hofmanns und Gleichgültigkeit gegen das Heilige, gegen Recht und Wahrheit. Tief gekränkt über diese Mißkennung, und voll Unwillen und Ueberdruß gegen die Kabalen des churfürstlichen Hofes und gegen den dort herrschenden Gewissenszwang, legte Capito, der das ganze Vertrauen des Churfürsten besaß, gegen alle Erwartung seine glänzenden Stellen nieder und kam im Mai 1523 nach Straßburg, um dort im St. Thomas-Stifte Ruhe zu suchen und in der Stille seiner bessern Ueberzeugung leben zu können. Es war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, feinem Anstande und so reinen

Sitten, daß er in seinem Hause nie andere als männliche Bedienung gehabt.

Martin Butzer, der arme flüchtige Prediger, war eines Küblers Sohn, am Martinstage 1491 in Schlettstadt geboren; er wurde im Dominikanerkloster seiner Vaterstadt erzogen, und vom Prior, der den aufstrebenden Geist des talentvollen Jünglings nicht verkannte, nach Heidelberg geschickt, um Theologie zu studiren. Butzer drang dort tief in den Geist der Bibel ein; durch seine Freude über Luthers Beginnen wurde er aber seinen Ordensbrüdern verhaßt, trat 1520 aus dem Orden und, vom berüchtigten Ketzermeister Jakob von Hochstraten angeklagt, flüchtete er auf die Ebernburg zum tapfern Franz von Sickingen. Dieser sandte ihn zu Luther, um demselben eine sichere Zufluchtsstätte auf der Ebernburg anzubieten. Auf Verwenden seiner Freunde wurde Butzer Hofprediger beim Pfalzgrafen Friedrich; allein das üppige Hofleben und der ihm auferlegte Gewissenszwang machten ihm seinen dortigen Aufenthalt zur Pein, wie er es in seinen Briefen an Beatus Rhenanus, Zwingli, Hutten und Nikolaus Gerbel klagt. Im Mai 1522 gab ihm Sickingen die Pfarrei des damals unter seiner Herrschaft stehenden Städtchens Landshut, wo sich Butzer mit Elisabeth Pallaß verheirathete; fünf Monate nachher vertrieb ihn der Krieg von dort und er kam nach Weissenburg zum evangelischen Pfarrer Heinrich Motheren, und predigte das Evangelium mit vielem Erfolg; aber auch hier vertrieb ihn der herannahende Krieg und die Banndrohung, und er kam Ende Mai 1523 gleichzeitig mit Capito arm und flüchtig in Straßburg an, wohin ihn sein gelehrter Freund Gerbel schon vor zwei Jahren geladen, und wo

sein Vater sich 1508 niedergelassen und Bürger geworden war.

Als der Laufersbote Simon Schridt, der in Aufträgen des Raths in Weissenburg gewesen, dem Küblermeister Butzer einen Brief seines Sohnes und die Kunde gebracht, daß dieser, vom Bischof von Speyer in den Bann gethan, Weissenburg alsobald verlassen müsse, und nächster Tage mit seiner jungen Frau bei seinen Eltern eintreffen werde — da sind bei dem alten Ehepaare Schreck und Verlegenheit groß gewesen. Der Vater begab sich sogleich zu Nikolaus Gerbel, seines Sohnes Freund und Gönner. Gerbel ging zum bischöflichen Officianten *), damit Butzer in Straßburg sich als Priester unter des Bischofs Gehorsam begeben könne. Allein der Officiant nahm ihn nicht an und drang ernstlich auf strenge Bestrafung, weil Butzer verheirathet sei. Bekümmert kehrte der alte Vater heim; da eilte seine Frau zu Meister Matthis, ihn um Rath und Hülfe zu bitten.

Theilnehmend hörte sie Zell an, ihr tröstend zusprechend und an des Herrn Wort erinnernd: „Alles, was ihr verlieret um meinetwillen, das werdet ihr hundertfältig wieder nehmen und das ewige Leben ererben.“ (Matth. 19, 29—30.)

Frau Butzerin erwiderte: sie glaube das wohl — allein — und die gute Frau brach in Thränen aus.

„Allein die Zeiten sind bös, Euer Mann alt, der Verdienst klein und der Raum in Eurem Hause gar eng; und Ihr wißt nicht, wie Ihr Eure armen Flüchtlinge werdet beherbergen können, nicht wahr, liebe Frau Meisterin?“

---

*) Der Bischof von Straßburg hatte seine Residenz in Zabern.

Sie athmete tief auf, nickte bejahend und frug seufzend: „Und wer kann ihm Schutz und Schirm gegen den bischöflichen Bann gewähren?“

„Das muß ein ehrsamer Rath thun, versicherte Zell. Und für das Andere laßt mich mit Gottes Hülfe sorgen. Geht nun in Frieden heim, liebe Frau, der Herr verläßt die Seinen nicht — und geht bei der Jungfer Schützin vorbei, ich lasse sie schön bitten, doch sogleich zu mir auf den Pfarrhof zu kommen. Und sagt Eurem Mann, er möge ruhig sein; ich will mich heute noch mit Freund Gerbel und dem Dombechanten berathen, und Euch dann sagen, wie Ihr Euch zu verhalten habt.“

Herzlich dankend und um Vieles getröstet verließ Frau Butzerin den guten Pfarrer, welcher sichtlich verlegen mit großen Schritten in seiner Stube auf- und abging, als Katharina kam, nach seinem Begehren zu fragen: „Mußt heute schon wieder meine Nothhelferin sein, liebe Käthel!“ rief er der Eintretenden entgegen, und erzählte ihr, wie der junge Prediger, Martin Butzer, um des Evangeliums willen flüchtig und gebannt mit seinem Weibchen nach Straßburg komme; wie seine armen Eltern in ihrem kleinen Häuschen ihn nicht beherbergen könnten, das Münster-Pfarrhaus dagegen so groß und geräumig, Mey-Bäbeli aber gar wunderlich und brummig sei, und allemal so viel einzuwenden und zu jammern habe, wenn er gastfrei sein und die Obdachlosen aufnehmen und beherbergen wolle; daß es ihm ordentlich davor graue, und er darüber ganz wirr im Kopf werde.“

„Und da soll ich Mey-Bäbeli sagen, daß Ihr Martin Butzer mit seiner jungen Frau in Eurem Hause aufnehmen

wollt, und soll auch Alles zum Empfange der jungen Flüchtlinge bereiten?" erwiderte die besonnene Katharina.

„Ach ja, liebe Käthel, Gott segne dich! Schau, du glaubst es kaum, was du mir da für einen Stein vom Herzen nimmst. Der Kampf wird immer heißer, und der Bruch in der Kirche ist unvermeidlich; da gilt es, in diesen schweren Zeiten, daß ich ernstlich bedenke, was ich zu thun schuldig bin, als Diener des Worts und der christlichen Freiheit. Wenn ich mich aber daheim immer plagen, mit Mey-Bäbeli zanken und selber dafür sorgen muß, daß die Hungrigen Speise und die Vertriebenen ein Obdach bei mir finden, so stört das mein inneres Gleichgewicht und macht mich zu meinem Amte untüchtig. Und darum hat dich auch Gott der Herr zu meinem lieben Helfer gesetzt, und das sollst du mir bleiben für und für, so lange ich hier auf Erden walle; gelt, du willigst ein, liebe Käthel?"

Katharina legte sogleich Hand an's Werk, aber sie hatte einen harten Stand mit Mey-Bäbeli zu bestehen, welche behauptete, sie könne keine Stube räumen, indem sie nothwendig alle brauche: die eine für den Hanf, die andere für das Obst; die dritte um Linsen, Erbsen, Bohnen und Samen zu dörren; die vierte um des Herrn Schuhe und Kleider aufzubewahren; und in der fünften, ja, da hatte Mey-Bäbeli alle geerbten Schätze der seligen Frau Doktorin aus Freiburg vergraben; hatte Tische und Stühle und eine mit Weißzeug angefüllte Truhe, so groß wie die Arche Noah's, darinnen aufgestellt; einen ganzen Berg von Federbetten aufeinander gethürmt; der seligen Frau damastenes Hochzeitskleid, Juwelen und sonstigen Staat in einem Kasten aufbewahrt, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr waren.

Und Jungfer Käthel hatte schon Hanf, Linsen, Erbsen, Bohnen und Samen auf dem Estrich und das Obst in den Keller gebannt, als Mey-Bäbeli noch immer abwehrend vor ihrer Schatzkammer stand, jammernd und bittend, sie möge nur diese verschonen! Allein da half Alles nichts, und noch vor Sonnenuntergang hatte die unerbittliche Katharina in einer der ausgeräumten Stuben durch den Strudel-Hans das große Bettgestell der seligen Frau Doktorin aufschlagen und die verschiedenen Geräthschaften hineintragen lassen, hatte selbst in den Federbetten das Nöthige ausgesucht und aus der archenmäßigen Truhe das erforderliche Weißzeug genommen, was Mey-Bäbeli vollends nicht verschmerzen konnte, sintemalen es ihr schier wie ein Kirchenraub vorkam. Und als Meister Matthis heimgekommen, da hat er zu seiner großen Freude nicht nur das Schlafzimmer für die erwarteten Gäste, sondern auch noch ein passendes Studierzimmer für den jungen Prediger ausgerüstet gefunden.

Der arme, gebannte Martin Butzer, der durch seinen festen Glauben und seine unermüdliche Thätigkeit bald die Seele der Straßburgischen und ganzen oberdeutschen Reformation wurde, bezog schon am folgenden Tage, dankbar und gerührt, die für ihn bereitete Wohnung in Zell's gastlichem Pfarrhause. Meister Matthis gewann ihn bald lieb, nahm sich seiner brüderlich an, und ließ ihn zuerst in seiner Pfarrwohnung und, als die Versammlungen zahlreicher wurden, in der Lorenzen-Kapelle deutsche Vorlesungen über biblische Bücher halten. Bald darauf begehrte der Bischof vom Magistrat: „Man solle dem verheiratheten Priester Butzer das Geleit abkündigen, damit das bischöfliche Gericht „als mit einem Bännigen" mit ihm handeln und ihn bestrafen könne."

Butzer übergab dagegen einem ehrsamen Rath seine schriftliche Verantwortung, worin er sagt: „Wie sehr er sich dieser „Gelegenheit freue, über seine Lehren und sein Leben Rechen„schaft zu geben; und wie er bereit sei, in den Tod zu „gehen, wo erfunden würde, daß er etwas lehre, wo nicht „in der heiligen Schrift stehe, den Glauben nicht mehre, „die Liebe nicht anzünde, und Fried', Gehorsam und Unter„thänigkeit nicht pflanze. Er habe mit Wissen durch seinen „Wandel noch nie Aergerniß gegeben, und bitte E. E. Rath „als ein Bürgersohn und vertriebener Christ um Schutz und „um das Bürgerrecht. Seine Ehe, welche ihm der Bischof „zum Hauptverbrechen mache, erbiete er sich aus der heiligen „Schrift zu rechtfertigen; er habe sie auch nicht verbergen „wollen, denn was recht sei, scheue das Licht nicht. Zwar „wisse er wohl, daß er damit alle Pfründen und Vorrechte „des geistlichen Standes verwirkt habe, deßhalb begehre er „auch in allen Stücken, wie ein Laie, die Obrigkeit zu er„kennen und ihr Gehorsam zu leisten, in Betreff Leibs und „Guts. Er begehre auch keine Pfründen; Gott, der auch „die Vögel speiset, werde wohl auch ihn das Zeitliche finden „lassen; aber er hoffe auch, daß die gemeine Freiheit aller „Menschen, nämlich die, seinem Nächsten mit dem, was man „gelernt hat, zu dienen, und davon seinen Unterhalt zu suchen, „ihm von E. E. Rath nicht werde genommen werden."

Der Rath genehmigte das Gesuch; Butzer wurde als Bürger in der Stadt Schirm aufgenommen, und predigte nun, abwechselnd mit Zell, im Münster. Zwar mußte der Strubel-Hans die hölzerne Kanzel wieder für ihn aufschlagen, weil die Domherren sich hartnäckig weigerten, ihm die Doktorskanzel zu gestatten, welche sie Ende Januar desselben

Jahres, auf Ansuchen des Raths, für Zell wieder eröffnet hatten.

Die kleine, freundliche Frau Elisabeth aber, mit den sinnigen blauen Augen, hatte durch ihr stilles sanftes Wesen bald Aller Herzen gewonnen. Mey-Bäbeli vergab ihr sogar, was sie der Jungfer Käthel noch lange nachgetragen, den Einbruch in die Schatzkammer und meinte: „das sei wahr, die zwei Menschli lebten mit einander wie die Engel im Himmel, und seit sie da wohnten, sei es ein ganz anderes Leben im Pfarrhause.“

Ruhe und Stille hatte der gute Capito in Straßburg gesucht und zu finden gehofft; allein er hat gerade das Gegentheil gefunden, wie es oft im Leben zu gehen pflegt. Alles war in heftiger Gährung; die Einen durch Zell's Predigten erweckt, vertheidigten ihn und seine Lehre; Andere wollten das Alte festhalten und den Prediger verjagen; feindselig stand man sich gegenüber und schmähte gegenseitig die Andersdenkenden; ja, das Volk war so gereizt, daß man jeden Augenblick einen allgemeinen Aufstand gegen die Geistlichkeit befürchten mußte, den der Magistrat bis jetzt nur durch seine weise Mäßigung und väterliche Regierung hatte zurückhalten können. In den höhern Kreisen hörte Capito allgemein, auch von denen, die gleich ihm der Reformation im Herzen zugethan, aber eine Trennung von der Mutterkirche vermeiden wollten: „Es sei, um der allgemeinen Ruhe willen, sehr zu wünschen, daß Zell sich entschlösse, freiwillig Straßburg zu verlassen, da offenbar seine Predigten die Aufregung herbeigeführt; man ihn aber Obrigkeits halber nicht entfernen könne, ohne das Volk, dessen Liebling er sei, in Aufruhr und zum Aeußersten zu bringen.“ Capito war vor Allem ein Mann

des Friedens, und er faßte den Entschluß, seinen ehemaligen Schulgefährten aufzusuchen und ihm selbst dringend die Sache an's Herz zu legen; zu diesem Zwecke begab er sich an einem schönen Sommerabend in Zell's Pfarrwohnung.

Als er eintrat, saßen Zell und Butzer beim Abendbrod beisammen und erquickten sich, nach des Tages Last und Hitze, im traulichen Gespräch an den herrlich duftenden Erdbeeren, die Mey-Bäbeli aus dem Garten heimgebracht, während Frau Elisabeth mit freundlicher Miene ihrem Martin den frischen Trunk Bier kredenzte, den sie eben aus dem Keller geholt. Zell's freudiger, herzlicher Willkomm that dem zartfühlenden Capito ungemein wohl; auch fühlte er sich von Butzer's würdig bescheidener Haltung so angezogen, und von dem Bilde des friedlich stillen Familienlebens so sonderbar bewegt, daß ihm ganz weich um's Herz geworden war; es wehte ihn hier ein guter Geist so traut und heimathlich an, daß er gerne dageblieben und vergessen hätte, warum er gekommen war. Und doch mußte er sich seines Auftrags entledigen, so schwer es ihn in seiner jetzigen Stimmung auch ankommen mochte — — und nachdem er sich eine gute Weile mit den beiden Predigern unterhalten, bat er Zell um eine Unterredung auf seiner Studierstube. Dort stellte er ihm ernstlich vor*): „Wie durch seine Predigten der Zwiespalt unter den Bürgern zunehme, und wie viel besser es wäre, wenn er sich von Straßburg entfernte, als daß man von ihm sagen sollte, er habe E. E. Rath, fromme Gemein- und würdige Priesterschaft in der Stadt verwirrt."

---

*) Siehe Röhrich's Geschichte der Reformation im Elsaß, erster Theil Seite 153—155.

Zell, der ihn freundlich angehört, antwortete ruhig: „Lieber „Probst, Ihr redet wohl davon, als Einer, dem die Sache „nicht viel angelegen ist, und der die heilige Schrift für eine „Kunst und nicht für eine Gabe Gottes hält. Sie ist mir aber „das Wort Gottes in Wahrheit, und darf sie darum „nicht hinlässig, noch weniger nach Art der Hofleute behandeln. „Wie ich glaub', so red' ich und lasse Gott walten; daß „durch des Evangeliums Predigt Papst, Bischof, Mönch und „Priesterschaft verkleinert werden, acht' ich nicht groß, geht „mich auch nichts an; mein Befehl ist: „Daß alleine „Christus im Herzen der Gläubigen groß werde. „Meine Pfarrkinder hören mich gerne; kann's ihnen nicht „verdenken, aber Niemand kann sagen, daß ich sie gegen „die Geistlichkeit aufgehetzt. Gott will, daß ich hier bleibe „zu Nutz und Frommen der Gemeine, die seines Wortes „so begierig und fähig ist. Und ich will bleiben, wie„wohl ich nichts Anderes zu erwarten hab' als bösen Namen, „Schand', Spott und zuletzt, wenn nichts Rauheres sich zu„trägt, Verweisung des Landes mit Verlierung aller meiner „Habe und angeerbten Nahrung. Hab' bis heutigen Tags „weder Propsteien noch andere Würden erlangt; hab' sie „auch nie begehrt, und kann also auch nicht dafür gehalten „werden, daß ich meinen eigenen Nutzen suche."

Und auf den Vorwurf, daß er zu sehr in Luthers Geiste, nämlich zu heftig und angreifend predige, entgegnete Zell: „Sagst du....; dagegen sag' ich: Du hast mich von Luther „nicht viel sagen hören auf der Kanzel; aber jetzt muß eben „die ganze Bibel lutherisch sein. Ich habe auch nie meine „Lehre aus Luthers Schriften bezeugt; habe dieselben aber „treulich und fleißig gelesen wie ich auch jetzt noch thue,

„und wo ich gefunden, daß sie wahrhaftig, habe ich sie auch „gepredigt; nicht weil es Luthers Lehre, sondern weil es die „Wahrheit und Gottes Lehre ist. Ich bin durch Luthers „Schriften in das Verständniß der heiligen Schrift eingeführt „worden, dafür ich nicht wollte aller Welt Güter nehmen, „und ob er schon hunderttausendmal ein Ketzer wäre. Darum „kurzum, zeiget mir und Andern, daß Luthers Lehre Gottes „Wort zuwider sei, und wenn ihr das nicht könnt, so werden „wir, ob Gott will, es uns nicht lassen verbieten, und sollten „die Feind' Gottes sich zu Tod darüber wüthen."

Tief ergriffen von diesem festen Glaubensmuthe, stand Capito vor seinem Jugendfreunde, dem er einen solchen Heldensinn nie zugetraut. Beschämt über seine eigene Lauheit und über die selbstsüchtigen Rücksichten, die ihn bis jetzt vom freien Bekenntniß der Wahrheit abgehalten, reichte er dem biedern Zell die Bruderhand, ihm und Gott gelobend, den Herrn Jesum zu bekennen vor den Menschen, damit auch er ihn bekennen möge am großen Tage der Vergeltung. Schon am folgenden Sonntage betrat er die Kanzel seiner Stiftkirche, zum großen Erstaunen des Volks, daß einmal ein vornehmer Prälat sich dem verachteten Geschäft des Predigens unterziehe! Er ermahnte zur Eintracht und erklärte, daß er hauptsächlich darum predige, um den Argwohn zu widerlegen, als schäme er sich des Evangeliums.

Symphorian Pollio (Althiesser), vom Volke nur „Herr Zymprian" genannt, der vom Großkapitel zum Domprediger ernannt worden, um gegen Zell zu wirken, wurde, durch Gottes Gnade, zur gleichen Zeit vom Lichte des Evangeliums erleuchtet und trat ebenfalls als Zeuge der Wahrheit auf. Die Domherren entsetzten ihn seines Amtes und

beriefen Caſpar Hedio an ſeine Stelle. Hedio lebte damals in Mainz, war Doktor der Theologie und durch das Studium der Bibel in den Geiſt des wahren Chriſtenthums eingedrungen; allein ob er ſich ſchon offen zu Gunſten der Reformation ausgeſprochen, ſo berief ihn dennoch das Domkapitel, hoffend, er werde durch ſein ſanftes friedliebendes Gemüth einen wohlthätigen Einfluß ausüben. Es wurde ihm auch zur Bedingung gemacht, daß er nicht lutheriſch predigen dürfe; er verſprach es, und wiederholte mehrmals auf der Kanzel: „Wie er gar nicht Luthers Lehre, ſondern allein Gottes Wort rein und klar predigen wolle.“ Und ſo wirkten Butzer, Capito, Althieſſer und Hedio mit Zell vereint zum Siege der reinen Bibellehre; bald geſellten ſich noch Andere zu ihnen, ſo daß Meiſter Matthis freudig ausrufen konnte: „Wie dünkt Euch nun? Hab' ich's nicht geweiſſagt, „Gott werde bald mehr Arbeiter ſchicken? Gelt aber, der „Herr hat Arbeiter gegeben, daß ich nicht mehr in ſeinem „Weinberge allein ſein muß!“ Von dieſer Zeit an pflegten ſich die evangeliſchen Prediger „Diener des Worts“ zu nennen.

Capito hatte durch ſein freimüthiges Bekenntniß der Wahrheit und durch ſeine gehaltvollen Predigten großen Einfluß gewonnen; aber er wurde bei der hohen Geiſtlichkeit dadurch ſo verhaßt, daß er, wie Butzer, das Bürgerrecht annehmen und ſich unter der Stadt Schutz und Schirm begeben mußte. Er verlor auch alle ſeine reichen Einkünfte und ſchrieb ein Jahr ſpäter: „Das Evangelium hat mich aller meiner Pfrün„den und Penſionen ſäuberlich entledigt, und ob Gott will, „iſt keine Gefahr, daß die, denen ich jetzt diene, mich an „irdiſchen Gütern zu reich machen werden“ — er war da-

mals Pfarrer an der Gemeinde zum jungen St. Peter. Freiwillig hat er auf alle Pfarrgefälle verzichtet und blos drei Gulden wöchentlich verlangt, um seinen Helfer und Siegrist damit zu unterhalten. Der Magistrat konnte auch den andern Predigern keine größere Besoldung geben; und als man den Straßburger Reformatoren vorgeworfen, sie hätten aus Eigennutz um irdischen Gewinnes willen sich von der alten Kirche getrennt, hat Butzer geantwortet: „Drei Gulden wöchent„lich, womit wir nebst Weib und Kind leben müssen, das „sind unsere Reichthümer.“

Unterdessen führten die Leutchen im Münster und Pfarrhause ein ganz trauliches Stillleben mit einander. Frau Elisabeth war alleweile so freundlich und heiter, so geschickt in allen weiblichen Arbeiten, und dabei griff sie Alles so nett und ordentlich an, daß es jedem wohl in ihrer Nähe wurde. Sie und Katharina, die oft auf dem Pfarrhofe war, verstanden und liebten sich bald; und wenn Abends Zell und Butzer heimgekommen, müde von der Arbeit, und oft entmuthigt von den Kämpfen, die sie bestehen, und von den Schmähungen, die sie erdulden mußten — so sind sie im Gespräch mit der hochsinnigen Katharina gestärkt und erhoben, und durch Elisabeths kindlich frohe Weise allemal wieder beruhigt und erheitert worden. An den schönen Sommerabenden sind dann oft auch Capito, Hedio und der Domdechant gekommen; dann hat Elisabeth ihre Zither geholt und eines von Luthers Kernliedern angestimmt: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir“, oder auch das treffliche von Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her“; die Männer und Katharina sind eingefallen und der schöne Choral hat wunderbar ergreifend durch die

enge Bruderhofsgaſſe geklungen, und manches Herz mit ſanfter Gewalt der heiligenden Kraft des Evangeliums geöffnet. Ja, die Macht dieſer erſten deutſchen Kirchenlieder war ſo groß, daß ſich bald jeden Abend die Leute zahlreich vor dem Pfarrhauſe verſammelten, zuerſt um die Choräle ſingen zu hören, bald aber um ſie auswendig zu lernen, und ſelbſt ſingen zu können. Katharina war dabei die Schul-, Eliſabeth die Singmeiſterin; und wenn die Eine den Anweſenden die Worte zu wiederholten Malen vorgeſagt, ſo ſang ſie die Andere mit ihnen ſo oft, bis, wie aus einem Munde, der Lobgeſang unter dem freien Abendhimmel ertönte, zur großen Freude der treuen Seelenhirten.*)

An einem kalten Novembertage desſelben 1523ſten Jahres ging Jungfrau Katharina Schützin ernſter und nachdenkender, als man ſie ſeit langem nicht geſehen, in's Domkapitel zum Grafen Siegmund von Hohenlohe. Dieſer empfing ſie väterlich liebevoll, wie immer, und fragte freundlich, „was ſie bewogen, ihn ſo dringend um eine geheime Unterredung zu bitten, und warum ſie ſo feierlich ausſehe?“

Eine Weile ſtand die Jungfrau verlegen und hocherröthend da, faßte ſich aber bald wieder und ſagte in ihrer gewohnten

---

*) Wolfgang Dachſtein, Organiſt und Vikarius zu St. Thomas, und Matthis Greyter, ein Mönch und Chorſänger im Münſter, ein trefflicher Muſikus, waren die erſten, welche in Straßburg deutſche Kirchenlieder verfaßten, und Pſalmen zum Geſang einrichteten. Capito, Althieſſer und ein Bürger der Stadt, Heinrich Vogthorn, verfaßten bald nachher mehrere ſchöne Lieder.

festen und ruhigen Weise: „Was haltet Ihr von der Priesterehe, Herr Graf?“

„Und wie kommst Du zu dieser Frage, Katharina?“ fragte Graf Siegmund zurück.

„Nun, der alte ehrwürdige Wimpheling billigt sie nicht. Er ist überhaupt mit dem Laufe der Dinge so unzufrieden, daß er, wie Ihr wohl wissen werdet, Straßburg verläßt und sich nach Schlettstadt zu seiner Schwester zurückzieht. Eine einige, von den herrschenden Mißbräuchen gereinigte und reformirte Kirche habe er mit seinem Freunde Geiler erstrebt. Und nun sei es eine zerrissene, in zwei feindliche Lager getheilte, die vor ihm stehe, und er sehe Kampf und Streit, Haß und Zwietracht, wo er Frieden, Eintracht und Liebe gehofft. Der Schmerz des edlen, alten Mannes ist mir zu Herzen gegangen, und vollends die Priesterehe widerstrebt ihm in tiefster Seele, und wenn sie auch ursprünglich in der ersten Kirche erlaubt gewesen, so seien, meint er, jetzt Priester und Ordensleute durch ihr Gelübde gebunden.“

„Von Gott ist der heilige Stand der Ehe Niemand verboten, Katharina, sondern allein von den Kirchenvätern, wohl aus guter Meinung, den Priestern und Ordensleuten. Aber so wie die Sachen jetzt stehen, kann ich nur wiederholen, was ich in meinem Kreuzbüchlein allen Geistlichen des Hochstiftes gesagt: Es ist besser, das menschliche Gebot durch die Ehe übertreten, als das göttliche durch Unkeuschheit.“

„O,“ erwiderte Katharina erröthend, „von dem ist nicht die Rede, aber — — sie schlug die Augen nieder und sagte mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte: „Meister Matthis Zell hat gestern bei meinem Vater förmlich um meine Hand angehalten.“

„Nun, da hat doch wohl dein Herz schon leise das Jawort gesprochen," meinte lächelnd der Graf.

„O! möge es tausend Mal lieber brechen, als daß ich gegen Gottes Willen handeln sollte, wenn Meister Matthis durch sein Gelübde gebunden wäre . . ."

„Es kann kein Eid gegen Gottes Gebot binden, Katharina; ein Bischof soll sein unsträflich, eines Weibes Mann, lesen wir im Briefe Pauli an Timotheum (1 Tim. 3, 2—7); und sind auch des Herrn Brüder und der Apostel Petrus vermählt gewesen (1 Corinther 9, 5). Das Gebot der Eheloſigkeit aber ist eine von jenen selbstgewählten Heiligkeiten (Col. 2, 18—23), welche den armen Menschenkindern immer ein Fallstrick gewesen, und das in der Kirche zum bösen Krebsschaden geworden, der jetzt ausgemerzt werden muß. Jetzt gilt es, Gottes Wort gegen Menschensatzung aufrecht zu halten, und darum muß der keusche Priester in den heiligen Ehestand treten, damit der unkeusche seinem Beispiele folge und das Aergerniß *) aufhöre."

„Das hat mir Freund Butzer heute auch gesagt; aber da er selbst verheirathet ist, so getraue ich mir nicht unbedingt seiner Meinung beizupflichten."

„Und hättest doch an dem Segen, der so sichtbar auf Butzer's glücklicher Ehe ruht, leicht erkennen sollen, daß sie nach Gottes Herzen und Willen geschlossen ist. Gott der Herr sprach: Es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei (1 Moses 2, 18). Und ich sage dir auch:

*) Der Ruchstein, im Original.

es ist dem wackern Zell nicht gut, daß er allein da stehe in seinem schweren Amte und im Sturme unserer Zeit, er muß eine Gehülfin haben, die um ihn sei, „seinen lieben Helfer", der ihm tragen und arbeiten hilft, sonst wird er unterliegen."

„Also auch Ihr, Herr Graf, würdet Euren Segen dazu geben?"

„Von ganzem Herzen, Katharina, und im Namen des heiligen dreieinigen Gottes, der Euch beide für einander geschaffen und so wunderbar zusammengeführet hat. Was aber Gott vereiniget, das soll der Mensch nicht scheiden."

Katharina's Thränen strömten, sie kniete nieder und bat tiefbewegt: „O! so segnet mich dazu ein, hochwürdiger Herr!"

Der Graf legte seine Rechte auf ihr Haupt und sprach feierlich:

„Katharina, der Herr vertraut dir einen schönen, aber schweren Beruf. Willst du ihn erfüllen, mit Verläugnung deiner selbst, im Glauben, in Liebe und Demuth?"

„Ich will. Möge Gottes Kraft in meiner Schwachheit mächtig sein!"

„Du bist vor vielen deines Geschlechtes hochbegabt, Katharina. Willst du dich der Gnade, die dir geworden, nicht überheben? Willst du deinem Manne nicht nur eine treue Gehülfin in seinem Amte und Hause sein, sondern auch gehorsam und unterthänig, wie es der christlichen Ehefrau vor Gott geziemt?"

„Ich will. O Herr Jesu, mache mich klein und fromm in Dir!"

„Wir leben in einer bösen, verhängnißvollen Zeit, Katharina; und wie der Herr seinen Jüngern vorausgesagt,

wird auch jetzt wieder geschehen, und hat schon angefangen, daß, wer uns tödtet und verfolgt, meint, er thue Gott einen Dienst damit. Willst du eine treue Mutter der jungen, kämpfenden Kirche sein? Willst du die Vertriebenen beherbergen, die Verfolgten und Unglücklichen aufsuchen, trösten und im Glauben stärken?"

„Ich will meinen Leib, meine Kraft, Ehre und Gut Tag und Nacht mit großer Freude und Arbeit der Gemeine und dir, du liebes Straßburg, zum Schemel deiner Füße legen."

„Aber nicht nur den Glaubensgenossen sollst du dich hingeben und ihnen dienen, Katharina. Willst du auch an Andersdenkenden, ja, an Feinden und Verfolgern, zur Ehre Christi Werke der Barmherzigkeit thun?"

„Ich will. Bin ja nicht gezwungen, Jedes Meinung und Glaubens zu sein. Bin aber schuldig, Jedem Liebe, Dienst und Barmherzigkeit zu erweisen. Das hat mich mein Lehrmeister Christus gelehrt."

Und darauf hat sie der Graf eingesegnet zu Zell's treuer Gehülfin und zum Diakonissendienst in der evangelischen Kirche. Und Katharina hat Wort gehalten und ist durch Gottes Gnade treu geblieben bis an's Ende.

Am 3. Dezember nachher (1523) ist das Münster wieder gedrängt mit Menschen angefüllt gewesen. Und unter tausend Segenswünschen des Volks hat Meister Matthis Zell seine liebe Katharina zum Altare geführt. Butzer hat die Ehe eingesegnet, und nachdem der Ehebund vor Gott geschlossen, haben beide Eheleute das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen.

In andächtiger Stimmung wohnte die Gemeine der Hochzeitsfeier bei, und nach derselben hat ein Familienfest in Meister Schützens Hause den engern Freundeskreis um das liebe neuvermählte Paar versammelt.

Dabei ist aber Niemand glücklicher gewesen, als die alte Mey-Bäbeli; denn, da die Gärtner einstimmig vom Rath für ihre Pfarrkirche St. Aurelien „Martin Butzer als Prediger und Seelsorger begehrt, so hat Mey-Bäbeli mit Schrecken den Augenblick vorausgesehen, wo er mit der herzigen Elisabeth das Münster-Pfarrhaus verlassen, sie mit ihrem Herrn allein darinnen bleiben und Alles wie ausgestorben sein würde." Und Mey-Bäbeli hatte ja die Jungfer Käthel alleweil so lieb gehabt; „und seit sie des Herrn Schatzmeister geworden, haben wir immer das Pfarrhaus voll Gäste beherberget, und das Geld ist uns nie ausgegangen und nie Mangel am Nöthigen gewesen!" Und Mey-Bäbeli ist eben auch vom Lichte des Evangeliums nach und nach erwärmt und erleuchtet worden, und hat gar Manches einsehen und glauben gelernt: „Das komme aber von den schönen Liedern her, welche Jungfer Käthel und Frau Elisabeth sie gelehrt. Wenn sie eins derselben singe oder hersage, so werde sie mehr davon erbaut, als durch die Predigt, weil sie nie dabei eingeschlafen, was ihr leider schon oft in der Predigt begegnet, und was ihr Gott der Herr in Gnaden verzeihen möge!"

Das kampfreiche Jahr 1523 nahte seinem Ende. Am ersten Dezember hatte ein ehrsamer Rath von Straßburg den denkwürdigen Beschluß erlassen: „Alle, so sich des

Predigens unterziehen, sollen künftig nichts anderes als das heilige Evangelium, unvermischt von Menschenfabeln, und die Lehre Gottes und was zur Mehrung der Lieb' Gottes und des Nächsten dient, frei, öffentlich dem Volk verkündigen," und damit der evangelischen Sache einen entschiedenen Sieg verliehen. Im August 1524 traten auch Capito, Hedio und Althiesser in den heiligen Ehestand.

Wie aber die evangelischen Pfarrer, nachdem sie das heilige Gotteswort und die reine apostolische Lehre dem Volke gepredigt, auch den Gottesdienst auf die ursprüngliche einfache Weise der ersten christlichen Kirche zurückgeführt, haben sie selbst in dem folgenden alten Dokumente also beschrieben:

„Der Gottesdienst soll in deutscher Sprache gehalten „werden und also eingerichtet sein: Zuerst ermahnt der Pre„diger die Gemeine, ihre Sünden zu bekennen und Gott „um Gnade zu bitten; dann spricht er die Beichte im Na„men Aller, bittet den Allbarmherzigen um Gnade, und ver„kündiget den Gläubigen die Vergebung ihrer Sünden durch „Jesu Christi Blut. Nach einem kurzen Gesang spricht er „ein Gebet und liest einen Abschnitt der apostolischen Schrif„ten mit beigefügter Erklärung. Nach abermaligem Gesang „der Gemeine beginnt die Predigt über einen Text aus den „Evangelien. Nach der Predigt singt die Gemeine die in „Reime verfaßten Artikel des apostolischen Glaubens-Be„kenntnisses*) und der Prediger spricht ein Gebet für die

*) Wolfgang Dachstein hatte es in Reime verfaßt und in Musik gesetzt.

„Obrigkeit und für alle Menschen; bittet Gott um Mehrung „des Glaubens und der Liebe, damit die Gemeine mit Frucht „das Gedächtniß-Mahl des Todes Jesu feiern könne; er- „mahnt die Kommunikanten, daß sie das heilige Abendmahl „gläubig genießen, um durch dasselbe gestärkt zu werden, „der Sünde abzusterben, ihr Kreuz willig zu tragen und den „Nächsten zu lieben; darauf liest er die Einsetzungs-Worte, „theilt das Brod und den Wein des Herrn aus und nimmt „selbst an dem heiligen Mahle Theil. Ein Lobgesang der „Gemeine, ein kurzes Dankgebet und der Segen beschließen „den Gottesdienst."

Außer diesem sonntäglichen Hauptgottesdienste, der des Sommers um sieben, des Winters um acht Uhr anfing, und außer der Mittagspredigt im Münster, wurden noch in den verschiedenen Kirchen Früh- und Spätgottesdienste gehalten; täglich war in fünf Kirchen ein Frühgottesdienst, „das Morgengebet" genannt. Man kann annehmen, daß wöchentlich wenigstens fünfzig Predigten in der Stadt gehalten wurden, und sie waren alle so fleißig besucht, daß sich daraus leicht ermessen läßt, wie eifrig und ernstlich Bürger und Volk geistige Nahrung und „das Eine das noth thut" gesucht. Ach, wie lau, wie gleichgültig sind wir doch gegen unsere Väter! „Lieber Herr, mehre uns den Glau- „ben, und hilf unserm Unglauben!"

Die Flüchtlinge.

„Wer aber Euch tränket mit einem Becher
„Waſſer in meinem Namen, darum daß Ihr
„Chriſto angehöret; wahrlich, ich ſage Euch,
„es ſoll ihm nicht unvergolten bleiben."
Marc. 9, 4.

In Kenzingen, einem öſtreichiſchen Städtchen im Breisgau, hatte ſeit einiger Zeit ein Prediger, Meiſter Jakob Other, aus Speyer gebürtig, durch ſeine freimüthige Predigt des Evangeliums und durch ſeinen frommen Wandel die Zuneigung des Volkes in hohem Grade gewonnen. Der Biſchof von Conſtanz hatte ihn deßwegen zu wiederholten Malen vor ſein Gericht geladen. Da verſammelte der Schultheiß des Städtchens alle Bürger und trug ihnen vor: „Wie ein „ehrſamer Rath ein groß Anliegen hab' wegen Meiſter Ja„kob, der ihnen ſeither nichts als Lieb's und Gut's erzeiget. „Jeder wiſſe, wie die Stadtobrigkeit bisher vergeblich ver„ſucht, die Gotteslästerung und andere ſchwere Laſter abzu„ſchaffen; aber ſeitdem Meiſter Jakob ihnen das Gotteswort „predige, ſeien alle dieſe Dinge abgekommen; deßhalb habe „der Rath beſchloſſen, daß er das Gotteswort, ſo Meiſter

„Jakob nach evangelischer Weise verkündige, annehmen, und „ehe er davon abstehe, lieber keinen Stein auf der Stadt„mauer bei einander behalten wolle. Die Bürger stimmten „mit ein: Mit Leib und Leben wollten sie an der Lehre des „Prädicanten halten."

Der Ritter Wolfgang von Hirnheim, der Kenzingen vom König Ferdinand zu Lehen trug, versprach den Bürgern, ihnen den Prädicanten zu lassen, wenn sie ihrerseits ihm auch drei Dinge versprechen wollten, nämlich: das heil. Sakrament nicht unter beiden Gestalten zu genießen, und weder Taufe noch Messe deutsch zu halten; das Andere wolle er ihnen nachlassen, und nöthigen Falls dem Meister Jakob, nach dessen Erbieten, zu einer ehrlichen Verantwortung verhelfen. Durch diesen Mittelweg hoffte der Ritter die Bürger in Ruhe zu erhalten und dem Zorn seines Herrn zu entgehen. Aber kaum war er wieder an Ferdinands Hofe (es war im Jahre 1524), so kam strenger Befehl, der Prädicant solle unverzüglich die Stadt verlassen, denn seine Lehre bringe nichts als bundschuhische Empörung und Bosheit. Die ganze Stadt war mit Schrecken und Trauer erfüllt. Als Meister Jakob fortging, begleiteten hundert und fünfzig Bürger den geliebten Flüchtling bis in's nächste Dorf. Unterdessen wurde aber die Stadt mit östreichischem Kriegsvolk besetzt, die Thore geschlossen und die Bürger, welche den Prediger begleitet, nicht mehr eingelassen; sie mußten in Straßburg um eine Zufluchtsstätte bitten. Die hinterlassenen Weiber der Vertriebenen wurden mißhandelt; alle Bibeln und lutherischen Bücher, deren man habhaft werden konnte, verbrannt; auf dem Aschenhaufen der verbrannten Bücher mußte der Stadtschreiber, „bei dem man ein Neues Testa-

ment gefunden, niederknieen, und in Gegenwart seiner Frau und Kinder schlug man ihm den Kopf ab*)."

Am rechten Rheinufer bei der Fähre, unweit Kehl, saß der alte Andres vor seiner Lehmhütte und flickte ein Fischernetz. Es war ein schwüler Sommertag, die Luft drückend heiß, und die Erde, von der Hitze ganz dürr und ausgetrocknet, schmachtete mit aller Creatur nach dem erquickenden Himmelsregen. Andres hatte heute einen guten Fang gethan und einen so großen Salmen gefangen, daß sein Netz davon zerrissen war; während er den Schaden ausbesserte, wischte er zu wiederholten Malen den Schweiß vom Angesicht und blickte nachdenkend bald auf die schweren Gewitterwolken, welche sich am Horizonte drohend zusammenzogen, bald auf die schöne, schlanke Thurmesspitze des Straßburger Münsters, die jenseits des Rheins, ihm gegenüber, wie ein Wegweiser nach Oben gen Himmel sich erhob.

„Andres! ist der Bub an der Fähre?" rief unser alter Bekannter, der Laufersbote, Simon Schridt, der auf dem Fußpfade längs dem Rhein eilig dahergeschritten kam.

„Grüß Gott, Simon," entgegnete Andres. „Weiß nicht, wo der Bub und Franz schon wieder stecken; sind leider immer da, wo sie nicht sein sollten, und haben nichts als bundschuhische Faseleien im Kopfe. Ist ein Elend heut zu Tage mit dem jungen Volke!"

„So laßt Jemand anders rufen, Andres. Muß gleich hinüber, um die Kenzinger Flüchtlinge in der Stadt anzu-

*) Von einem Kenzinger Flüchtling geschrieben. — Röhrich's Geschichte der Reformation. Erster Theil, Seite 405—407.

ſagen; und auch ſie müſſen ſchnell hinübergeſetzt werden, wenn ſie kommen, denn es könnte leicht ſein, daß ihnen das öſtreichiſche Kriegsvolk auf dem Fuße nachſetzte."

„Iſt alſo wahr, was der Franz heute früh von Kehl heimgebracht?"

„Leider nur zu wahr, Andres! Und iſt kein Wunder, wenn über dieſer unmenſchlichen Tyrannei dem jungen Volke die Geduld ausgeht und es zum Bundſchuh ſchwört. Aber horch ..... ja, wahrhaftig, da ſind ſie ſchon!" Und wirklich ſah man am Rhein hinauf den langen Zug der Flüchtlinge ſich nähern, welche, als ſie die rettenden Mauern des gaſtfreundlichen Straßburgs vor ſich ſahen, wo ſie Schutz und ein Obdach zu finden hofften, Luther's glaubensſtärkendes Lied anſtimmten: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott." Simon und Andres nahmen ehrerbietig ihre Mützen ab und gingen den hundert und fünfzig Männern entgegen, welche unter dem Geſang todtmüde bei der Fähre angelangt waren. Als aber der Vorſänger, ein alter, blinder Mann, welchen Meiſter Jakob am Arme führte, im letzten Vers die Worte ſang:

Nehmen ſie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,

ja, da brach den Heimathloſen, den von Haus, Weib und Kind Vertriebenen das Herz und die Stimme. Viele ſchluchzten laut, Andere ſanken erſchöpft nieder, oder blickten ſchmerzlich nach Oben, und nur der blinde Sänger und Meiſter Jakob ſangen noch mit heller, feſter Stimme das Troſtwort des heiligen Geiſtes:

Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Die jungen Fischer Franz und Heiner kamen eben aus dem Kloster St. Arbogast zurück, wo sie den großen Salmen gar gut verkauft hatten, und den alten Großvater mit dem Erlös zu überraschen gedachten. Andres hatte nämlich von seiner einzigen Tochter, die frühe Wittwe geworden und bald darauf gestorben war, zwei Enkel geerbt, die er unter Gebet, Sorgen und Entbehrungen groß gezogen. Der dicke, kurzstämmige Heiner war der Eine, und die sanfte, blauäugige Jakobea die Andere, welche Andres vor mehreren Jahren an Franz Hügelin verheirathet, der ihm ein tüchtiger Gehülfe bei seiner Handthierung geworden, und, wie der Großvater oft gegen Jakobea äußerte: „in alle Sättel gerecht war"; der ihm aber auch in der letzten Zeit, seiner Heftigkeit wegen und durch seinen Hitzkopf, manch' schwere Sorgen gemacht. Beim Anblick der unglücklichen Kenzinger Flüchtlinge waren die beiden jungen Männer tief ergriffen, und während Heiner sich anschickte, den Laufersboten mit dem Schultheiß und Meister Jakob eilends hinüber zu setzen, zog Franz den alten Andres auf die Seite und sprach, indem er ihm das erlöste Geld zeigte: „Was meint Ihr, Großvater, den großen Salmen hat uns heute der Herr wohl nicht umsonst in's Netz gejagt? Die vertriebenen Männer müssen bei der großen Hitze schier verschmachten, und das Geld . . ."

„Hat uns der Herr gegeben, damit wir die Armen, in seinem Namen, mit einem frischen Trunke erquicken können," fiel der Großvater ein, „und darum geh', Franz, so schnell Du kannst, und hole Bier für das Geld."

Franz ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und es ver-

ging keine halbe Stunde, so kam er mit Bierkrügen, Becher und Brod von Kehl zurück, von mehreren Bürgern des Städtleins begleitet, die auch ihr Schärflein zum guten Werke beitragen wollten. Die Flüchtlinge lagerten sich am Ufer des Rheins, und es gemahnte den alten Andres wie die Speisung in der Wüste, als er zusah, wie man den müden Männern das Brod brach und die mit Bier gefüllten Becher von Hand zu Hand gehen ließ. Die gute Jakobea hatte auch mitgeholfen und manchem der armen Flüchtlinge die brennend heißen Füße mit dem frischen Rheinwasser abgewaschen; während ihr kleiner, zweijähriger Hansli, des Großvaters Augapfel, durch sein drolliges Wesen manchen der betrübten Männer zum Lächeln gezwungen, aber auch Manchen das Wasser in die Augen getrieben, weil er sie an das liebe Kind daheim erinnerte, das sie vielleicht nie wieder sehen und nie wieder herzen sollten. Unterdessen hatten sich aber die drohenden Wetterwolken so schnell genaht, daß man jeden Augenblick den Ausbruch eines schweren Gewitters befürchten mußte, und da that Eile Noth, damit die Flüchtlinge noch vor demselben in Sicherheit gebracht und ein Obdach finden konnten. Franz und Heiner rührten sich wacker an der Fähre, und mit dem ersten Rollen des Donners standen die Kenzinger alle vor Straßburgs Thor, welches ihnen sogleich mitleidig geöffnet wurde.

Straßburg, die große berühmte Reichsstadt, wo das Evangelium frei gepredigt wurde, wo Eintracht und Ruhe wohnten und eine weise Obrigkeit väterlich für das Wohl der Bürger sorgte, stund wie eine Rettungsinsel mitten in den allgemeinen Drangsalen und Stürmen jener Zeit; und

es hat Alle mit christlicher Liebe aufgenommen, die, um ihres Glaubens willen verfolgt und geächtet, Schutz und Schirm in seinen Mauern gesucht haben.

Noch vor dem Laufersboten war die Kunde von dem, was in Kenzingen geschehen, in die Stadt gedrungen; und als der Schultheiß mit Meister Jakob beim Stettmeister, Jakob Sturm von Sturmeck, erschien, und für sich und ihre Mitverbannten um eine Zufluchtsstätte baten, fanden sie freundliche Aufnahme und ein williges Gehör; ja, der Stettmeister lud die Beiden in sein eigen Haus ein, und traf sogleich die nöthigen Maßregeln, um auch die übrigen Flüchtlinge unterzubringen. War aber keine kleine Aufgabe, für 150 Männer, von einem Augenblick auf den andern, ein freies, gastliches Obdach zu finden! Und darum hat auch Herr Sturm von Sturmeck, durch den Laufersboten, zuerst Frau Katharina Zellin und die beiden Kräftinnen rufen lassen.

In Uebereinstimmung mit ihrem frommen Manne hat Frau Zellin gesagt und oft wiederholt: „Es sollen Alle, so „den Herrn Jesum Christum für den wahren Sohn Gottes „und einigen Heiland aller Menschen glauben und bekennen, „Theil und Gemeinschaft an unserm Tische und in unserer „Herberge haben; wollen wir ja auch mit ihnen Theil an „Christo und dem Himmel nehmen.“ Und in diesem Sinne hat die edle Frau auch gehandelt, und schon im ersten Jahre ihrer Ehe oft bis dreißig Vertriebene an ihrem Tische gespeiset, so daß Mey-Bäbeli darüber wieder unwillig geworden und gemeint: „Das sei doch zu arg, und man müsse ihr Haus nicht mehr den Pfarrhof, sondern die freie Herberge zum Münster heißen.“ Ist darum auch nicht wenig

erschrocken, als Simon Schridt gekommen, ihre Frau zu holen, und von dem Unglück der armen Kenzinger erzählt. Aber es waren ja ihre Landsleute, mit denen man so grausam verfahren, und hatte sie doch in Freiburg auf dem Markte gar manche Kenzingerin gekannt! Und so ist sie denn eilends, mit Frau Katharine, auf den Platz gegangen, wo die armen Flüchtlinge vor dem Rathhause traurig versammelt stunden.

Ein heftiges Gewitter war, wie schon gesagt, im Anzuge, und nachdem Ammeister, evangelisch gesinnte Rathsherrn und Adelige, Jeder einen, mitunter auch zwei Flüchtlinge aufgenommen, und auch Butzer, Capito und Hedio das Ihrige gethan, stunden noch achtzig der armen Vertriebenen, unter den leuchtenden Blitzen und dem immer stärker werdenden Donner, obdachlos auf dem freien Platze. Die Kräftinnen riethen hin und her, wollten noch dahin und dorthin laufen und um Aufnahme für die Unglücklichen bitten; aber Frau Zellin sagte ruhig: „Kommt, in Gottes Namen, Alle mit mir heim, ihr Männer. Mit Gottes Hülfe und mit gutem Willen werden wir schon Raum für Euch auf dem Pfarrhofe finden.“ So sagend, nahm sie den blinden Vorsänger bei der Hand, führte ihn voran, die Uebrigen folgten; Mey-Bäbeli und die Kräftinnen eilten voraus; unter der Thür des Pfarrhauses trat ihnen Meister Matthis entgegen, reichte Jedem freundlich die Hand zum Willkomm, und als der Letzte die gastliche Schwelle überschritten, da folgte Schlag auf Schlag und der Regen stürzte strömend vom Himmel hernieder.

Das Beispiel ist aber ansteckend, und ein gutes Exempel die allererbaulichste Predigt. Wie ein Lauffeuer ging

es durch die Stadt: „Frau Zellin habe achtzig der armen Kenzinger mit auf den Pfarrhof genommen!“ Und wie sie das gehört, da haben auch damals viele von Straßburgs Reichsbürgern und Bürgerinnen, die aus Geiz oder Bequemlichkeit ihrem Gewissen vorgesagt: „Sie könnten unmöglich einen Flüchtling beherbergen“, an ihre Brust geschlagen, und mit dem Zöllner im Evangelio beten müssen: „Herr sei mir Sünder gnädig!“ Und als das Gewitter ausgetobt, da hat auch Jeder von ihnen den guten Pfarrleuten behülflich sein wollen, ihre vielen Gäste zu bewirthen, und es haben Alle zugetragen: „wie in einem Immehüsli,“ hat die Alte Mey-Bäbeli erzählt. Die Bäcker schickten ganze Körbe voll Brod, die Fleischer Schinken und Würste, die Bierbrauer Bier, die Gärtner Obst und Gemüse, und der Dom-Dechant, Graf Siegmund von Hohenlohe, ist auch da gewesen und gewiß nicht mit leeren Händen. Viele Bürgerinnen brachten Bettwerk und Wäsche, einige legten Hand an und halfen den Kräftinnen die Lager in den Stuben, Hausfluren und der Scheune für die armen Flüchtlinge bereiten; fromme Jungfrauen deckten die Tische und halfen Mey-Bäbeli in der Küche. Frau Katharina war die Seele von allen Anordnungen und hat dabei doch noch Zeit gefunden, das gebeugte Gemüth der Unglücklichen durch manch kräftiges Trostwort aufzurichten.

Meister Matthis aber hat, nach manch' liebendem Zuspruch und einzelnen Gesprächen, seinen Gästen eine Abendandacht über Lucas 6, 22—23 gehalten, hat noch herzlich mit ihnen gebetet und den Trost und den Segen des Herrn auf sie und auf ihre zurückgelassenen Lieben herabgefleht, und als die armen müden Flüchtlinge alle zur Ruhe gegangen,

und es Nacht und still geworden im großen Münster-Pfarrhause, Frau Katharina aber mit ihren Gehülfinnen noch gar Manches für den morgenden Tag anzuordnen und zu rüsten hatte — da ist Meister Matthis, der eben auch müde geworden, sintemal er zwanzig Jahre älter als seine rüstige Katharina gewesen, auf seiner Studierstube sanft in seinem Lehnstuhl eingeschlummert, und hat einen seltsamen Traum gehabt. Ihm träumte nämlich, er sei wieder in seiner Vaterstadt Kaisersberg, und zwar in der Gote Scheune, und der arme Fridli lag, wie damals auf seinem Strohlager, aber nicht mit geschlossenen, sondern mit klaren, freudig funkelnden Augen, und sagte: „Denk' Matthisle, der Herr hat mir die Augen aufgethan!" Und der Herr Vetter Doktor war auch da, und nahm den Fridli bei der Hand, und hieß ihn aufstehen und mit ihm kommen; er wolle ihn zu seinem Mütterli in die Heimath führen, wo ihnen der Herr eine schöne Wohnung bereitet. Und mit einem Male war nicht mehr das Scheunendach, sondern ein schöner glänzender Abendhimmel über ihm, und Simson Hiller an Geilers Hand, und Sebastian Brandt, die gute Gote und der arme Fridli blickten freundlich vom Himmel auf Zell hernieder und sangen den alten Lobgesang: „Herr Gott, Dich loben wir!" Und darüber ist Meister Matthis aufgewacht, und hat ganz verwundert in das traute Angesicht seiner Katharina geschaut, die sich leise über ihn gebeugt um zu sehen, ob er wache oder schlafe. Aber den Gesang hat er noch immer gehört, sich die Augen gerieben und gefragt: „Wie ist mir denn, liebe Käthel, träume ich noch, oder höre ich wirklich das Te Deum laudamus singen?"

„Du träumst nicht, lieber Mann. Es ist der blinde

Vorſänger aus Kenzingen, dem ich in die Wohnſtube gebettet, weil er Seitenſtich und Fieber hat. Ich fürchte, er laborirt an einer Lungen-Entzündung, und ſingt wohl jetzt in Fieberhitze, aber ſo ſchön, daß es Einen ordentlich erhebt."

„Der blinde Vorſänger mit dem blatternarbigen Geſichte, das mich ſo bekannt angeſprochen, und mein Traum!" rief Zell; „das muß, ja das muß gewiß der arme Fridli ſein!" Und indem er das geſagt, iſt er ſchnell aufgeſtanden und in die Wohnſtube geeilt, wo die jüngere Frau Kräftin am Bette des Blinden wachte, und ihm eben einen kühlenden Kräutertrank reichte, und ehe es die beſonnene Katharina hindern gekonnt, iſt Meiſter Matthis beim Blinden geſtanden, hat ſeine Hand gefaßt und mit bewegter Stimme geſagt: „Gelt, Fridli, Du biſt es?"

„Freilich bin ich es, und Ihr müßt ja der kleine Matthis und kein Anderer ſein!" hat Fridli geantwortet und Zell's Hand gerührt zwiſchen ſeine beiden genommen. „Schon beim Willkomm, und abſonderlich bei der Abendandacht iſt mir Eure Stimme durch's Herz gegangen; und der Name Matthis Zell hat mich an ſo viel Lieb's und Gut's, und beſonders an meinen lieben, kleinen Matthis erinnert, der in Kaiſersberg mein freundlicher Helfer geweſen. Und als ich ſo da lag mit Liebe aufgenommen und gepflegt, wie damals in der guten Gote Scheune, da ſind auch der Herr Doktor und der Herr Magiſter aus Baſel, und die Jungfrau Urſula, und der Konrad, und Ihr und Simſon Hiller lebendig vor mir geſtanden, und ich hab' aus vollem Herzen den Lobgeſang anſtimmen müſſen, den wir damals mit einander geſungen haben."

„Ja, Herr, in Dir gibt es eine Gemeinſchaft der Heiligen hier und dort!" ſagte Meiſter Matthis tief ergriffen.

Hätten die beiden Frauen nicht Stillschweigen geboten, weil dem fiebernden Fridli Ruhe so Noth that, so wäre wohl die ganze Nacht des Fragens und Erzählens kein Ende gewesen. Aber das mußte Meister Matthis dem Blinden noch sagen, ehe er ihn verließ, was aus den lieben Leuten allen geworden, die jetzt so lebendig vor seiner Seele gestanden.

Worauf Zell wehmüthig geantwortet! „Sie sind alle eingegangen in die ewige, himmlische Heimath, und ruhen aus von ihrer Arbeit.“

„Und Simson, das liebe, junge Blut?“

„Ist Stadtpfarrer in Kaisersberg und, durch Gottes Gnade, ein treuer Diener des Worts und des Herrn Jesu Christi geworden; hat auch seinen Pfarrkindern das Evangelium treulich und fleißig gepredigt. Und ist jetzt gerade ein Jahr, da hat ihn der Rath, als er eben von der Kanzel gestiegen, auf's Rathhaus beschieden, ihm dort wegen seiner Ketzerei kurzen Prozeß gemacht . . . und ihn dann, wie Herodes dem Täufer gethan, sogleich auf dem Rathhaus heimlich enthaupten und seinen armen Leib an einem entlegenen Ort begraben lassen. Der Bischof von Basel hat zwar wegen dieser unmenschlich verübten Gewaltthat Kaisersberg mit dem Banne belegt, hat ihn aber auf Ansuchen der Ensisheimer Regierung*), und weil ja Hiller doch nur ein Ketzer gewesen, bald wieder aufgehoben. Vor drei Tagen

*) In Ensisheim war der Sitz der Regierung der vorderösterreichischen Lande, zu denen der Sundgau und der Breisgau gehörten. Ein Zeitgenosse sagt von dieser Regierung: „Sie sei verächtlichen Wesens, grausam und blutdürstig gewesen; habe auch in kurzer Zeit über 600 Menschen ihres Glaubens wegen hinrichten lassen.“ Jakob von Mörsberg war damals Reichslandvogt.

haben wir hier in Liebe und Gebet seinen Todestag gefeiert. Möge aus seinem Blute, wie aus dem ersten christlichen Märtyrer, eine reich gesegnete Saat für meine arme Vaterstadt erwachsen! Gute Nacht, Fridli! sie sind vorausgegangen; aber im Herrn leben sie Alle, und sind mit uns vereint ewiglich. Amen."

Fridli wurde wirklich sehr krank, und schon am folgenden Tage brach die Lungen-Entzündung aus, die er sich auf der Flucht durch allzugroße Ermüdung zugezogen. Was er selbst nicht mehr von seinem Lebenslauf erzählen konnte, das hat Meister Jakob Other ergänzt, und lautet wie folgt: Durch Sebastian Brandt's und Geiler's Verwendung wurde Fridli in Freiburg in einem Kloster aufgenommen, dort unterrichtet und zum Chorsänger ausgebildet. Seiner schönen Stimme und musikalischen Geschicklichkeit wegen, wurde er in Kenzingen als erster Kirchensänger angestellt, konnte sein Mütterli zu sich nehmen und stille und friedlich mit ihr leben; sie wurde ihm bald durch den Tod entrissen, und mit ihrem Hinschied ist er, wie er klagte, zum zweiten Male blind geworden. So lange sie bei ihm gewesen, hatte er gleichsam mit ihren treuen Mutteraugen gesehen, und fühlte sich nun in der Nacht, die ihn umgab, wieder doppelt einsam und verlassen. Wohl ist ihm da Doktor Geiler's Wort eingefallen: „Aus Liebe zu Gott willig leiden, das ist der Weg in's Himmelreich." Aber so ernst es ihm auch war, und so blutsauer er es sich werden ließ, so hat der arme Fridli Gott doch nicht lieb haben können, weil er den rechten Weg nicht gewußt. Den rechten Weg hat ihm endlich Meister Jakob Other im Evangelium gewiesen, und ihn zu Jesu Christo, dem Heiland, geführt, der aus Liebe

für uns seinen Himmel verlassen und am Kreuze gestorben, damit wir könnten selig werden. Liebe erzeugt aber Gegenliebe, und sobald Fridli glauben konnte, daß ihn der Herr Jesus so treu und so innig liebe, wie ihn sein Mütterli geliebt, ja, noch viel treuer und inniger, so hat er ihn auch von ganzem Herzen wieder lieben können, und seitdem war es licht und stille in seiner Seele, und er wußte nun, warum der Glaube selig macht.

Fridli ist nicht wieder von seinem Krankenlager in Zell's Wohnstube aufgestanden, und schon am dritten Tage seiner Krankheit gestorben. Er ist liebevoll gepflegt, mit Gebet unterstützt und im Glauben gestärkt worden; hat auch noch das heilige Abendmahl mit Meister Matthis und seinen Kenzinger Freunden genossen. Der Herr hat ihn ohne Kampf, sanft und selig heimgeführt, und sein letztes Wort ist ein Dank- und Freudenruf gewesen: „Licht! Licht! O mein Heiland Jesus Christ!" An seinem Begräbniß, dem alle Kenzinger Flüchtlinge und viele Bürger der Stadt beigewohnt, hat Meister Matthis seine Zuhörer besonders ermahnt, in jenen ernsten, schweren Zeiten Herz und Sinn aufwärts zu erheben, und den Herrn um die Gnade zu bitten, treu zu kämpfen bis an's Ende und die Krone des ewigen Lebens zu gewinnen. „Und ob Jemand auch kämpft, so wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht." (1 Timotheum 2, 5.)

In ihren Briefen an die ganze Bürgerschaft Straßburgs, gedruckt und vollendet den 30. Dezember 1557, sagt Frau Zellin unter Anderm: „Im 1524sten Jahre mußten auf „einen Tag anderhalb hundert Bürger aus dem Städtlein „Kenzingen im Breisgau entweichen. Kamen nach Straß-

„burg, deren ich dieſelbige Nacht achtzig in unſer Haus auf„genommen, und vier Wochen lang nie minder denn fünfzig „oder ſechszig geſpeiſet; dazu viel frommer Herren und Bürger „ſteuerten, und halfen erhalten.“ Während dieſer vier Wochen iſt aber die liebe Frau mit ihren vielen Gäſten näher bekannt worden, und hat an die unglücklichen Frauen der vertriebenen Kenzinger einen ſchönen Troſtbrief geſchrieben, der ſpäter im Druck erſchienen iſt. Mit Gottes und guter Menſchen Hülfe wurden auch dieſe 150 Flüchtlinge nach und nach verſorgt, und haben Brod und Arbeit gefunden, theils in Straßburg, theils an andern evangeliſchen Orten; iſt auch Manchem von ihnen die Gnade geworden, ſich wieder mit Weib und Kind vereinigen zu können. Durch Empfehlung der Straßburger Prediger wurde Meiſter Jakob Other zuerſt Pfarrer in Neckar-Steinbach, dann Gehülfe des Berner-Reformators, Berthold Haller, und 1532 Pfarrer in Eßlingen, wo er bis zu ſeinem Tode geblieben iſt.

Unter dem Landvolk im Elſaß und auf den Höhen des Schwarzwalds hatte ſeit langer Zeit das Feuer des Aufruhrs unter der Aſche geglüht*). Die unerträgliche Abgabenlaſt unter der die Armen ſchier erlagen, Frohndienſte und Bedrückungen aller Art, waren die erſten Urſachen desſelben

*) Die erſte dieſer Bauern-Empörungen im Elſaß hatte ſchon 1493, um Pfingſten, in den Dörfern um Schlettſtadt herum ihren Anfang genommen. Frei wie ihre Nachbarn, die Schweizer, wollten die Verbündeten ſein, und es hieß unter ihnen: „Wenn der Bund und die Schweizer einig ſind, was brauchen wir uns um Papſt und Kaiſer zu kümmern?“

bald aber gesellte sich das noch drückendere Gefühl geistiger Knechtschaft hinzu, und so entstand der Bauernbund, von dem Bundeszeichen, einem nach damaliger Sitte geschnürten Bauernschuh, der Bundschuh genannt. Mit Riesenschritten verbreitete sich dieser Bund auch in Schwaben, der Pfalz, Thüringen u. s. w.; und um Ostern 1525 brach der schreckliche Bauernkrieg bei uns aus. Die Bauern rotteten sich zusammen, übten schreckliches Vergeltungsrecht an ihren Unterdrückern, plünderten, mordeten und verbrannten in stürmender Wuth Klöster und Schlösser. Da zog der grausame Herzog Anton von Lothringen mit einem großen Heer in's Elsaß, um den Aufstand zu unterdrücken. Ein fürchterliches Blutbad in Zabern, und ein zweites bei Scherweiler, ohnweit Schlettstadt, endigten den verzweifelten Kampf, der zwei Monate dauerte und unserm schönen Elsaß über sechsunddreißigtausend arbeitsame Menschen kostete.

Während des Tobens des kurzen, aber so mörderischen Krieges, und nach den Mordscenen in Zabern und Scherweiler, flüchteten die armen Bauern ihre Habe, Weib und Kind, aus dem offenen Lande in die beiden evangelischen Städte Straßburg und Mülhausen. „Im Oberrhein," sagt uns die alte Chronik, „fielen die Edelleute in die Dörfer, „verbrannten Lauterbach, Pfaffstadt und Riedisheim und noch „andere mehr; deßwegen die Landleute in solcher Menge „ihre Habe nach Mülhausen flüchteten, daß sie damit nicht „nur die Häuser angefüllt, sondern auch die Gassen verstellt „und unwegsam gemacht hatten." Der edle Stadtschreiber, Oswald von Gamsharst, nahm sich der Unglücklichen mit wahrhaft christlicher Liebe an und wurde deßhalb von der Ensisheimer Regierung beim Kaiser angeklagt: „Er habe es

mit den Aufrührern gehalten.“ Auch im evangelischen Straßburg bewährte sich der Friede bringende Geist der reinen Bibellehre; Tausende der „armen Lüt,“ wie man damals die Bauern nannte, fanden Rettung und milde Aufnahme in seinen Mauern und die Stadt war mit Flüchtlingen überfüllt. Und haben da wiederum „viel frommer Bürger und Herren steuern und erhalten helfen müssen.“ Aber das ist ja die gesegnete Frucht des Evangeliums, daß durch des Glaubens Kraft die Liebe thätig wird. Vermittelnd ist der Magistrat zwischen den kämpfenden Parteien gestanden, hat die Herren zur Milde und zum Nachgeben, und die Unterthanen zur Geduld und zum Gehorsam ermahnt. Und es gelang dem Stettmeister, Jakob Sturm*) und den Abgeordneten des Raths, Bernhard Wurmser und Eckardt von Rothweil, jenseits des Rheins, bei Lahr, Offenburg, Cappel und Ettenheim, die Bauernhaufen zum friedlichen Heimzug und den Markgrafen zum Verzeihen zu bewegen. Nicht so im Elsaß, wo die armen verblendeten Empörer die Straßburger Abgeordneten mit frechem Hohn abfertigten und gegen jede Warnung und Ermahnung taub blieben, bis ihnen das Schwert des unmenschlichen Herzogs von Lothringen den Todesstoß gab.

Am heiligen Ostertage 1525, als die Sonne sich zum Untergange geneigt, da ist der alte Andres mit dem Laufersboten, Simon Schridt, der weinenden Jakobea und dem kleinen Hansli zur Fähre gegangen, wo Heiner mit herunter-

*) Jakob Sturm wurde bis nach Ulm gerufen, um die Bauern zu stillen.

hängenden Armen und absonderlich gedemüthigtem Aussehen ihrer wartete. „Geleit' Euch Gott, Großvater!" sagte Jakobea, und reichte ihm schluchzend die Hand, der kleine Hansli aber kletterte an ihm hinauf, nahm ihn um den Hals und bat schmeichelnd: „Gelt', Großätti, du bringst uns den Vater wieder?" Andres herzte den Kleinen, legte tröstend seine Hand auf Jakobea's Haupt und sprach dann ernst zu Heiner: „Aufrichtig büßen, heißt besser machen. Heiner, bleib daheim bei der Arbeit; laß' dich nicht wieder vom Teufel verlocken und schütze das Kind und seine Mutter, bis ich wieder komme, oder wenn mir was Menschliches begegnen sollte." Heiner versprach es und setzte dann den Großvater mit Simon an's jenseitige Ufer über; dort angelangt, kniete der alte Andres mit entblößtem Haupte nieder, und nachdem er sein Gebet verrichtet, ergriff er seinen Stab und ging, trotz seiner achtzig Jahre, so schnell und rüstig, wie sein Gefährte, der Stadt Straßburg zu.

Schon lange, aber leider immer vergeblich, hatte der fromme Großvater seinen Enkel vor Empörung gewarnt und zum Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit ermahnt. Franz und Heiner hatten dennoch zum Bundschuh geschworen, und als der Aufstand losgebrochen auch mit hinausziehen müssen in den heillosen Krieg. Als sie Lahr und Offenburg belagert und auf Jakob Sturm's ernstlichen Zuspruch die Bauern in sich gegangen, der Markgraf ihnen Verzeihung zugesagt, die wilden Haufen sich aufgelöst und alle friedlich heimgezogen, da ist auch Heiner in die Fischerhütte bei der Fähre am Rhein zurückgekehrt. Aber der heftige, schwärmerische Franz hat sich durch den schweren Eid, den er auf die zwölf Bundesartikel geschworen, gebunden ge-

glaubt und gemeint, es wäre feig und niederträchtig von ihm, wenn er seine Bundesbrüder, die Bauern im Elsaß, jetzt verlassen würde, wo der Herzog Anton mit so großer Macht gegen sie heranziehe. „Grüß mir mein gutes Weib und den alten Großvater," hat er zum heimkehrenden Heiner gesagt, „sie sollen mich nicht anders als frei wieder sehen. Und falle ich im guten Kampfe für Recht und Freiheit, so vertritt du Vaterstelle bei meinem armen kleinen Hansli!" Und ist dann fortgeeilt, seine Thränen vor Heiner verbergend. Diese Kunde und Jakobea's Schmerz hatten aber den alten Andres tief darnieder gebeugt und er ist mit Gebet und Thränen vor seinem Gott gelegen. Als ihm Simon später angesagt: „Wie die Bauernhaufen bei Dorlisheim einen Boten an Meister Matthis Zell gesandt mit der Bitte: Er möge doch mit seinen Gesellen, den Prädicanten, zu ihnen heraus nach Altorf kommen und das Evangelium predigen"; und wie nun am Ostermontag, mit Genehmigung eines ehrsamen Rathes, Meister Matthis, Butzer und Capito sich nach Altorf in's Bauernlager begeben sollten, um dort zur Unterwerfung und zum Frieden zu ermahnen, ja, da hat es dem alten Andres keine Ruhe mehr gelassen, und er hat den Wanderstab ergriffen und ist mit dem Laufersboten nach Straßburg gegangen, um dort die Prediger zu bitten, daß sie ihm erlauben möchten, mit ihnen zu gehen und seinen Franz unter den Empörern aufzusuchen.

Wie es aber gekommen, daß der alte Fischer Andres dem jungen Mülhauser, Franz Hügelin, sein liebes Enkelskind, Jakobea, zum Weibe gegeben, das hat er an jenem Osterabend dem Laufersboten kürzlich also erzählet: „Er, nämlich Andres, sei als junger, zehnjähriger Bube in Straß-

burg von einer alten ehrwürdigen Handelsfrau, Anna Weiler aus Nürnberg, aufgenommen worden, die eine Niederlage von Nürnberger Waaren gehabt und ihn zum Hausieren mit denselben heranbilden wollte. In ihrem Hause habe er Unterricht vom Hussitenmissionar*) Friedrich Reiser überkommen und durch ihn das Evangelium kennen und lieben gelernt. Vor 67 Jahren, Anno 1458, habe man aber Frau Weiler und Missionar Reiser gefänglich eingezogen und in der Ketzergrube**) vor der Stadt lebendig verbrannt; was ihm, Andres, einen unauslöschlichen Eindruck gelassen, und der stille Friede, womit sein Lehrer, und das freudig glänzende Angesicht, mit dem die hochbetagte Anna Weiler auf den Scheiterhaufen gestiegen, seien, wie eine Engelwache, mit ihm durch sein langes Leben gegangen, und hätten ihn in der Versuchung bewahrt und im Glauben gestärkt. Auch sei ihre Asche der gesegnete Samen gewesen, der die verborgenen Glieder der stillen Gemeinde enger an einander geschlossen und viele Herzen dem Worte Gottes geöffnet habe. Und wie dann später Andres, als Hausierer, den und jenen Hussitenmissionar auf seinen Wanderungen zu den zerstreuten Gemeinden begleitet und so auch in die Schweiz und nach Mülhausen gekommen, allwo er mit einer gar lieben frommen Seele, die man die „wälsche Lette" genannt, bekannt geworden sei, und sie hätten sich beide gegenseitig gar lieb

*) „Die Waldenser und später die Hussitenmissionare hatten ver„eint und durch die Bibel geleitet im Verborgenen und in den nie„deren Reihen des Volks jene große religiöse Umwälzung vorbe„reitet, die wir die Reformation nennen." (Röhrich's evangelische Mittheilungen, erster Band.)

**) Die Ketzergrube war neben dem Galgen.

und werth gehalten. Nach dem Tode seines Tochtermanns, dem die Hütte am Rhein gehört, und nachdem auch seine Tochter gestorben, habe es sich aber für Andres mit dem Hausieren nicht mehr schicken wollen, und habe er da das Geschäft seines Eidams übernommen und sei Fährmann an der Fähre bei Kehl geworden, damit er seine Enkel erziehen und in der Furcht Gottes unterweisen könne. Durch die hin- und herziehenden Missionare und Meister sei er aber immer wieder in freundlichem Verkehr mit der wälschen Lette geblieben; habe sie auch kurz vor ihrem Tode noch ein Mal in Mülhausen besucht und ihr auf das heilige Bibelbuch versprechen müssen, sich ihres lieben Sprudelkopfes (wie sie Franz immer genannt) väterlich anzunehmen. Nachdem nun Idelette und bald nachher auch die wackere Müllerin heimgegangen, sei für Franz kein Bleibens mehr in der Bläuwlattenmühle gewesen; da sei er zum alten Andres gekommen und, nach der Großmutter Wunsch, ein tüchtiger Fischer geworden; sintemalen sie gemeint, es müsse ein ganz absonderlicher Segen auf dieser Handthierung ruhen, weil ja des Herrn Lieblingsjünger auch nur arme Fischer gewesen; da hätten sich aber die jungen Leute, Franz und Jakobea, lieb bekommen und heirathen wollen, wozu Andres mit Freuden Ja und Amen gesagt; es auch nicht bereuen müssen, weil Franz an ihm immer ein guter Sohn und an seinem Weib und Kind ein treuer Gatte und Vater gewesen. Nur der falsch verstandene Freiheitsschwindel habe seinen Sinn verwirret, so daß er in die unseligen Schlingen des Bundschuhes gerathen und bis auf die Stunde festgebannet sei, aber, so Gott wolle, deswegen doch nicht rettungslos verloren sein werde."

In Straßburg ist der alte Andres von Meister Matthis gar freundlich angehört und getröstet worden; hat auch sein Nachtquartier im Münster-Pfarrhause und die Erlaubniß bekommen, am andern Morgen mit den Predigern in's Bauernlager bei Altorf zu gehen. Was er aber in der Küche von Mey-Bäbeli und andern Flüchtlingen gehört, die gleich ihm freundliche Aufnahme bei den Zell's gefunden, war keineswegs geeignet, ihn zu beruhigen und seinen Kummer um Franz zu vermindern. Die beiden Rathsherrn Wurmser und Herrlin hatten nämlich bei Hagenau das Friedenswerk versuchen sollen, welches dem Stettmeister Sturm und seinen Gefährten jenseits des Rheins so schön gelungen war. Als sie aber bei den Anführern des Bauernheeres Einlaß verlangten, hieß es: „Die Herren seien am Essen, die Gesandten sollten unterdessen auf's Bloch sitzen" (ein gewaltiger Baumstamm lag vor dem Hause, in dem die Anführer eben Mahlzeit hielten). Auf wiederholtes dringendes Begehren ließ man sie endlich ein; stehend sollten sie ihren Auftrag ausrichten, während die Bauernräthe es sich trefflich schmecken ließen. Ohngeachtet dieser Grobheit fingen die Stadtherren an, ernstlich zu ermahnen: „Die Bauern möchten doch ihre Weiber und Kinder bedenken, und die Gefahr, in welche sie sich stürzten; an solchem Aufruhr könne kein Glück sein, denn er sei wider Gott; wenn sie den Straßburgern in dieser Sache vertrauen wollten, so würden diese ihnen Mittel angeben, wodurch sie ihre Beschwerden los würden und in Frieden heimziehen könnten, wie die Bauern über'm Rhein." Aber ohne sich lange zu berathen, ertheilten die Bauernobersten den trotzigen Bescheid; „Man hat uns lange genug für Bauern gehalten, wollen einmal sehen, ob wir nicht der

Zinsen, Gülten und Frohnen frei werden können; besser als die von Straßburg wissen wir, was uns obliegt. Ziehet wieder heim, ihr Gesandten, sonst werden wir Euch eine andere Antwort geben*)."

Diese grobe Abfertigung der beiden Rathsherren hatte aber unter dem besser gesinnten Landvolk, und besonders unter den Bauern des Straßburgischen Gebiets**), Unwillen und Schrecken erregt. Viele flüchteten mit ihren Familien und mit ihrer Habe in die Stadt, und im Münster-Pfarrhofe erzählten einige eben eingetroffene Flüchtlinge: „Wie der evangelische Pfarrer von Dorlisheim, Andreas Preunlin, seit dem Aufstande nie aufgehört, zum Gehorsam und zur Ruhe zu ermahnen, und auch am heutigen Ostermorgen wieder gar nachdrücklich gepredigt und gesagt habe: „Auf„ruhr sei nit evangelisch, und der Glaube werde nit mit „Büchsen, Helleparten und Spießen, sondern mit Gebet und „Gehorsam gepflanzt." Und wie, um dieser Rede willen, der arge Haufe ihn habe von der Kanzel werfen und an die große Linde vor der Kirchthüre aufhängen wollen; was einen greulichen Spektakel während des Gottesdienstes abgegeben, und wie der Siegrist mit etlichen ältern Bauern den Pfarrer nur mit der größten Mühe aus den Händen der Wüthenden habe retten können."

Ueber dieser Erzählung sind aber die beiden Frauen von Butzer und Capito, die mit ihren Eheherren eben im

---

*) Röhrich, Geschichte der Reformation, erster Band, Seite 288—289.

**) Zum Gebiete der Stadt gehörten damals: Wasselnheim, Herrenstein, Dorlisheim, Marlenheim, Illkirch, Schiltigheim u. s. w.

Münſter-Pfarrhauſe waren, ungemein erſchrocken, und da hat die liebliche Elsbeth ihren Martin und die zarte Agneſe*) ihren lieben Capito unter Thränen gebeten, ſich nicht hinaus in's Bauernlager zu wagen, indem ſie ja nun gehört, was die Friedensſtifter von ihnen zu erwarten hätten. Die Männer haben aber geantwortet: „Sie müßten es thun, denn wo die Pflicht gebiete, dürfe man nicht mit Fleiſch und Blut zu Rathe gehen.“ Und nachdem die hochherzige Katharina die zagenden Freundinnen durch ihren freudigen Glaubensmuth geſtärkt und ſie in vereintem Gebet um den Schutz und den Segen des Herrn gefleht, hat Frau Elsbeth mit beſonders bewegtem Herzen geſungen:

Die Hoffnung harrt der rechten Zeit,
Was Gottes Wort zuſage;
Wenn das geſchehen ſoll zur Freud',
Setzt Er nicht feſte Tage.
Er weiß wohl, wann's am beſten iſt,
Und denkt an uns zur rechten Friſt,
Deß ſoll man Ihm vertrauen.

Ob ſich's anließ, als wollt' Er nicht,
Laß dich es nicht erſchrecken;
Denn wo Er iſt am beſten mit,
Da will Er's nicht entdecken.
Sein Wort laß dir gewiſſer ſein,
Und ob dein Herz ſpräch' lauter Nein,
So laß dir doch nicht grauen.

---

*) Agneſe, Capito's Gattin, war die Tochter des Fünfzehner-Herrn Hans Ulrich.

Früh am andern Morgen hat sich der alte Andres mit dem Bauernboten Jörg von Geudertheim auf den Weg gemacht, und bald nachher ritten auch Zell, Butzer und Capito auf demselben Wege nach Altorf. Als sie im Bauernlager bei der Abtei Altorf anlangten, die erstürmt und geplündert worden, empfingen die Bauern die drei Prediger mit großer Freude, schlossen einen weiten Kreis um sie, stellten den gefangenen Abt von Altorf und einige Priester in die Mitte und verlangten: „Jetzt sollten beide Parteien über die Glaubensstreitigkeiten disputiren und die Bauern wollten dann entscheiden, wer Recht hätte.“ Allein die Prediger weigerten sich dessen und sagten: „Sie seien gekommen, ihrer „Herren Befehl auszurichten und zum Gehorsam und zum „Frieden zu ermahnen; auch sei das keine christliche Ver„sammlung, sondern wider Gott und sein Wort. Wer habe „den Bauern die Macht verliehen, Andere zu zwingen, ihres „Glaubens Rechenschaft zu geben? Sie sollten vielmehr Klo„ster, Abt und Convent in Ruhe lassen und Gott und der „Obrigkeit gehorsamen, sonst würden sie kein Glück haben. „Wenn sie ruhig wieder heimzögen, so würde gewiß auch „die Obrigkeit sie christlich bedenken.“

Nach diesen und ähnlichen Ermahnungen ritten sie wieder zurück; weil aber Worte schnell verhallen, so stiegen sie im Dorfe Entzheim ab und verfaßten eine scharfe Schrift, in welcher sie den Bauern nochmals das Sündhafte ihres Beginnens dringend an's Herz legten, vor dem herannahenden Strafgericht warnten und mit den Worten schlossen: „Leib und Gut der Obrigkeit, Geduld den Fein„den, willig Dienstbarkeit Jedermann, Gott aber „allein, der Seel' halber, des Glaubens Gehor-

„sam unter sein göttlich Wort, welches Empö-
„rung, selbst gegen ungerechte Obrigkeit, ernst-
„lich untersagt."

Der alte Andres war unterdessen im ganzen Bauern-lager herumgegangen, seinen Franz zu suchen, und hatte überall und bei Allen nachgefragt, aber leider ohne ihn zu finden. Nur so viel hatte der Bauernbote, Jörg von Geudertheim, erforschen können: daß am gestrigen Ostermorgen Franz auch in der Dorlisheimer Kirche gesehen worden, und daß er gleich darauf fortgegangen sei. Einige sagten nach Zabern, um dort vom Ober-Anführer Schutz für den Pfarrer zu verlangen. Andere hingegen wollten wissen, er sei von den Anstiftern des Mordversuches zu den Hagenauer Bauern (den wüthendsten von allen) abgeschickt worden, um Verstärkung zu holen, damit sie den Pfarrer aufhängen und alle Rückgängigen niedermachen könnten. Das ist aber dem alten Andres schwer auf's Herz gefallen, und er ist nach Entzheim gegangen und hat die Prediger um ein Wort der Empfehlung für den Pfarrer von Dorlisheim gebeten: er wolle zu ihm gehen und bei ihm erwarten, wie sich die Sachen gestalten würden, und was er für seinen verlornen Sohn zu hoffen oder zu fürchten habe. Die Prediger gaben ihm die Schrift, welche sie soeben niedergeschrieben, und den Auftrag, den Pfarrer von Dorlisheim zu bitten, sie in den verschiedenen Abtheilungen des Bauernlagers vorlesen zu lassen; er selbst solle aber, während der ihm drohenden Gefahr, in die Stadt kommen, wo ihm Zell herzliche Aufnahme im Münsterpfarrhause anbieten ließ.

Andreas Preunlin (Prunulus genannt), der treue Seelsorger der Dorlisheimer Gemeinde, empfing den alten Andres

mit warmer Theilnahme und die Schrift der drei Prediger mit großer Freude; aber seinen Posten zu verlassen und nach Straßburg zu gehen, dazu wollte er sich um keinen Preis entschließen. Waren doch auf den Zuspruch der drei Prediger sämmtliche Bauern des Straßburger Gebiets in sich gegangen, und namentlich die Dorlisheimer im Begriff, friedlich wieder heimzukehren, und er sollte jetzt seine Pfarrkinder verlassen, statt den Aufruhr zu stillen, die Reumüthigen liebend zu empfangen, die Muthlosen zu stärken, die Verirrten zurecht zu weisen und Alle mit Gottes Hülfe wieder auf den Weg der Pflicht und des Gehorsams zurückzuführen? Nein, er hatte sein Leben willig dem Herrn zum Opfer dahingegeben, um die armen verblendeten Bauern vom Verderben zu erretten, und der alte Andres ist ihm darin treu zur Seite gestanden, und in dieser schweren Aufgabe nach Kräften behülflich gewesen, und hat auch seinen eigenen Kummer getrost Gott anheim gestellt.

Durch den Rücktritt der Bauern vom Straßburgischen Gebiet hatte sich das Lager bei Altorf um Vieles vermindert; und unter wüthenden Drohungen gegen den Pfarrer Preunlin, der sich gleich Anfangs dem Aufruhr kräftig widersetzt, zog der Rest der wilden Haufen nach Zabern, wo der Bauernoberst, Erasmus Gerber, die bischöfliche Residenz (der Bischof war eben abwesend) und die Gebirgspässe mit 20,000 Mann besetzte, weil kundbar geworden, daß der Herzog Anton sich rüste, mit Heeresmacht heranzuziehen. In Dorlisheim waren die Bauern kaum wieder heimgekehrt und wollten auf des Pfarrers und des alten Andres Zuspruch sich anschicken, das brachliegende Land zu bauen, um friedlich in ihren Hütten mit den Ihrigen ihr Stücklein Brod

zu eſſen, als am Samstag nach Oſtern plötzlich die Kunde kam, ein Haufe Hagenauer Bauern ziehe mit Einigen vom Altorfer Lager heran, um das Strafgericht am Pfarrer und den Rückgängigen zu vollziehen und das Dorf zu verbrennen. Da kam ein paniſcher Schrecken über die armen Dorlisheimer, kein Zureden half, ſie verließen alle die kaum betretenen Wohnungen und flüchteten mit Weib und Kind auf die Berge und in die Wälder; nur einige der Aelteſten waren mit dem Siegriſt und dem alten Andres im Pfarrhauſe zurückgeblieben. Vergebens drangen dieſe und beſonders der alte Andres in den Pfarrer, ſich nach Straßburg oder auf die Berge zu flüchten; er blieb unbeweglich und meinte: Wenn ich auch nur ein einziges von dieſen verirrten Schafen dem guten Hirten zuführen kann, ſo will ich gerne mein Leben d'ran wagen. Und wer weiß, Andres, ob es nicht Euer Franz iſt, den ich dadurch gewinnen kann, fügte er wehmüthig lächelnd hinzu.

Todesſtille herrſchte am Abend in dem öden Dorfe; von ferne leuchteten die Wachtfeuer der heranziehenden Bauernhaufen, und das Betglöcklein tönte ernſt und ſchaurig, wie eine warnende Gottesſtimme, in der reinen Abendluft. Auf der Bank vor dem Pfarrhauſe ſaßen Hand in Hand der Pfarrer Preunlin und der alte Andres und blickten ſchweigend der ſcheidenden Sonne nach. „Andres," begann der Pfarrer, „es gibt innere Offenbarungen, die trügen nicht. Unlängſt im Gebet hat mir der Herr geoffenbaret, mit welchem Tode ich ihn preiſen muß. Dachte freilich nicht, daß mich die „arme Lüt" opfern würden, ſondern meinte, es ſolle von einer ganz andern Seite kommen; nun, Gottes Wille ſoll mir heilig ſein. Bleibt bei meinen armen verirr-

ten Schafen, Andres, bis der Sturm vorüber iſt; unterweiſet ſie im Worte Gottes und ſtärket ſie im Glauben. Ich will im Himmel für ſie beten; denn denkt daran, morgen um dieſe Zeit hab' ich überwunden und bin daheim bei dem Herrn."

Und ſo geſchah es auch. Am Sonntag Morgen ſtürmten die Bauern in wildem Getümmel gen Dorlisheim, umzingelten das Dorf, und als ſie es leer gefunden, kehrte ſich die ganze Wuth gegen den Pfarrer, dem ſie beſonders den Rücktritt der Dorlisheimer zuſchrieben. Er erwartete ſie in ſeiner Amtstracht mit den Aelteſten der Gemeinde und dem alten Andres in der Kirche, und verſuchte noch einmal vergebens, den Unglücklichen die Augen zu öffnen und ſie vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen. „Irret nicht," rief er. „Gott läſſet ſich nicht ſpotten, und was der Menſch ſäet, das wird er auch ernten. Ihr habt eine blutige Saat, Empörung, Mord, Brand und Todtſchlag geſäet — die furchtbare Entſcheidung naht. — O! ſo thut Buße und kehret um, ehe es zu ſpät iſt, ſonſt wird es ſchnell und ſchrecklich mit euch enden." Ergriffen von dieſen prophetiſchen Worten, die leider nur zu bald in Erfüllung gingen, waren manche beſſer Geſinnte bereit, an ihre Bruſt zu ſchlagen und der wohlgemeinten Warnung Gehör zu geben; allein die wüthenden Hagenauer fielen gleich wilden Thieren über den Pfarrer her, und unter gräßlichen Flüchen ſchleppten ſie ihn hinaus vor die Kirchthüre, ihn an der großen Linde aufzuhängen. Dort angelangt, während mehrere von ihnen ſich anſchickten, das Amt des Henkers zu verrichten, verlangten ſie, der alte Andres ſolle den Pfarrer zum Tode vorbereiten und das Stoß-Gebetlein mit ihm beten. Andres kniete vor

ihm nieder und sprach tief bewegt: „Ehrwürden, ich sehe den Himmel über Euch offen und bitte um Euern Segen, ehe Ihr von hinnen zieht.“ Der Pfarrer legte sanft die Hand auf das silberweiße Haupt des alten Mannes, blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Friedens und der Wehmuth zuerst auf seine Mörder, dann gen Himmel und rief laut: „Herr Jesu, auch diese Armen wissen nicht, was sie thun; rechne ihnen diese Sünde nicht zu und nimm meinen Geist in Gnaden auf! Amen.“

In diesem Augenblicke stürzte ein junger Mann durch den Bauernhaufen und warf sich vor dem Pfarrer mit dem Ausrufe nieder: „Halt! mit meinem Leben schütz' ich ihn und sage mich los von euch und eurem heillosen Thun; Henkersknechte seid ihr, aber keine Männer, die für gutes Recht und Wahrheit streiten.“ Wüthend hoben die aufgebrachten Bauern ihre Kolben in die Höhe, sich an dem kühnen Menschen zu rächen, da beugte sich der Pfarrer schützend über den jungen Mann, empfing mit seinem Haupte die wüthenden Kolbenstreiche, sank leblos zur Erde nieder und hatte, wie er es vorausgesagt, dem alten Andreas seinen Franz gerettet. Dieser aber, Alles um sich her vergessend, hat seinen verlorenen Sohn in die Arme genommen, und ihn fest, fest an's Herz gedrückt, während einzelne große Thränen über seine Wangen glitten und Franz, den Kopf auf des Großvaters Schulter gelegt, laut schluchzend wie ein kleines Kind weinte.

Unterdessen hatten die Bauern die Leiche des Pfarrers an einen Ast der großen Linde aufgeknüpft; als er aber da hing mit dem geschlossenen Munde, der treue Prediger des Evangeliums und des Friedens, ja, da ist auch das tobende

Geſchrei der wilden Menſchen allmälig verſtummt; es hat Keiner gewagt, Hand an den alten Andres und ſeinen geretteten Franz zu legen, und von dem Stachel des böſen Gewiſſens verfolgt, hat ſich der ganze Haufe auf den Weg nach Zabern gemacht und Dorlisheim alſobald wieder verlaſſen.

Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt; der alte Andres hatte aufrichtig für ſeinen Franz gebetet, und der gute Hirte iſt dem verlorenen Schafe nachgegangen und hat es treulich geſucht, bis Er es wieder gefunden. Im wüſten Kriegsgewühle des Bauernlagers und bei Erſtürmung und Plünderung der Abtei von Altorf fing es Franzen an unheimlich und immer unheimlicher zu werden, je tiefer er in das gottloſe Treiben hineinblickte. Erinnerungen aus ſeinen Kinder- und Jugendjahren ſind in ihm aufgewacht, und das Bild der lieben frommen Großmutter iſt warnend, wie ein Schutzengel, vor ſeine Seele getreten. Als er vollends am Oſtermorgen den Mordanſchlag gegen den frommen Pfarrer Preunlin entdeckt und dem Kampfe in der Dorlisheimer Kirche beigewohnt, da iſt es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, und er hat mit Schrecken erkannt, wie er auf dem vermeintlichen Freiheitswege auf Satans Weg und in Satans Schlingen gerathen ſei. Und ſo iſt er eilends nach Zabern gegangen, um vom Bauernobriſt Schutz für den Pfarrer zu erlangen. Erasmus Gerber hatte aber Anderes, und er meinte wohl Wichtigeres zu thun, als ſich um das Leben eines armen Dorfprädicanten zu bekümmern. Lange gab er Franz kein und endlich nur halbes Gehör, und forderte ihn dagegen auf, als Bote nach Straßburg zu gehen und beim Magiſtrat um Munition für

die Bauern in Zabern und auf dem Martersberge, und um Hülfe gegen den heranziehenden Herzog von Lothringen zu bitten. Entrüstet verließ ihn Franz und kehrte, wie wir bereits erzählt, nach Dorlisheim zurück, entschlossen, mit seinem eigenen Leben dasjenige des Pfarrers zu schützen.

Auch der Märtyrertod des treuen Dorlisheimer Pfarrers ist nicht vergeblich gewesen, und hat durch Gottes Gnade manche Seele vom ewigen Verderben und von dem fürchterlichen Blutbade in Zabern gerettet. Viele haben den Weg der Empörung verlassen und sind bußfertig heimgekehrt. Die Trauer seiner Pfarrkinder war groß und rührend, und am Tage seiner Begräbniß sind alle von den Bergen und aus ihren Schlupfwinkeln in's Dorf zurückgekehrt. Aus einem deutschen Neuen Testamente, das ihm ein Kenzinger Flüchtling zum Andenken geschenkt, hat der alte Andres am offenen Grabe aus der Apostelgeschichte den Tod des Stephanus vorgelesen (Apostg. 7), einige tiefergreifende Worte und ein herzliches Gebet gesprochen; dann ist die ganze Gemeinde niedergekniet, und hat unter Thränen den von Luther in Reime verfaßten siebenundsechszigsten Psalm gesungen:

Es wolle Gott uns gnädig sein
Und unsre Schuld vergeben;
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht' zum ew'gen Leben.
Uns segne Vater und der Sohn,
Uns segne Gott der heil'ge Geist,
Dem alle Welt die Ehre thut!
Vor Ihm euch fürchtet allermeist!
Nun sprecht von Herzen: Amen!

Der alte Andres ist als Evangelist in Dorlisheim geblieben, bis es einem ehrsamen Rath möglich gewesen, der

Gemeinde wieder einen ordentlichen Pfarrer zu schicken, und er hat, wie wir in einer alten Urkunde gelesen, in Einfalt und Demuth treu gepredigt: „Von Gottes Wort, vom Glau„ben, von der Liebe und von andern nützlichen Dingen, so „die Ehr' Gottes und der Seelen Seligkeit betreffen." Auch Franz ist nicht müßig gegangen und hat als Bote zwischen den heimgekehrten Bauern und dem Magistrat der Stadt Straßburg treulich zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Dorlisheim mitgewirkt. Auf einem solchen Botengange wurde ihm einmal die Ueberraschung, im Pfarrhause beim Münster seinen kleinen Hansli und seine liebe Jakobea zu treffen, welche Frau Zellin in die Stadt hatte kommen lassen; das war aber eine Freude und ein Wiedersehen! — Und als am 17ten Mai darauf (1525) unter dem Schwerte des grausamen Herzogs von Lothringen 18,000 Bauern beim Martersberge und in Zabern, und drei Tage darauf 12,000 bei Scherweiler, ohnweit Schlettstadt, gefallen waren, und es auf unseren sonst so fruchtbaren Fluren so wüst und öde aussah und die Dörfer wie ausgestorben stunden, da ist Franz im Dienste des Herrn, wie ein barmherziger Samariter, im Lande herumgezogen und hat die hülflosen jammernden Wittwen und Waisen nach Straßburg geleitet, wo Barmherzigkeit und aufopfernde Liebe die schönen Früchte des Evangeliums gewesen, und wo der Herr seine wiedergeborene Kirche gelehrt: „Daß unser Keiner ihm „selber, sondern Jeder für den Andern leben soll, und wie „man dazu kommen möge*)." Auch erzählt Frau Zellin in ihrem oben erwähnten Briefe an die Bürgerschaft Straß-

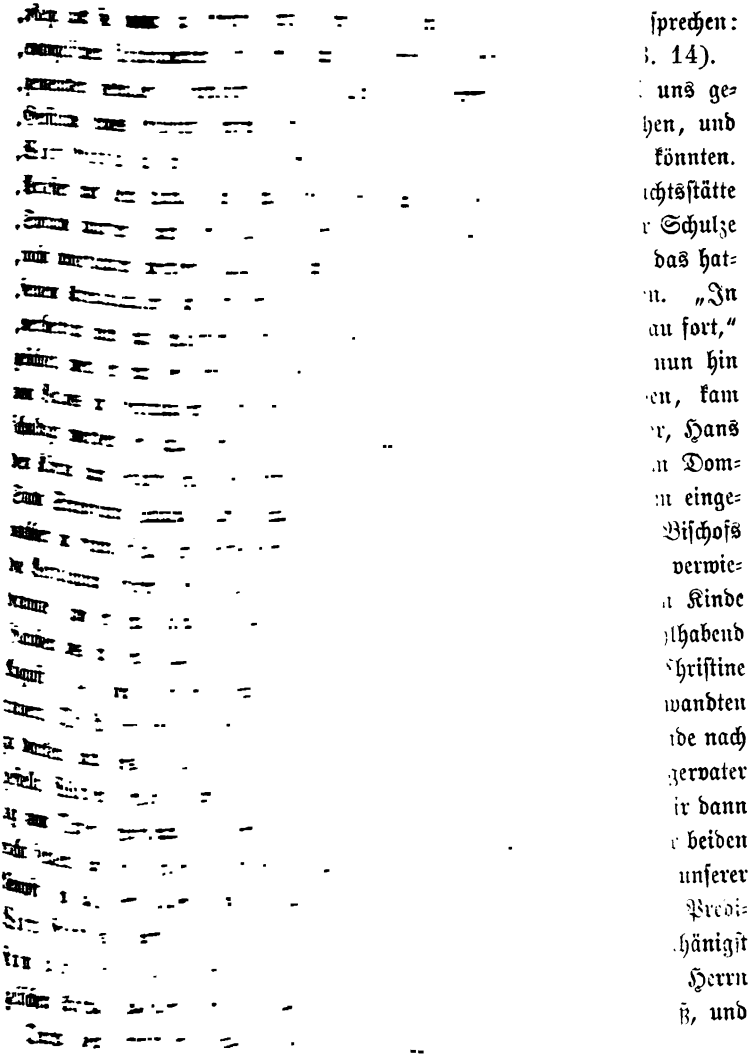
*) Butzer: Unterricht, herausgegeben 1523.

burgs: „Nach dem Todtschlag der armen Bauern, da viel „elender, erschrockener Leute nach Straßburg kamen, hab ich „mit Meister Lux Hackfurth*), des gemeinen Almosen„Schaffners, nebst den zwei ehrsamen Wittwen, die Kräftin„nen genannt, eine große Menge dieser armen Lüt in's leer„stehende Barfüßer-Kloster geführt. Und hab' viel ehrlicher „Leut, Mann und Weib, angerichtet, daß sie diesen Armen „dienten und große Steuern und Almosen gegeben wurden."

Im Herbst desselben Jahres ist der alte Andres mit Franz und Jakobea und dem kleinen Hansli nach Mülhausen gezogen, allwo Franz von seinem alten Gönner, dem Landes-Commenthur Ritter Georg von Andlan, die Schaffnerstelle im Deutschen Hofe erhalten, und wo wir, will's Gott, bald wieder mit ihm und seiner Schwester Therese zusammenkommen werden. Heiner aber ist Fährmann an der Hütte am Rhein geblieben, und hat ein frommes, sittsames Mädchen von Dorlisheim zum Weibe genommen, wozu ihm der alte Großvater verholfen und von Herzen seinen Segen gegeben hat.

Im Jahr 1527 ist der Domdechant, Graf Siegmund von Hohenlohe, vom Papste in den Bann gethan und aller seiner Würden entsetzt worden: „weil er keine ernstlichen „Maßregeln ergriffen, um den ketzerischen Predigten im Mün„ster Einhalt zu thun; weil er behaupte, daß die gebannten „Prediger nicht zu meiden seien, täglich mit ihnen Umgang

*) Er war früher Kaplan in Oberehnheim und der erste Almosenpfleger der Stadt Straßburg.



die Bauern in Zabern und auf dem Martersberge, und um Hülfe gegen den heranziehenden Herzog von Lothringen zu bitten. Entrüstet verließ ihn Franz und kehrte, wie wir bereits erzählt, nach Dorlisheim zurück, entschlossen, mit seinem eigenen Leben dasjenige des Pfarrers zu schützen.

Auch der Märtyrertod des treuen Dorlisheimer Pfarrers ist nicht vergeblich gewesen, und hat durch Gottes Gnade manche Seele vom ewigen Verderben und von dem fürchterlichen Blutbade in Zabern gerettet. Viele haben den Weg der Empörung verlassen und sind bußfertig heimgekehrt. Die Trauer seiner Pfarrkinder war groß und rührend, und am Tage seiner Begräbniß sind alle von den Bergen und aus ihren Schlupfwinkeln in's Dorf zurückgekehrt. Aus einem deutschen Neuen Testamente, das ihm ein Kenzinger Flüchtling zum Andenken geschenkt, hat der alte Andres am offenen Grabe aus der Apostelgeschichte den Tod des Stephanus vorgelesen (Apostg. 7), einige tiefergreifende Worte und ein herzliches Gebet gesprochen; dann ist die ganze Gemeinde niedergekniet, und hat unter Thränen den von Luther in Reime verfaßten siebenundsechszigsten Psalm gesungen:

Es wolle Gott uns gnädig sein
Und unsre Schuld vergeben;
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht' zum ew'gen Leben.
Uns segne Vater und der Sohn,
Uns segne Gott der heil'ge Geist,
Dem alle Welt die Ehre thut!
Vor Ihm euch fürchtet allermeist!
Nun sprecht von Herzen: Amen!

Der alte Andres ist als Evangelist in Dorlisheim geblieben, bis es einem ehrsamen Rath möglich gewesen, der

Gemeinde wieder einen ordentlichen Pfarrer zu schicken, und er hat, wie wir in einer alten Urkunde gelesen, in Einfalt und Demuth treu gepredigt: „Von Gottes Wort, vom Glau„ben, von der Liebe und von andern nützlichen Dingen, so „die Ehr' Gottes und der Seelen Seligkeit betreffen." Auch Franz ist nicht müßig gegangen und hat als Bote zwischen den heimgekehrten Bauern und dem Magistrat der Stadt Straßburg treulich zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Dorlisheim mitgewirkt. Auf einem solchen Botengange wurde ihm einmal die Ueberraschung, im Pfarrhause beim Münster seinen kleinen Hansli und seine liebe Jakobea zu treffen, welche Frau Zellin in die Stadt hatte kommen lassen; das war aber eine Freude und ein Wiedersehen! — Und als am 17ten Mai darauf (1525) unter dem Schwerte des grausamen Herzogs von Lothringen 18,000 Bauern beim Martersberge und in Zabern, und drei Tage darauf 12,000 bei Scherweiler, ohnweit Schlettstadt, gefallen waren, und es auf unseren sonst so fruchtbaren Fluren so wüst und öde aussah und die Dörfer wie ausgestorben stunden, da ist Franz im Dienste des Herrn, wie ein barmherziger Samariter, im Lande herumgezogen und hat die hülflosen jammernden Wittwen und Waisen nach Straßburg geleitet, wo Barmherzigkeit und aufopfernde Liebe die schönen Früchte des Evangeliums gewesen, und wo der Herr seine wiedergeborene Kirche gelehrt: „Daß unser Keiner ihm „selber, sondern Jeder für den Andern leben soll, und wie „man dazu kommen möge*)." Auch erzählt Frau Zellin in ihrem oben erwähnten Briefe an die Bürgerschaft Straß-

*) Butzer: Unterricht, herausgegeben 1523.

burgs: „Nach dem Todtschlag der armen Bauern, da viel „elender, erschrockener Leute nach Straßburg kamen, hab ich „mit Meister Lux Hackfurth*), des gemeinen Almosen„Schaffners, nebst den zwei ehrsamen Wittwen, die Kräftin„nen genannt, eine große Menge dieser armen Lüt in's leer„stehende Barfüßer-Kloster geführt. Und hab' viel ehrlicher „Leut, Mann und Weib, angerichtet, daß sie diesen Armen „dienten und große Steuern und Almosen gegeben wurden."

Im Herbst desselben Jahres ist der alte Andres mit Franz und Jakobea und dem kleinen Hansli nach Mülhausen gezogen, allwo Franz von seinem alten Gönner, dem Landes-Commenthur Ritter Georg von Andlan, die Schaffnerstelle im Deutschen Hofe erhalten, und wo wir, will's Gott, bald wieder mit ihm und seiner Schwester Therese zusammenkommen werden. Heiner aber ist Fährmann an der Hütte am Rhein geblieben, und hat ein frommes, sittsames Mädchen von Dorlisheim zum Weibe genommen, wozu ihm der alte Großvater verholfen und von Herzen seinen Segen gegeben hat.

Im Jahr 1527 ist der Domdechant, Graf Siegmund von Hohenlohe, vom Papste in den Bann gethan und aller seiner Würden entsetzt worden: „weil er keine ernstlichen „Maßregeln ergriffen, um den ketzerischen Predigten im Mün„ster Einhalt zu thun; weil er behaupte, daß die gebannten „Prediger nicht zu meiden seien, täglich mit ihnen Umgang

*) Er war früher Kaplan in Oberehnheim und der erste Almosenpfleger der Stadt Straßburg.

„pflege und sie sogar zu Gaste bitte; weil er nicht bloß die „evangelischen Prädicanten in den ihm gehörigen Landes„gemeinden geduldet, sondern 1525 sogar an sämmtliche „Geistliche seines Gebiets einen Befehl erlassen: nur das „Wort Gottes zu predigen; weil er beschlossen, daß die „Priester auf dem Lande, die sich verehlicht und in deutscher „Sprache tauften, und die Messe deutsch lasen, deßwegen „nicht angefochten werden sollten; und endlich, weil er in „seinem Kreuzbüchlein die ketzerischen, lutherischen Irrlehren „vertheidigt und gut geheißen habe.“ Vom Kaiser wurde er geächtet, weil er mit der französischen Prinzessin Margaretha von Valois in vertrautem Briefwechsel gestanden und beschuldigt worden, er habe im Elsaß Truppenwerbungen für den König von Frankreich begünstigt. Er begab sich in der Stadt Straßburg Schutz und Schirm, und trat einige Zeit nachher in französische Kriegsdienste. Als aber in Frankreich die Verfolgung gegen die Hugenotten immer heftiger entbrannte, zog er sich nach Augsburg zurück und ist seinem Glauben bis in den Tod treu geblieben. Er starb den 8ten August 1534, von seinen Straßburger Freunden tief betrauert. Die Reformation hat seinem Einflusse unendlich viel zu danken, und das Bild dieses edlen Mannes, der, so hoch gestellt, Würden, Ehre und Reichthum seinem Glauben willig zum Opfer gebracht, dürfte in der Reihe der Männer nicht fehlen, die in jener ernsten, schweren Zeit so treu gekämpft, so viel erduldet und Alles dahingegeben, um das Wort Gottes und den Glauben an Jesum Christum, den gekreuzigten Weltheiland, in unserer evangelischen Kirche wieder aufzurichten.

Durch den Grafen Siegmund sind wahrscheinlich die

flüchtigen Hugenotten, die in Straßburg Schutz gesucht, an den Pfarrer Zell gewiesen worden, der auch sie im Münster-Pfarrhause mit christlicher Liebe aufgenommen und beherbergt hat. Schon im Jahr 1524 kam Franz Lambert, ein Franziskaner aus Avignon, nach Straßburg und war von dieser deutschen Gränzstadt aus eifrig bemüht, den Sieg des Evangeliums in Frankreich zu befördern. Er stund in hohem Ansehen und das Volk nannte ihn nur den wälschen Doktor. Später sind auch Farel und Calvin nach Straßburg geflüchtet, wo Calvin (1538) Prediger der französischen Hugenotten-Gemeinde gewesen, bis er wieder nach Genf zurückberufen wurde, aber er hat bis an seinen Tod seine liebe Straßburger Kirche auf dem Herzen getragen.

„Auf wiederholtes dringendes Begehren der Prediger und „der Bürgerschaft entschloß sich endlich der Rath von Straß„burg zum letzten entscheidenden Schritte, zur Abschaffung „der Messe, die seit der Kirchenverbesserung auf deutsch ge„lesen wurde. Vergebens warnte und drohte der Bischof; „vergebens schickte das Reichsregiment von Speier drei Ab„geordnete, um die Stadt mit Androhung der Ungnade des „Kaisers und des Königs Ferdinand davon abzuhalten. Der „Magistrat antwortete: „Da die Sache das Gewissen eines „Jeden betreffe, so wolle er sie dem großen Rathe, nämlich „den Schöffen*), vorlegen und durch dieselben entscheiden „lassen.“ Am 20sten Hornung 1529, es war ein Samstag,

*) Die Stadt war in 20 Zünfte getheilt, jede Zunft hatte 15 Schöffen zu erwählen, und diese 300 Schöffen bildeten den sogenannten großen Rath. In wichtigen Angelegenheiten berief der Magistrat die Schöffen zusammen, welche dann im Namen der Bürgerschaft die Sache in letzter Instanz entschieden.

„früh um 7 Uhr, versammelten sich Räth und XXI eine „Stunde vor den Schöffen. Eben in dieser Stunde kam „noch ein Brief vom Reichsregiment, worin auf eine unbe„dingte Antwort gedrungen wurde, da ward beschlossen: „Man solle den Brief lassen ein Brief sein, mit „der Sache ruhig fürfahren und Gott lassen wal„ten. Dann trat der Rath hinaus vor die Schöffen und „nach abermaliger Erklärung und Vorstellung der Sache „wurde von Räth und XXI freie Umfrage gehalten. Da „ergab sich, daß einhundert vierundachtzig Stim„men begehrten: Man solle die Messe abthun und so lange „einstellen, bis man bewiesen habe, daß die Messe ein gott„gefällig Werk sei. Vierundneunzig Stimmen begehrten, „man solle stille steh'n und die Messe noch bleiben lassen, „bis zu Ende des Reichstages. Eine einzige Stimme wollte, „daß man weder jetzt noch zu anderer Zeit die Messe ab„thue. Einundzwanzig Schöffen waren nicht gegenwärtig.

„Noch am nämlichen Tage wurde dieser Spruch des „großen Rathes schriftlich dem Reichsregimente gemeldet mit „dem Zusatze: daß nach den Gesetzen der Stadt der Rath „nun weiter nichts mehr dagegen thun könne; darum möge „man die Sache im Guten aufnehmen, da die Stadt in „allen übrigen Stücken dem Kaiser zu Willen sei. An dem„selben Tage machte man auch den Bischof durch Briefe und „die Chorherren der vier Stifte durch abgeordnete Raths„herrn mit dem Beschluß der Schöffen bekannt mit dem „Beifügen: daß ihre Einkünfte ungeschmälert bleiben wür„den; was aber die nunmehrige Einrichtung des Gottes„dienstes betreffe, darüber sollten einige von ihnen mit dem „Magistrat Abrede treffen. Am folgenden Sonntag (Remi-

„niscere), den 21sten Hornung, wurde obiges Dekret öffent-
„lich bekannt gemacht, und so war die Abschaffung des rö-
„misch-katholischen Gottesdienstes in Straßburg und dessen
„Gebiet feierlich beschlossen, und die Reformation hatte da-
„mit ihr nächstes Ziel erreicht.“ *)

*) Siehe: Röhrich's Geschichte der Reformation im Elsaße, erster Theil, Seite 369—370.

Der Pelzrock.

„Selig sind die Barmherzigen.
Matth. 5, 7.

So geschrieben, in Brumath, am Sonntag nach Sankt Nikolai, den 9ten Decembris anno Domini 1525, von mir Georgius Wickenhauer, Diener des Wortes und ehemaliger Pfarrer im Dorfe Honau.*)

Es war am heiligen Andreastage, als ich ganz schweren Herzens aus dem Amthause kam, wo mir der Herr Amtmann mit strengen Worten bedeutete: Wie unser gnädiger Herr, der Bischof, in letzter Instanz entschieden, „daß ich binnen drei Tagen die Kirche und das Pfarrhaus einem katholischen Priester einräumen und Honau und meine liebe Gemeinde verlassen müsse." Ja — das war ein harter Spruch! Draußen stunden meine armen Pfarrkinder, meiner harrend — sie umringten mich und fragten ängstlich: „Herr

*) Auf einer Rheininsel unweit der Wanzenau.

Pfarrer, ist es wahr? Ihr müßt uns verlassen und von Honau fort!“ Ich nickte bejahend, drückte ihnen schweigend die Hände — denn reden konnte ich nicht, weil die Thränen mich zu ersticken drohten — und eilte nach Hause. Christine, unser kleines Söhnlein auf dem Arme, kam mir bleich und zitternd entgegen; ich drückte die treue Seele fest an mein Herz und sie verstand mich ohne Worte.

„Wir müssen fort, Jerg?“

„Ja, in drei Tagen.“

„Und wohin?“

„Das weiß ich nicht; aber sei getrost, der Herr wird's versehen.“

„O,“ seufzte sie — „arm und heimathlos in die weite Welt hinaus, mit dem zarten Kindlein, in dieser rauhen Winterszeit. . . . Jerg, das ist hart!“ und sie entwand sich meinen Armen und weinte bitterlich. Ich betete stille und habe dann herzlich mit ihr geweint.

Ja, wahrlich, die Kraft aus der Höhe hat mir an jenem verhängnißvollen Tage noth gethan; denn nicht nur meine arme Christine sollte ich stärken und trösten, sondern die jammernden Menschen alle, die bald darauf das Pfarrhaus überfüllten. Die lieben Leute konnten es weder fassen noch begreifen, daß ihnen das theure Gotteswort entzogen werden und ich sie verlassen solle . . . . . denn wir hatten uns gegenseitig gar lieb gewonnen. Aber da half kein Jammern noch Klagen, und als ich, fast verzweifelnd, Pauli Worte ausgerufen: „Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet mir mein Herz!“ sind wir Alle miteinander auf die Kniee gesunken — und nachdem wir vereint gebetet und

uns die Hände gereicht, konnten wir in Demuth sprechen: „Der Wille des Herrn geschehe!“ (Apostg. 21, 13. 14).

Der Schulze und die Kirchenältesten sind bei uns geblieben, die große Frage zu lösen, wohin wir gehen, und wie wir bei dieser eisigen Witterung fortkommen könnten. Denn wir waren blutarm und hatten keine Zufluchtsstätte auf der ganzen weiten Welt. Gerne hätte uns der Schulze den Winter über in seinem Hause beherbergt, aber das hatten der Bischof und der Amtmann strenge verboten. „In drei Tagen müsse ich mit Weib und Kind von Honau fort,“ so lautete der Befehl ausdrücklich. Während wir nun hin und her rathschlagten, ohne einen Ausweg zu finden, kam ein Bote von Lampertheim. Mein lieber Amtsbruder, Hans Seitz, der zu gleicher Zeit, wie ich in Honau, vom Domdechanten als evangelischen Prediger in Lampertheim eingesetzt worden, schrieb mir: „Auch er sei auf des Bischofs Befehl seines Amtes entsetzt und aus Lampertheim verwiesen; er stehe eben im Begriff, seine Frau mit ihrem Kinde nach Brumath zu ihrem Vater zu führen, der wohlhabend und gut evangelisch gesinnt sei. Da aber meine Christine Waise und ihres Glaubens wegen von ihren Verwandten verstoßen worden, so möchte ich mit ihr und dem Kinde nach Brumath kommen, wo Christine bei seinem Schwiegervater ein Obdach für den Winter finden werde. Wenn wir dann die Frauen mit den Kleinen versorgt, so wollten wir beiden Männer nach Straßburg gehen, um die Bittschriften unserer Gemeinden, welche dringend wieder um evangelische Prediger anhielten, E. E. Rath zu übergeben und unterthänigst zu bitten, uns selber anderswo im Weinberge des Herrn anzustellen.“ Das war ein Lichtstrahl in der Finsterniß, und

des Herrn Wort: „Wenn die Noth am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten,“ hatte sich abermals an uns, den ärmsten seiner Kinder, treu bewähret.

Die Noth sollte aber für mich von neuem angehen, und zwar von der Seite, wo ich es am wenigsten vermuthet, nämlich von Christinen. Um das zu erklären, muß ich etwas weit ausholen. Christinens Vater, der ein tüchtiger Waidmann gewesen, hatte auf einer Treibjagd einen grimmigen Bären getödtet; zur Belohnung ließ ihm der Amtmann von Wasselnheim, Junker Fabian von Eschenau, aus dem Fell des Bären einen stattlichen Pelzrock machen, der in der Familie gar werth gehalten und gleichsam als ein Adelsdiplom angesehen war. Ist auch das einzige Erbstück gewesen, welches nach der Eltern Tode meiner Christine geblieben und das sie mir als Heirathsgut zugebracht; sie war aber auch so stolz darauf, wie weiland König Nebucadnezar auf seine große Babel. Nun, das muß ich sagen, der Pelzrock sah ganz prächtig aus, wäre auch würdig gewesen, von einem Prälaten, Bischof oder sonstigen gnädigen Herrn getragen zu werden; für mich aber, den geringsten der Diener des guten Herrn, der um unsertwillen arm auf die Welt gekommen, war er viel zu vornehm; hätte auch leicht Aergerniß unter meinen Pfarrkindern geben können, wenn ich darinnen einherstolzirt; so sehr auch Christine den ganzen Winter über in mich gedrungen, wenigstens an Sonn- und Festtagen mich damit zu schmücken.

Im ersten Sommer unserer Ehe hatte Christine viel zu schaffen, um den Pelzrock gehörig vor den Motten zu bewahren, hat ihn aber im Winter darauf über unserem kleinen, neugeborenen Siegmund fast vergessen — plagte mich we-

nigstens nicht mehr mit dem Anziehen desselben. In diesem Winter kam nun, bei schneidender Kälte, mein alter Freund, der ehrwürdige Pfarrer von Sankt-Pilt (Saint-Hippolyte), Wolfgang Schuch, zu uns. Er hatte in Sankt-Pilt das Wort Gottes gepredigt und den Gottesdienst wieder, wie in der apostolischen Zeit, eingerichtet. Darüber ergrimmte Herzog Anton und drohte die ketzerische Stadt mit Feuer und Schwert zu vernichten. Dieses Unglück zu verhüten und seine Lehre zu rechtfertigen, reiste Schuch nach Nanzig; da er aber wohl voraussah, daß dort Bande und Trübsal seiner warteten, ist er von Straßburg gekommen, mich noch einmal zu sehen und im Glauben zu stärken. Der theure Gottesmann sah so krank und angegriffen aus, er war so schlecht gekleidet und der Winter so streng! Christine lag in den Wochen — und so habe ich dem lieben Freunde, als er von mir geschieden, den Pelzrock gegeben, der ihn vor Frost und Schnee schützen konnte und den er mir von Nanzig aus wieder zurückschicken wollte. Allein kaum angelangt, wurde er dort in den Kerker geworfen, mehrere Male gefoltert, und am 20sten Juni darauf (1525) bestieg er freudigen Muthes den Holzstoß, betete laut den 51sten Psalm: „Gott, sei mir gnädig nach Deiner Güte und tilge meine Sünde nach Deiner Barmherzigkeit," bis Rauch und Flammen seine Stimme erstickten und die Engel seine Seele in den Himmel trugen.*) Der Pelzrock

*) Wolfgang Schuch, dieser treue Blutzeuge Christi, war Pfarrer in dem damals lothringischen Städtchen St.-Hippolyt, wo Leo Judä, Zwingli's Freund und Gehülfe, schon vor ihm das Evangelium gepredigt. Näheres über den Märtyrer Schuch findet sich in dem Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français; t. II, p. 632.

aber war spurlos verschwunden und ich habe nichts mehr von ihm erfahren können.

Für mich selber war es kein Verlust, sondern eitel Gewinn; denn wenn Kunde kam, wie sie in Danzig den theuren Schuch gefoltert, um ihn zum Verläugnen seines Glaubens zu zwingen, und wie er, durch Gottes Gnade, so fest beim Evangelium geblieben und den Herrn Jesum so treu bekannt, da war es mir ein wohlthätiges Gefühl, zu denken, wie er den wund gemarterten Leib in den warmen, weichen Pelzrock hüllen könne — und wie er dann vielleicht im kalten, feuchten Kerker auch meiner in Liebe gedenke. Mit Christinen war es freilich ein Anderes; die vermeinte treuherzig, ihr Abgott liege noch unangetastet im hölzernen Schrein, den sie oft mit so zufriedenen Blicken betrachtete, wie der reiche Mann im Evangelio seine angefüllten Scheunen. Ach, der unselige Pelzrock hat tiefes Weh über mich gebracht; daß ich ihn dem Gottesmann Schuch gegeben, daran habe ich recht gethan; daß ich aber nicht den Muth hatte, es Christinen zu sagen, weil ich ihre Vorwürfe und Thränen fürchtete, das war unverzeihlich schwach von mir, und ich muß es jetzt büßen — Gott weiß wie schwer.

Denn als es nun an's Einpacken ging, wir unsere Habseligkeiten zusammen suchten — ach, wir hatten gar wenig, und mußten die Betten und die meisten Geräthschaften, als der Kirche angehörig, im Pfarrhause zurücklassen — und als nun Christine den Pelzrock nicht mehr fand und erfuhr, was aus ihm geworden . . . ja, da brach sie in ein Lamento aus, von dem mir noch jetzt ganz wirr im Kopfe ist — und geberdete sich dabei so unvernünftig, daß kein Wort der Liebe in ihrem erbitterten Gemüthe Eingang fand. Sie schalt mich

einen leichtſinnigen Verſchwender, einen Rabenvater, der kein Herz für ſein einziges Kind im Buſen trage, und das arme Würmlein des köſtlichen Pelzrocks beraubt, der uns alle drei auf der bevorſtehenden Reiſe vor Kälte und Unwetter ſo trefflich bewahrt hätte.“ Da half kein Ein- noch Zureden, denn nach ächter Weiberart kam ſie immer wieder auf ihr erſtes Wort zurück, und blieb ſteif und feſt dabei, „daß der Pelzrock uns aus aller Noth gerettet und wir nun ohne ihn nothwendig erfrieren und verderben müßten.“ Und ſo hat meine arme Chriſtine, durch ihr Jammern und Schmollen, mir die drei letzten Tage in meinem lieben Honau gleichſam zur Hölle gemacht. O, wie hätte ein freundliches Wort, ein liebevoller Blick meinem wunden Herzen ſo wohl gethan! Aber das Weib, das doch Gott mir zur Gehülfin geſetzt, hatte in unſerm ſchweren Kreuz nur Vorwürfe und Thränen für mich. Und habe da oft denken müſſen, daß wenn Mutter Eva das Maul alſo gehängt und ſo beweglich zu weinen und zu klagen verſtanden, ich wohl begreifen könne, daß Adam in den verbotenen Apfel gebiſſen . . . denn verzeih mir's Gott! aber ich bedauerte faſt, daß ich dem theuern, ſeligen Schuch den Pelzrock gegeben, und hätte Alles dran geſetzt, ihn wieder herzuſchaffen, um den lieben, zerſtörten Hausfrieden dadurch zu gewinnen — und item — daran habe ich abermals ſehr Unrecht gethan.

Montag nach Sankt Andreä, den 3ten Dezembris, war der trübe Tag unſerer Abreiſe. Vor Tagesanbruch ſtund ſchon des Schulzen Wagen, mit zwei tüchtigen Ochſen beſpannt, vor dem Pfarrhauſe. Es ſchneite tüchtig; um uns davor ſo viel wie möglich zu bewahren, hatte unſer Fuhrmann, der brave Martin, ein altes Segeltuch wie ein Zelt

über den Wagen gespannt, auf dem er auch ein Strohlager für Christine und den kleinen Siegmund bereitet. — Und nun mußte ich scheiden von der Kirche, in der ich zwei Jahre durch Gottes Gnade das Evangelium treu in meiner Schwachheit geprediget; mußte scheiden von meinen lieben Pfarrkindern, die laut weinend den Wagen umringten. Jedes brachte uns noch eine Gabe auf den Weg: warme Kleidungsstücke, Eßwaaren, einen Krug Bier oder eine Flasche Milch für den Kleinen. Ja, wahrlich, „Scheiden thut weh," und mein Schmerz wäre groß genug gewesen ohne den Stachel, den Christine, wegen des verlornen Pelzrocks, mir in's blutende Herz gedrückt! Sie ließ sich, stumm wie ein Fisch und bleich wie ein Marmorbild, vom Schulzen auf den Wagen heben, und als ich sie auf's Stroh gesetzt, eine wollene Decke, die mir die gute Frau Amtmännin geschenkt, um ihre Füße gewickelt und ihr den kleinen Siegismund auf den Schooß gelegt, stieß sie die Decke unwillig zurück, nahm das Kind auf den Arm und fing krampfhaft zu weinen und zu schluchzen an. Jetzt trieb Martin die Ochsen an. „Geleit Euch Gott, Meister Jerg!" tönte es noch von allen Lippen. „Er segne Euch!" erwiderte ich tiefbewegt, und wir fuhren fort unter einem dichten Schneegestöber, der ungewissen, dunkeln Zukunft entgegen. Aber „Der uns behütet, schläft und schlummert ja nicht."

An der Fähre am Rhein mußten wir lange warten, bis zuerst wir auf dem Wagen, und dann die Ochsen an's jenseitige Ufer gebracht wurden. Der Wind blies eisig kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken, der Kleine schrie und wollte sich nicht beschwichtigen lassen; auch ich schlotterte in meinem dünnen, abgetragenen Kleide, und Christine fing das Lied-

lein vom Pelzrock wieder an. Da nahm ich ſie in die Arme, ſchlug die wollene Decke, welche ſie ſo unwillig von ſich geworfen, um uns alle drei, und ſprach aus vollem Herzen: „Chriſtine, der Haß tödtet und die Liebe erwärmt und belebt. Schau, dieſe warme Decke hat uns der Herr ſtatt dem Pelzrocke geſandt. Daß ich aber dieſen dem Gottesmann Schuch gegeben, das mußt du mir verzeihen, ſintemalen ich es dem Herrn gethan habe. So ſei nun wieder gut, hilf mir unſer Unglück in Geduld und Liebe tragen, und vergrößere es nicht mehr durch dein ſündiges Zürnen und Schmollen.“ Aber Zorn und Hochmuthsteufel hatten eine gar harte Rinde um dieſes ſonſt ſo weiche Herz geſchlagen; trotzig entwand ſie ſich meinen Armen und fing von neuem mit dem Kleinen um die Wette zu weinen und zu ſchluchzen an. Da iſt aber auch mir die Geduld ausgegangen, unwillig bin ich vom Wagen geſprungen und wollte lieber mit Martin neben den Ochſen im tiefen Schnee waten, als bei der eigenſinnig grollenden Frau auf dem Wagen bleiben.

„Meiſter Jerg, ich glaube, Eure Ehehälfte hängt das Maul?“ fragte Martin als Antwort auf den tiefen Stoßſeufzer, mit dem ich neben ihn getreten. „Müßt mir meine Grobheit zu Gute halten, Herr Pfarrer,“ fuhr er fort, „das Wort Gottes habt Ihr uns trefflich gelehrt, aber mit den Weibern verſteht Ihr nicht umzugehen.“

„Wie ſo, Martin?“

„Bah,“ meinte er, „wenn die Weibsbilder maulen und ſtörriſch ſind, dann muß man ihnen nicht ſchön thun, ſondern tüchtig drein fahren, wie's Donnerwetter, wenn unſer Herr Gott die Luft reinigt. Hab's mit meinem Bärbel immer ſo gehalten; wenn die das Maul hängt und

heult, so schelte ich sie tüchtig aus, und dann kriecht sie zum Kreuze."

Martin hatte gut reden; in Honau hatte ich auch gescholten, eindringlich gepredigt, Ernst und Strenge versucht — aber leider unterlassen die Luft zu reinigen, und oft „Frieden, Frieden" gesagt, wo doch kein Friede gewesen. Im Brumather Wald hielten wir an, um die Ochsen zu füttern und um eine Suppe zu kochen; Martin zündete ein großes Feuer an; der Schnee fiel nicht mehr; der dichte Wald schützte uns vor dem kalten Windzuge, und als wir uns am Feuer gewärmt, die nassen Kleider getrocknet und mit Danksagung die warme Speise genossen, fühlte ich mich ganz behaglich; auch der Kleine schlief friedlich ein, von einem Becher Milch und der wohlthätigen Wärme sichtlich erquickt; nur Christinens Stirne blieb finster und umwölkt, wie der Himmel über uns. „Ach," seufzte ich stille vor mich hin, „warum verbittern wir doch uns gegenseitig das Leben so sehr?" und die Stimme von oben antwortete: „Weil wir allzumal Sünder sind und lernen müssen Einer des Andern Last tragen, wie der Herr unsere Sündenlast alle am Kreuze getragen hat!"

Wir kamen nur langsam vorwärts, denn im frisch gefallenen Schnee mußten die Ochsen den Weg erst bahnen, und das ging sehr mühsam von statten. Als die Dämmerung einbrach, wurde es immer unheimlicher im Walde, und von Zeit zu Zeit hörten wir aus der Ferne das schauerliche Geheul des Wolfes. Christine lag mit dem Kleinen auf dem Strohlager, ob wachend oder schlafend, wußte ich nicht, denn seit ich sie um Frieden gebeten, hatte sie kein Sterbenswörtlein mehr gesprochen. Bald wurde es aber so

finſter, daß Martin anhalten mußte, weil er den Weg nicht mehr finden konnte; er ſpannte die Ochſen aus und zündete mit dem Holze, das er Mittags im Walde geleſen, wieder ein Feuer an:

„Herr Pfarrer," ſagte er, „wir können nicht mehr weiter und müſſen warten, bis der Tag wieder anbricht. Bleibt beim Wagen, ich will ſo viel möglich Holz zuſammen leſen, damit wir das Feuer die Nacht durch unterhalten können, um die Wölfe zu verſcheuchen und uns vor dem Erfrieren zu bewahren."

Als ich ſo allein beim hell lodernden Feuer ſaß, kein Laut der Liebe vom Wagen, wohl aber das Gebrüll der wilden Thiere um mich her ertönte, — ja, da iſt mir gar bange geworden und ich habe gebetet und zum Herrn geſchrieen, wie zuvor noch nie in meinem Leben. Aber es heißt im heiligen Gotteswort: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten" (Pſalm 50, 15). Im finſtern Walde ſah ich plötzlich ein Licht ſchimmern und eine liebe, befreundete Menſchenſtimme rief:

„He, hollah, Jerg! ſeid Ihr da?" Freudig ſprang ich auf, und lag bald in Hans Seitzens Armen, der uns von Brumath mit zwei Pferden, einigen Leuten und einer Fackel entgegen gekommen, und durch Gottes gnädige Führung auch glücklich gefunden hatte.

Das war aber eine Freude und ein Wiederſehen! und darüber, für den Augenblick wenigſtens, faſt aller Jammer vergeſſen; denn auch Chriſtine ſprang wie neubelebt vom Wagen, fiel mir um den Hals und rief laut weinend: „O Jerg! das war fürchterlich — ich vermeinte ſterben zu müſſen und mit dir und dem Kinde von den Wölfen zerriſſen zu

werden!“ Ich drückte das arme, zitternde Weiblein fest an mein hochklopfendes Herz und sprach tief gerührt: „Herr, ich danke Dir!“ — Die Pferde wurden nun an den Wagen gespannt, den ich mit Christinen und Seitz bestieg; die Brumather Leute gingen mit der Fackel voran; Martin, der auf unser Rufen bald wieder zu uns gekommen, trieb die müden Ochsen dem Wagen nach; und nun ging's rasch vorwärts, und bald langten wir, erschöpft und starr vor Kälte, aber mit warmem, dankerfülltem Herzen, in Brumath an.

Allein meine Freude sollte abermals nur von kurzer Dauer sein. Frau Seitz und ihr Vater empfingen uns zwar mit herzlicher Theilnahme, aber doch sichtbar verlegen, und als ich in das saure Gesicht der Hausfrau geblickt, und mich in der kalten Rumpelkammer' mit dem ärmlichen Strohlager umgesehen, die man uns zur Wohnung anwies — ja, da wußte ich schon, von welcher Seite her der Wind blies; konnte ich es auch der armen Christine nicht verargen, daß sie wieder über den kostbaren verlorenen Pelzrock und über unser Mißgeschick zu klagen und zu jammern anfing und mir eine böse Nacht machte, die durch die ungebetenen Gäste, die Mäuse und Ratten, natürlich noch unruhiger wurde.

Nun lebt aber in Brumath Christinens Tante, Frau Cordula Heckerin, eine reiche, kinderlose Wittwe, die kam schon am andern Morgen zu uns, begrüßte mich sehr kalt, aber überhäufte Christinen mit Liebes- und Mitleidsbezeugungen, und lud sie dringend mit dem Kinde zu sich in ihr Haus ein. Ich konnte nicht Nein sagen, denn ich sah wohl ein, daß sie mit dem armen Kleinen nicht in der Kammer bleiben konnte, „wo man ja kaum einen Hund hinein gethan,“

wie Frau Cordula bemerkte. Christine hat aber auch nicht um Erlaubniß gefragt, sondern mir blos mit trockenen Worten erklärt: „sie werde bei der Tante bleiben, bis ich ein anständiges Unterkommen für uns gefunden."

Als sie mit dem Kinde fortgegangen, sagte Seitz: „Hättest es doch nicht zugeben sollen, denn die alte Cordula ist eine verschmitzte Päpstlerin; sie steckt mit meiner Schwiegermutter unter einem Hütlein, auch haben die beiden schon Alles versucht, meine Margreth zum Abfall zu bringen; aber, Gottlob, die bleibt felsenfest beim Evangelium. Werden's nun mit deiner Christine versuchen wollen." „O weh," erwiderte ich, und erzählte ihm den unglücklichen Zwist wegen des Pelzrocks, und wie Christine, von der Angst überwältigt mir zwar im Walde um den Hals gefallen, mich aber seitdem wieder mit schneidender Kälte behandle.

„Lasset Euch nicht erbittern," warnt das liebe Gotteswort; und so will ich denn schnell über diese trübe Woche in Brumath hinwegeilen; die Liebe, die ja Alles dulden und Alles glauben muß, möchte sonst leicht Schiffbruch leiden in meinem zerissenen Herzen. Also Tante Cordula, wie Seitz richtig vorausgesehen, hat das Eisen geschmiedet, weil es warm war, Christinens Erbitterung gegen mich benützt und mit ihrem Beichtvater, dem Pater Bonifacius, der armen Seele die Hölle so heiß gemacht wegen ihrer verbotenen Ehe mit einem meineidigen, abgefallenen Priester, daß sie mir durch besagten Pater vorgestern hat sagen lassen: „Sie sei entschlossen, wieder in den Schooß der allein seligmachenden Mutterkirche zurückzukehren, und könne daher nicht mehr mit mir in unserer sündigen, mit dem Fluche des Himmels belasteten Ehe fortleben; ich möge mich nicht weiter um sie

bekümmern, denn Tante Cordula wolle sie und den kleinen Siegmund (der Pater sagte: Bastard!) an Kindesstatt annehmen."

Wohl hatte ich es gefürchtet, stund aber dennoch wie vernichtet da, mit dem Pater wollte ich aber keinen unnützen Wortwechsel führen, sondern mit Christinen selber sprechen, und eilte in der Tante Haus. Tante Cordula empfing mich höflich, bedeutete mir aber, „daß sie mich nicht zu Christinen führen könne, indem mich diese nicht mehr sehen wolle, was auch besser für uns beide sei. Christine habe Fieber und sei sehr angegriffen; auch der Kleine, auf der Reise erkältet, sei krank gewesen, doch gehe es jetzt wieder besser mit ihm, seit Christine den Entschluß gefaßt, unserm sündhaften Zusammenleben zu entsagen und ihre und des Kindes Seele vom ewigen Verderben zu erretten." Mit Tante Cordula zu disputiren, wäre ganz überflüssig gewesen; ich antwortete nicht viel und bestund blos darauf, meine Frau zu sprechen und mein Kind zu sehen, allein vergebens; Cordula blieb bei ihrem Nein, und ich mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Nach mir ist Seitz hingegangen; es gelang ihm, in Christinens Kammer einzudringen; sie lag im Bette, hatte den Kleinen in ihren Armen, wiederholte ihm unter einem Strom von Thränen, was mir Pater Bonifacius gesagt, und fügte noch hinzu: „Ich möchte sie ruhig lassen, denn sie könne und wolle mich nicht mehr sehen." Seitz konnte sie aber nicht allein sprechen, weil Frau Cordula die ganze Zeit neben dem Bette gesessen.

„Und nun sei ein Mann, Jerg," sagte Seitz und faßte tröstend meine kalte Hand. „Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der wird dich versorgen und wird den Gerechten nicht

ewiglich in Unruhe lassen“ (Psalm 55, 23). „Bete für deine arme, verblendete Christine; der Herr kann ihr Herz ja auch wieder zum Guten wenden. Ich weiß nicht, ob ich irre — aber mir ist, wir wären beide freier und geeigneter zum Dienste des Herrn ohne Weib und Kind, und ich möchte fast mit Sankt Paulus sprechen: „Wer heirathet, der thut wohl; wer aber nicht heirathet, der thut besser“ (1 Corinth. 7, 28).

Ach, ich weiß nicht, ob ich besser gethan — ich weiß nur, daß mein Herz blutet und mein Lebensglück zerstört ist. Ich lese und lese immer wieder die sieben*) Bußpsalmen, die Vater Luther so schön in unsere deutsche Sprache übertragen; sie gewähren mir den besten Trost — und ich schäme mich ein Diener des Wortes zu heißen und der heiligen Sprache des Urtextes so unkundig zu sein; wenn ich nach Straßburg komme, will ich suchen das Versäumte so viel wie möglich nachzuholen, und Zell und Butzer bitten, mir zum Studium des Griechischen und Hebräischen behülflich zu sein. Gebet und Arbeit sind das beste Gegengift für meinen Schmerz.

Gestern kam Martin von Honau und brachte mir die Bittschrift**) der Gemeinde um einen evangelischen Prediger, die ich in Straßburg E. E. Rath übergeben soll. Martin hatte erfahren, was vorgegangen, und seine herzliche Theilnahme that mir so wohl. Guter Gott, wie war ich so reich an Liebe in meinem theuren Honau, so glücklich im stillen

*) Es ist der 6., 32., 38., 51., 102., 130. und 143. Psalm.

**) Diese rührend herzliche Bittschrift befindet sich unter Butzers Briefen aufbewahrt und ist in Röhrich's Evangelischen Mittheilungen zu lesen, 2ter Band, Seite 18—19.

Pfarrhause, am heimathlichen Herd! und jetzt — wie arm, wie einsam und verlassen! So bleibe denn bei mir, lieber Herr, gieb mir Ergebung und deinen Frieden in meiner großen Trübsal. Wenn ich gesündigt, in den heiligen Ehestand zu treten, so mußt Du mir verzeihen, denn ich glaubte nach Deinem Wort und Deinen Geboten zu handeln. Ich kann Christinen und das Kind nicht aus meinem Herzen reißen; denn ich habe sie lieb; aber Du hast sie ja auch lieb, und so lege ich beide an Dein treues Heilandsherz und befehle sie in Deine allmächtigen, für uns durchbohrten Hände! Amen.

Heute Sonntag war ein Ruhetag für Leib und Seele; ich habe ihn benützt, diese Blätter zu schreiben, und will sie in Seitzens Verwahrung geben für meinen Sohn Siegmund, wenn er einst groß ist, damit er wisse, warum er seinen Vater verloren. Sie sind auch für dich geschrieben, Christine, wenn ich dich auf Erden nicht mehr sehen soll. Ich scheide ohne Groll, Gott segne euch beide! Morgen ergreifen Seitz und ich den Wanderstab und gehen, wo der Herr uns hinführen wird. Er schenke mir die Gnade nicht mehr rückwärts zu schauen, sondern vorwärts. Aufwärts! wo die Krone glänzt; wo wir ausruhen werden vom heißen Kampf und Streit, und wo Gott selbst unsere Thränen abwischen will.

Gott gebe es!

So geschrieben zu Straßburg, im Kloster St. Markus, am ersten Sonntag nach Epiphaniä, im Jahr der Gnaden 1526.

Wie wunderbar ſind doch des Herrn Wege! und wie viel hat ſich in den vier Wochen zugetragen, ſeit ich die Geſchichte des Pelzrocks und meine ausgeſtandenen Drangſale niedergeſchrieben. — Nun will ich aber dieſe Geſchichte auch vollenden, zur Ehre Gottes und zur Belehrung und Erbauung meines Sohnes Siegmund; damit er erkenne, wie der Herr auch in der Trübſal ſegnen und tröſten kann und wie Er der Gott iſt, der ſich von Alters her den ſchönen Namen gegeben: „Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Gnade und Treue“ (2 Moſ. 34, 6).

Es war ein ſchöner Wintermorgen, die Luft rein, der Himmel klar, als ich mit Seitz Brumath verließ und leichten Schrittes, aber ſchweren Herzens, ſchnell über den feſtgefrornen Schnee dahineilte. Wir hatten beide wie Jakob, als er über den Jordan gegangen, nur einen Stab in der Hand — und während Seitz ſich mit unſerer Zukunft beſchäftigte und fragte, wie und wo wir wieder eine Anſtellung in des Herrn Weinberg finden könnten, ſtund nur die Vergangenheit vor meiner zagenden Seele; ach, ich mußte ja meinem ganzen Lebensglück Valet ſagen, und mir war, als ſei mit Chriſtine und dem Kinde die beſſere Hälfte meines Weſens gewaltſam von mir geriſſen. Ich fühlte mich ſo müde, ſo abgeſpannt, und wäre am liebſten geſtorben und heimgegangen zum Herrn. Seitz, dem ich dieſe Stimmung mittheilte, meinte: „Das ſei das rechte Heimweh nicht; er ſchalt mich aus und ſagte, ich möchte gratis gen Himmel fahren und ſcheue den Kampf, der mir verordnet iſt.“ Und er hatte Recht, der treue Freund. Ich hatte mir ſo feſt vorgenommen, den Blick aufwärts zu richten, und blickte nun doch, wie

Lots Weib, wieder zurück. O! wie sind wir auch mit unsern besten Vorsätzen nur ein wankendes Rohr, von jedem Windhauche bewegt.

Als wir im Wald bei der Stelle anlangten, wo Seitz uns gefunden, wo ich das Licht erblickt und Christinen zum letzten Mal an's Herz gedrückt, bat ich den Freund, mich hier ein wenig ausruhen zu lassen, sank auf den bemoosten Stein nieder, auf dem ich acht Tage früher gesessen, so innig gebetet und so gnädig Erhörung gefunden; wollte wieder beten, aber, von meinem Schmerz überwältigt, verbarg ich das Gesicht in beiden Händen und brach in Thränen aus. Seitz ließ mich ausweinen, und mit dem Holze, welches Martin zusammengelesen, und das noch um den Aschenhaufen herumlag, zündete er wieder ein Feuer an, das bald lustig in der reinen Luft emporflackerte. So mochte ich ungefähr eine halbe Stunde gesessen haben; die Thränen hatten mein gepreßtes Herz erleichtert, das Feuer war verkohlt und Freund Seitz mahnte zum Aufbruch. — Da war mir, als hörte ich das schwache Weinen eines Kindes, und eilige Tritte auf dem Schnee knistern; bald darauf erblickte ich eine Frauengestalt, die schnell wie ein Pfeil auf mich zulief und ehe ich mich besinnen konnte, mit dem schmerzlichen Ausruf: „Jerg, o Jerg, verzeih mir doch!“ athemlos zu meinen Füßen niedersank. Guter Gott! nein, es war kein Traum, es war wirklich Christine, meine wiedergefundene Christine, die ich mit dem kleinen Siegmund vor mir liegen sah — aufhob und in meine Arme schloß, um sie, so der Herr will, in diesem Leben nicht mehr von mir zu lassen!

Es war ein seliger, tief ergreifender Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt, den ich aber nie vergessen werde.

Christine schmiegte sich fest, wie eine Epheuranke, an mich an, und rief immer wieder: „O gelt, du nimmst mich mit und verzeihst mir doch!“ Als wir ruhiger geworden, erzählte Christine, wie gestern, während Frau Cordula in der Kirche gewesen, Frau Seitz zu ihr gekommen, ihr in's Herz geredet, meinen Schmerz geschildert und gesagt, daß ich den andern Tag Brumath verlassen und nimmer wieder zurückkehren werde — „und,“ fuhr Christine fort, „als Margreth mich verlassen, da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und inwendig im Herzen brannte es mich wie feurige Kohlen. Das Gewissen, das ich bis jetzt immer zu ersticken gesucht, sprach nun laut und ernst und hielt mir alle meine Sünden vor, wie ich dich geplagt wegen des Pelzrocks und in unserm Unglück noch unglücklicher gemacht, und wie ich nun durch meinen Abfall vom Worte Gottes im Begriff stehe, die Sünde gegen den heiligen Geist zu begehen, welche nicht vergeben wird, in diesem und in jenem Leben nicht; denn ich that es ja nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Zorn wegen des Pelzrocks und aus Furcht vor Tante Cordula und dem Pater Bonifacius. Und nun ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte fort zu dir, mein armer Jerg, den ich so unverzeihlich gequält — und doch hatte ich vor Gottes Altar versprochen, dir zum Segen und zum Troste zu leben! Aber die Tante muß mir was angesehen haben, denn sie ließ mich den ganzen Nachmittag nicht aus den Augen, und ich hatte nicht den Muth, ihr zu sagen, daß ich mein Unrecht erkannt und zu meiner Pflicht zurückkehren wolle. Gestern Abend, als Cordula schlafen gegangen, wollte ich mich aus dem Hause schleichen, fand aber die Hausthür verschlossen; auch fiel mir ein, daß Margreths Mutter, wenn sie mich sähe,

leicht unſere Wiedervereinigung hintertreiben könne. Und ſo bin ich denn die ganze Nacht wach geblieben, habe dem Herrn meine Sünden bekannt, wie du mich ja immer thun hießeſt, und Ihn um ſeinen gnädigen Beiſtand gebeten. Meine Kammer iſt im Erdgeſchoß und das Fenſter geht in den Grasgarten; ehe es zu dämmern begann, habe ich den Kleinen in die wollene Decke der guten Frau Amtmännin gewickelt und bin aus dem Fenſter und über'n Gartenzaun geſtiegen. Es war ſchneehell; auf der Straße begegnete ich dem Cantor, der zur Kirche ging, um zur Frühmeſſe zu läuten; ich ſchüttete dem guten alten Mann mein Herz aus; er nahm mich in ſein Haus, ließ mir eine warme Suppe kochen und gab mir Milch für den Kleinen; ſein Sohn führte mich hinter dem Dorfe durch in den Wald und wäre mit mir bis Bendenheim gegangen, wo ich euch jedenfalls zu treffen hoffte, wenn wir nicht den Rauch des Feuers geſehen und euch hier gefunden hätten. Und nun, mein Herzensmann," ſchloß Chriſtine, und faltete demüthig bittend die Hände: „nimm mich wieder auf und vergib mir, wenn du kannſt. — Ach, all' die Sachen, die wir von Honau mitgebracht, mußte ich bei Tante Cordula laſſen, die ſie wohl ſchwerlich wieder herausgeben wird. O Jerg! ich bin eine große Sünderin, und habe dich ſo unglücklich und ſo arm gemacht!"

„Arm! o nein, Chriſtine, bin in meinem Leben nie ſo reich geweſen als jetzt, da ich dich und unſer Kind, durch Gottes Gnade, wieder in meinen Armen halte."

„Bene, bene, Frau Wickenhauerin," ſprach Seitz dazwiſchen; jetzt ſeid Ihr bekehrt. Wenn der Stolz gebrochen, dann fängt die rechte Buße an, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereut."

Mit Christinen und dem zarten Kinde ging unsere Reise natürlich viel langsamer und mühevoller von Statten, als wenn Seitz und ich allein des Weges gezogen. Da wir kein Geld hatten, die Herberge zu bezahlen, wollten wir nicht bei einbrechender Nacht in Straßburg eintreffen, und übernachteten in Vendenheim bei einem alten Bekannten in der Scheune. Ja, wir waren arm und hilflos, aber ich fühlte mich so glücklich, so voll froher Zuversicht! Was mich am meisten freute, war der Gleichmuth, womit Christine die Beschwerden des Weges ertrug. Statt zu murren und zu klagen, wie ich es an ihr gewohnt war, blieb sie freundlich und stille, und wenn ich sie bedauerte, so erwiderte sie sanft: „O! ich hab's nicht besser verdient, und bin so dankbar, daß ich wieder bei dir bleiben darf." Seitz hat recht; jetzt ist sie bekehrt, und wie es auch noch kommen möge, so ist uns doch der Pelzrock zum bleibenden Segen geworden.

In Straßburg angelangt, wußten wir nicht an wen uns wenden, noch wo uns der Herr ein mildes Herz und eine gastliche Thür öffnen würde. Da beschlossen wir zu Meister Matthis Zell zu gehen, ihm unsere Noth zu klagen und ihn um Rath und Hülfe zu bitten. Bei dem Pfarrhause angelangt, blieb Christine schüchtern vor der Thür stehen, und hatte nicht den Muth, mit uns hinein zu gehen; sie sagte nichts, aber ich sah, wie sie nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, und hörte sie stille vor sich hinseufzen: „Ach, betteln ist doch gar zu schwer!" Auf der Hausflur begegnete uns eine schöne junge Frau, mit so klugen, blitzenden Augen, wie ich noch keine sah; es war Katharina Zell; sie reichte uns freundlich die Hand, und wir nannten uns; da rief sie lebhaft: „Seid herzlich willkommen, ich habe von

Euch gehört! Ihr seid um Christi willen vertrieben, und habt also ein heiliges Recht, unter unserm Dache zu wohnen und an unserm Tische zu sitzen. Nur, fügte sie lächelnd hinzu, werdet Ihr Euch begnügen müssen, denn die Herberge ist überfüllt."

Jetzt kam auch ihr lieber Mann, sein Empfang war väterlich; während ich auf seine theilnehmenden Fragen antwortete, sprach Seitz mit Frau Zell von Christinen; ich weiß nicht, was er ihr sagte, aber mit dem Ausrufe: „Die arme Seele!" eilte sie die Treppe hinunter und kam bald wieder, den kleinen Siegmund auf dem Arm und die weinende Christine an der Hand führend. O, ihr guten Zell's! der Herr vergelte euch in Ewigkeit diesen herzlichen, liebevollen Empfang; wie hat er uns armen Heimathlosen so wohl gethan! Ihr seid nie verlassen gewesen, und nehmet euch doch so warm der Unglücklichen und Verlassenen an! Bogen voll könnte ich schreiben von Allem, was ich in diesem gesegneten Pfarrhause gesehen und gelernt habe; absonderlich wie dort die Gastfreundschaft mit wahrer, christlicher Liebe ausgeübt wird. An jenem ersten Mittag saßen wir nicht weniger als dreißig am Tische, lauter Flüchtlinge und Vertriebene um ihres Glaubens willen. Ich meinte zuerst, Zell's müßten steinreich sein, um alle diese Menschen aufnehmen und unterhalten zu können; aber es ist eben der lebendige Glaube, der in Liebe thätig ist, und mit Wenigem so viel auszurichten vermag. Will mir's hinter's Ohr schreiben, und der Herr möge mir die Gnade schenken, auch in meiner Armuth Barmherzigkeit ausüben zu lernen.

Da sich keine Aussicht auf baldige Anstellung für uns zeigte, Frau Zell aber „volle Herberge" im Pfarrhause hatte,

so wurde Seitz bei Doktor Hedio einstweilen als Diakon untergebracht, und uns im ehemaligen St. Markuskloster eine Wohnung angewiesen. Meister Lux Hackfurt bewohnt es mit seiner wackern Hausfrau, und beide sind beschäftigt, das ganze große Gebäude für eine allgemeine Armenanstalt einzurichten. Der Mensch braucht wenig um glücklich zu sein; wir aßen Armenspeise bei den guten Hackfurt's, bewohnten die leere Klosterbibliothek, in welche Frau Zell ein Bett, einen Tisch und zwei Stühle für uns hatte thun lassen; aber auf dem Tisch lag das theure Evangelium, lagen Luthers Schriften, die mir das Verständniß der heiligen Schrift immer klarer eröffneten; und während ich mich darin vertiefte und nach Butzer's Anleitung im Hebräischen übte, saß meine versöhnte, wiedergeborene Christine neben mir, emsig mit Nähen beschäftigt, und in der wollenen Decke der Frau Amtmännin schlief unser kleiner Siegmund in seinem Waschkorbe wie ein Prinz. O! es sind schöne Ruhetage gewesen, die wir in diesen stillen Klostermauern verlebten, denn wir hatten Frieden im Herzen und den festen Glauben, daß der Herr, der die Raben nährt und die Lilien kleidet, auch für unsere Zukunft väterlich sorgen wird. Christine hatte gleich in den ersten Tagen Frau Zell „ihre Sünden bekannt", wie sie sagte, und die Geschichte vom Pelzrock erzählt; sie hatte sich recht schwarz, mich aber so weiß gemacht, daß man mir seitdem mit einer Achtung begegnet, die ich wahrlich nicht verdiene.

Nun bekamen wir aber ganz unerwartet einen vornehmen Besuch, nämlich den alten Gönner von Christinens Vater, Junker Fabian von Eschenau, denselben, der den Pelzrock machen ließ, und der noch jetzt Amtmann in Wasselnheim

ist. Er hatte Zell's besucht, von unserer gewaltsamen Vertreibung gehört und kam, mich zu fragen: „Ob ich wohl den Muth hätte, als Evangelist nach Rumolzweiler*) zu gehen und dort den Bauern das Wort Gottes zu predigen?“ Worauf ich natürlich mit einem freudigen „Ja“ antwortete. Da verhehlte mir der Junker aber nicht, daß ich dort eine gar schwierige Aufgabe finden würde; denn obwohl die Mehrzahl der Bauern dringend einen evangelischen Prediger verlange, so sei die katholische Partei von der Herrschaft unterstützt, welche den Evangelisten nicht besolden wolle, „da er „nicht Messe lese, und die Pfründen für die Messe und auf „die Altäre der Heiligen gestiftet seien.“ Nun solle ich aber doch, noch vor Weihnachten, nach Wasselnheim kommen, wo er, der Junker, mir behülflich sein werde, mit dem Lehensherrn von Rumolzweiler, Eucharius von Bock, einen Vertrag zu schließen, indem er mir die Hälfte der Besoldung zusichern müsse, weil der Domdechant den Grundsatz aufgestellt: „das „Kirchengut gehöre nicht dem leblosen Altare und dem stei„nernen Kirchengebäude, sondern den Seelen der Gemeinde, „und sei bestimmt, für ihre religiösen Bedürfnisse zu sorgen, „welchem christlichen Bekenntnisse sich diese auch zuwenden „möge**),“ und weil der von Bock erkannt, daß er den evangelisch Gesinnten in Rumolzweiler das Wort Gottes nicht länger vorenthalten dürfe. Die Hälfte der Besoldung! die ohnedies ohne die Gefälle und den Zehnten klein genug ist. — „Das wäre freilich gar wenig für uns, die wir so arm und so von Allem entblößt sind,“ sagte ich mit einem

*) Heutzutage Romansweiler genannt.

**) Röhrich's „Evangelische Mittheilungen“, II. Bd., Seite 23, 24.

tiefen Seufzer, und sah wehmüthig meine arme Christine, und dann unsern kleinen Siegmund an. Da faßte Christine meine Hand, drückte sie ehrerbietig an ihre Lippen, und erwiderte sanft: „Geh' mit Gott, lieber Jerg. Hast mir ja erst diesen Morgen im Evangelium gelesen: „Euer Vater im „Himmel weiß, was ihr bedürfet." — Und Er wird es uns in Rumolzweiler wohl auch zu geben wissen." O! wie rührten, wie erfreuten mich diese Worte, und wäre der Junker nicht da gewesen, ich hätte die liebe Seele umarmen müssen.

Aber auch Junker Fabian war gerührt, denn er schwieg eine Weile, fuhr mit der Hand über die Augen, und sagte dann freundlich: „Ein gutes Weib ist köstlicher als Gold und Edelgestein! Steht nicht etwas dergleichen in den Sprüchen des Königs Salomo, Meister Jerg? Aber," setzte er dann lächelnd hinzu, „den Pelzrock Eures Vaters habt Ihr doch wohl verwahrt, Frau Wickenhauerin, und in Ehren gehalten, wie sich's gebühret?"

Christine wurde feuerroth — und ich, glaube ich, ganz bleich vor Schreck. Der Junker blickte uns forschend an und sprach, finster wie mir schien: „Es würde mir leid thun, wenn er verkauft und in fremde Hände gekommen wäre."

Da faßte ich mir ein Herz und erzählte beklommen, wie ich den schönen Pelzrock dem Märtyrer Schuch gegeben, und seit dessen Tode nicht erfahren konnte, wo er hingekommen.

Und abermals fuhr der Junker mit der Hand über die Augen, legte sie dann auf meine Achsel und sagte, wieder sehr freundlich: „Ihr seid ein Mann nach Gottes Herzen, Meister Jerg, und ich werde mein Möglichstes thun, daß

Ihr nach Rumolzweiler berufen werdet. Ein Bote des Friedens, der die erbitterten Gemüther besänftigt und wieder in Liebe vereinigt, thut dort so Noth!"

Als er fort war brach Christine in Thränen aus und rief: „Ach, ich hätte dem Junker so gerne gesagt, daß ich schuld an unserer großen Armuth bin und all' unsere Habe bei Tante Cordula lassen mußte; allein es würgte mich im Halse und ich konnt' es nicht herausbringen. Aber du, Jerg, hättest ihm sagen sollen, wie schwer ich mich wegen des Pelzrocks versündigt und wie viel Herzeleid ich über dich gebracht habe!"

„Ja, da hätt' ich ihm aber auch bekennen müssen, wie ich dich verhätschelt, meine arme Christine, und als wahrer Eli an dir gehandelt, dem ein freundlicher Blick deiner Augen lieber gewesen als das Heil deiner unsterblichen Seele," erwiderte ich; und schloß sie jetzt — der Junker war ja nicht mehr da — nach Herzenslust in meine Arme. Wir sprachen noch lange über den Posten in Rumolzweiler. Christinens Glaubensmuth beschämte mich, und ich dachte an des Herrn Wort: „Die Letzten werden die Ersten sein." Wie hatte in so kurzer Zeit diese Seele mich überflügelt! Freudig beschlossen wir, wenn es des Herrn Wille sei, nach Rumolzweiler zu gehen, obgleich wir voraussahen, daß dort Nahrungssorgen, Entbehrungen und wohl Haß und neue Verfolgungen uns erwarteten.

Wenige Tage darauf gab ein Kollege von Meister Matthis ein großes Gastmahl, zu dem der Stettmeister, der Domdechant, sämmtliche evangelische Prediger und Diener des Worts, sogar Seitz und ich eingeladen wurden. Ich wollte nicht hingehen; was sollte ich in der gelehrten, glänzenden

Versammlung, mit meiner Unwissenheit und in meinen dürftigen, abgetragenen Kleidern! Aber Meister Matthis und Butzer bestanden darauf, ich müsse kommen, müsse in meiner ärmlichen Kleidung erscheinen; es sei gut, sogar nothwendig, daß man die wahre Lage und die Entbehrungen der Evangelisten kennen lerne und gleichsam vor Augen sehe.

Allein Christine konnte es nicht über's Herz bringen, daß ihr Herr und Gebieter so ärmlich in diese vornehme Gesellschaft gehen solle: „Der Rock ist ja beinahe durchsichtig, und ich kann ihn, mit aller Sorgfalt, nicht mehr ordentlich ausflicken!" jammerte sie; hat auch deßwegen mit Frau Hackfurt ein ernstliches Concilium gehalten. Ich neckte sie damit und meinte: „Sie möge sich in Acht nehmen; ihr alter Mensch sei im Begriffe, ganz sachte wieder auf seinen stolzen Thron zu steigen." Aber sie entgegnete: „Es sei nicht Stolz, sondern Ehrgefühl, wenn sie wünsche, daß ich anständig gekleidet sei; ehrbar müsse ein Herr Pfarrer immer aussehen, und das von Gott- und Rechtswegen." Ich war es auch zufrieden, und ließ sie gewähren. Sie hatte mir von der Leinwand, die uns die guten Kräftinnen mit anderem Zeuge gebracht, ein schönes Hemde genäht und es sorgfältig gewaschen und gebügelt. Als ich mich aber zum Feste anziehen sollte, ja, da schien mein armer Rock noch armseliger neben dem neuen, schneeweißen Hemde. Frau Hackfurt kam auf den Einfall, mir den Sonntagsrock ihres Herrn zu holen; nun ist aber Meister Lux klein und ich groß, und in dem geliehenen Staate sahen meine langen Arme aus den kurzen Aermeln so drollig aus, daß wir alle drei herzlich zu lachen anfingen, und ich meinen alten Diener wieder anziehen mußte. Da klopfte es an der Thür; es war der Laufers-

bote Simon, der sagte, er komme von Wasselnheim und bringe einen schönen Gruß von Junker Fabian und dieses Kästchen für uns; Christine und Frau Hackfurt öffneten es, und — wie groß war nicht unser Erstaunen — fanden den Pelzrock darinnen!

Freudig überrascht und fast erschreckt, stunden Christine und ich wortlos da. Aber Frau Hackfurt rief, indem sie den Pelzrock entfaltete: „Ei, der kömmt eben recht, und macht aller Noth ein Ende — der sieht ja ganz prächtig aus!“

„Ja, ja, ein schönes Stück, Meister Jerg,“ sagte Simon, „der wird Euch in diesem strengen Winter gute Dienste leisten.“

Christine fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind und flüsterte bittend: „O! gelt, Jerg, du hast mir doch verziehen?“ dann nahm sie den Pelzrock aus Frau Hackfurt's Händen, warf ihn über mich, und rief, unter Thränen lächelnd, mit kindischer Freude: „Er steht dir so gut; du mußt ihn anziehen, Jerg, der Junker hat ihn gewiß deßwegen heute geschickt. . . . Aber was ist denn das?“ fragte sie auf einmal erschrocken, und deutete mit dem Finger auf große Blutflecken, die wie Rubinen auf dem hellen, silbergrauen Tuche glänzten, womit des Bären Pelz überzogen ist.

„Es ist Schuch's Abschiedsgruß!“ sagte ich tief bewegt, und unwillkürlich von einem Schauer ergriffen. Nun kam Seitz mich zum Gastmahl zu holen; er wußte um unsere Ueberraschung und war gekommen, unsere Freude zu sehen. „Du mußt ihn anziehen, Jerg,“ sagte er; „Meister Matthis freut sich so sehr, dich im Pelzrock seinen Kollegen vorzustellen.“ Ich nahm ihn von meinen Schultern, breitete ihn auf dem Bette aus und sprach ernst: „Schau, diese

Blutflecken, Seitz, und sag mir dann, ob ich ihn anziehen darf?" Da ward auch er ergriffen, und wir stunden lange Hand in Hand, schweigend vor diesem stummen Zeugen, durch welchen „unsers Freundes Glaube noch mit uns redet, wiewohl er gestorben ist" (Ebräer 11, 4). „Das ist ein schönes Attestat, das Schuch uns hinterlassen, und, Ihm nach, ruft der Herr uns zu," sagte Seitz und betete laut mit uns. Eine feierliche Stimmung, ein tiefer Ernst war über Alle gekommen — dann mußten wir fort zum Gastmahl; Keines dachte mehr an meinen abgetragenen Rock, und ich selbst am allerwenigsten.

Unterwegs erzählte mir Seitz, den Bemühungen der lieben Frau Zellin hätten wir es zu verdanken, daß der Pelzrock wieder in unsere Hände gekommen. Da der wälsche Doktor, Lambert von Avignon, sogenannte Bibelträger (colporteurs) nach Frankreich sendet, um die Bücher der heiligen Schrift und die Schriften der Reformatoren in seinem Vaterlande zu verbreiten, so ließ Frau Zell durch einen dieser Bibelträger Erkundigungen in Nanzig einziehen. Der Kerkermeister, an den man sich gewandt, sagte: „Er habe nach Schuch's Hinrichtung den Pelzrock auf die Seite geschafft, weil er dem Gefangenen zu wiederholten Malen habe versprechen müssen, ihn nach seinem Tode wieder an den Pfarrer nach Honau zurückzuschicken; was er bis jetzt nicht habe thun können, denn durch Schuch's Geduld auf der Folterbank, durch seine Sanftmuth gegen seine Peiniger und durch seine Freudigkeit im Tode, sei er, der Kerkermeister, so tief ergriffen worden, daß er selbst dadurch in den Verdacht der Ketzerei gekommen und nicht gewagt habe, mit einem evangelischen Prädikanten zu verkehren, aus Furcht, seinen Platz zu verlieren."

Er zeigte sich bereit, den Pelzrock wieder auszuliefern, wenn man ihm eine Entschädigung geben und in Nanzig darüber Stillschweigen beobachten wolle. Junker Fabian, dem Frau Zell davon gesprochen, gab das nöthige Geld; und als der Pelzrock gerade am Abend des Gastmahls angekommen, hat ihn Frau Katharina sogleich durch den Laufersboten nach St. Markus geschickt, die Blutflecken aber nicht gesehen, weil sie den Rock nicht aus dem Kästchen nahm.

Wir hatten uns verspätet und fanden die ganze Gesellschaft schon beisammen. Es sah beinahe fürstlich in dem Hause aus; besonders erstaunte ich über das prächtige Silbergeschirr auf dem Credenztische, und mir schien, ich hätte noch nie so kostbares gesehen, selbst in Zabern im bischöflichen Palaste nicht! Seitz und ich, wir fühlten uns befangen in dieser glänzenden Versammlung und blieben schüchtern im Hintergrunde stehen. Aber Meister Matthis trat freundlich zu uns und fragte mich sogleich: „Warum ich den Pelzrock nicht angezogen?“ und als ich ihm die Ursache gesagt, drückte er mir schweigend die Hand und ich sah eine große Thräne in seinem Auge glänzen. Ueberhaupt war er an jenem Abend ungewöhnlich ernst und schweigsam, nahm auch durchaus keinen Antheil an den lebhaften Erörterungen über die Abendmahlsfrage, in welche Butzer, Capito, Hedio und die Andern alle sich vertieften. Und ich hätte doch gerade seine Ansicht am liebsten gehört.

Bei Tische habe ich neben Meister Matthis sitzen müssen, der es ausdrücklich vom Hausherrn verlangt, und bin dadurch in die allergrößeste Verlegenheit gekommen. Vom vielen Aus- und Anziehen war nämlich der rechte Aermel meines mürben Rockes auseinander gegangen, und am Ellen-

bogen schimmerte Christinens weißes Hemde durch. Nun hatte aber Meister Matthis natürlich einen Ehrenplatz, und so konnte man am ganzen Tische, bei jeder meiner Bewegungen, das Loch im Aermel sehen! Ich saß wie auf Kohlen und wurde dadurch in meiner Schüchternheit immer verlegener und unbeholfener. Aber die vornehmen und gelehrten Gäste schienen es gar nicht zu bemerken und behandelten mich mit großer Leutseligkeit, besonders mein gnädiger Herr, der Dombechant, der obenan saß und zu wiederholten Malen das Wort an mich richtete. Als der Nachtisch aufgetragen, nahm der Hausherr einen prachtvollen, silbernen Becher vom Credenztische, füllte ihn mit Rheinwein und erzählte: „wie Kaiser Maximilian diesen Becher dem seligen Doktor Geiler geschenkt, wie er nach dessen Tode auf seinen Neffen, den Doktor Wickgram, übergegangen, und wie Doktor Wickgram, als er Straßburg verlassen und sich nach Ensisheim zurückgezogen, den kostbaren Becher dem Hausherrn, für treue, ihm geleistete Freundesdienste, zum Andenken hinterlassen." Darauf ist der Becher im Kreise herumgegangen, man nippte daraus, bewunderte ihn und belobte den köstlichen Wein; nur Meister Matthis hat ihn nicht bewundert und auch den Wein nicht kosten wollen.

Indessen schien Zell's ernste Stimmung sich unwillkürlich auch den andern Gästen mitzutheilen, und als der Becher, wie ein römischer Imperator in seinem Glanze, mitten auf der Tafel stand, war eine tiefe Stille eingetreten; da hat Meister Matthis das Wort genommen und also gesprochen:

„Meine lieben, gnädigen Herren und Brüder in Christo, „Ihr kennet wohl Alle die schöne Legende vom heiligen Mar-

„tin, der einſt bei ſtrenger Winterszeit vor dem Thore von „Amiens einen nackenden Bettler liegen ſah, ſeinen Mantel „abgenommen, mit dem Schwerte mitten durchgeſchnitten und „die eine Hälfte davon dem armen Bettler zugeworfen, da„mit ſeine Blöße zu decken, und dem dann in der Nacht „der Herr ſelber erſchienen und freundlich geſagt: „Ich danke „dir, Martin, du haſt es mir gethan.“ Nun war aber „der heilige Martin ein reicher Krieger, der gewiß mehr als „einen Mantel beſeſſen; und er hat ja auch nur die eine „Hälfte des zerſchnittenen weggegeben und die andere für „ſich behalten. . . . Aber da ſitzt neben mir ein lieber Geor„gius — ſo demüthig und beſcheiden, und ſchämt ſich des „zerriſſenen Aermels, über den doch gewiß die lieben Engel „im Himmel ſich freuen — denn er hat ſeinen einzigen, „koſtbaren Pelzrock unſerm Märtyrer Schuch mit in den „Kerker gegeben, und für ſich ſelber nur dieſes ſchlechte, ab„getragene Kleid behalten, in dem er vor vier Wochen, um „des Evangeliums willen geächtet, mit Weib und Kind von „Honau vertrieben worden.“. . . . Und darauf hat Meiſter Matthis, zu meinem großen Schreck, zwar ſehr mildernd für meine arme Chriſtine, aber doch der Wahrheit gemäß, die ganze Geſchichte vom Pelzrock erzählt! Ich ſchämte mich aber ſo, daß es mir ganz ſchwarz vor den Augen geworden, und wie ein Mühlrad im Kopfe herumgegangen iſt, als ich all' die vornehmen Herren auf mich zukommen ſah und Jedem die Hand reichen mußte! . . . Das Beſte kommt aber noch nach; denn nachdem es wieder ruhiger geworden, da hat der liebe Zell ſo ſchön geredet, wie ich nicht vermeint, daß ein armes Menſchenkind reden könnte, von der unendlichen Liebe und Barmherzigkeit des Herrn, und hat dann noch

hinzugefügt: „Wenn Er jetzt mitten unter uns träte, in „seiner Dornenkrone, mit den Nägelmalen in den gebene„deiten Händen und der durchstochenen Seite, und uns fra„gen würde: Was thut ihr für mich? O! lieben Brü„der, müßten wir nicht die Augen schamroth niederschlagen „ob all' der Pracht, die uns hier umgiebt — jetzt in dieser „schweren Zeit, wo so viele treue Bekenner Christi mit Man„gel und Trübsal kämpfen, im Gefängniß schmachten, ver„folgt und getödtet werden. „Es ist des sündigen Plun„ders zu viel," hat der selige Geiler in einer seiner „Predigten ausgerufen, als er einst gegen den Luxus geeifert, „den er einen Höllenstaat genannt. Lieber Bruder, es ist „auch hier, in deinem Hause, des unnützen Silbers zu „viel. Gieb es dem Herrn; speise die Hungrigen damit; „kleide die Nackenden und beherberge die Heimathlosen, so „wirst du einen Schatz im Himmel haben." — Und wie„derum hat an der glänzenden Tafel eine tiefe Stille ge„herrscht, und der Hausherr ist aufgestanden, hat Zell die Hand gereicht und mit großer Rührung gesprochen: „Bruder, „du hast mir die Augen geöffnet, ich danke dir und will „thun, wie du gesagt hast." Darauf beteten Capito und Butzer, wir sangen noch Alle zusammen: „Es wolle Gott uns gnädig sein" — und sind dann in ernster Sammlung auseinander gegangen.

Am folgenden Tage mußte ich nach Wasselnheim, um mit dem Junker Eucharius von Bock wegen des Evangelistenpostens in Rumolzweiler zu unterhandeln. Die Kälte war groß, mein Rock zerrissen, und so mußte ich, obgleich mit innerem Widerstreben, den Pelzrock anziehen. Christine und Frau Hackfurt hatten mit einem scharfen Wasser die

Blutflecken ausgeätzt. Ich wollte zuerst darüber böse werden, weil es mir eine Entweihung schien, besann mich aber bald eines Bessern; denn dasselbe Gefühl, welches mich jetzt beseelte, mag wohl nach und nach in der Kirche die Verehrung der Reliquien und später ihre Anbetung hervorgerufen haben. Aber der Pelzrock wärmte meine armen Glieder durch und durch; es ließ sich so gut darinnen über Schnee und Eis wandern — und indem ich mich so wohl fühlte, gedachte ich in Wehmuth und Liebe des theuern Freundes, der nun die Krone der Ueberwinder trägt.

„In Wasselnheim schloß ich, in Gegenwart des guten „Junkers Fabian und des Schultheißen, einen Vertrag mit „dem Herrn von Bock, in welchem er mir das Halbtheil der „Einkünfte zusichert, welche die Pfarrei von Rumolzweiler „jährlich einzuziehen hat*)" — und soll nun Ende dieses Monats Januar mein Amt dort antreten. Der Herr schenke mir die Gnade, dasselbe unter seinem heiligen Beistand getreu und nach besten Kräften zu verwalten! Amen. Ich werde in Rumolzweiler eine schwere Aufgabe finden, und habe besonders von Seiten des Lehnsherrn wenig guten Willen zu erwarten; das hat er mich in Wasselnheim gar deutlich merken lassen. Daß aber unter der Gemeinde der Durst nach dem lieben Gottesworte groß ist, hab' ich ebenfalls deutlich erkannt, als mich der Herr von Bock in Rumolzweiler den Kirchenältesten vorgestellt. Und so will ich mit Gott getrost an's Werk gehen. Wohl erschreckten mich die kahlen Wände des Pfarrhauses, in die wir nichts hineinzu-

*) Siehe Röhrich's „Evangelische Mittheilungen", 2ter Band, Seite 20.

ſtellen hatten. Aber während ich auf dem Rückwege hin- und hergeſonnen und mich gefragt: ob es nicht beſſer wäre, Chriſtinen mit dem Kinde den Winter über in St. Markus zu laſſen und allein nach Rumolzweiler zu gehen, ſtatt ſie all' den harten Entbehrungen auszuſetzen, die uns dort erwarteten — o wie hatte da der gnädige Gott ſchon über Bitten und Verſtehen geſegnet und mein kleingläubiges Sorgen beſchämt!

Ich hatte verſprechen müſſen, am heiligen Chriſtabend wieder in Straßburg einzutreffen und ſo viel wie möglich geeilt, um mein Verſprechen zu erfüllen. Als ich in St. Markus eintraf, kam mir Chriſtine wie verklärt entgegen und auch Frau Hackfurt ſah ganz freudig aus. Ich wollte Bericht erſtatten, aber ſie hörten nicht und zogen mich eilfertig in die Kloſterbibliothek. — Die fand ich hell erleuchtet und eine ganze Beſcheerung: Betten, Hausgeräthe, Kleider, Wäſche, Mundvorrath, ja ſelbſt unſere kleine Habe, die wir von Honau gebracht, in der ſchönſten Ordnung aufgeſtellt! Ich ſtaunte mit großen Augen all' die Herrlichkeiten an, und im erſten Augenblicke vermeinte ich zu träumen. Chriſtine aber lachte und weinte in einem Athemzuge, und in ihrer Herzensfreude iſt ſie bald mir, bald Frau Hackfurt um den Hals gefallen, und hat dann wieder den kleinen Siegmund in die Höhe gehoben, der über die vielen Lichtlein laut aufgejauchzt und mit Händchen und Füßchen gezappelt hat. *Wer* hat uns aber dieſe Freude bereitet und *wem* hatten wir dieſe unerwartete Hülfe zu verdanken? Der Herr hat die Worte geſegnet, welche Meiſter Matthis am Gaſtmahl geredet. Und der Hausherr hat ſein „*unnützes Silber*" dem Herrn gegeben, und einen Theil davon verwendet, um unſerer großen Noth abzuhelfen. Von wem aber die liebe

Frau Zell das Geld erhalten, um unsere Habe bei Tante Cordula einzulösen (die sie gewiß hoch im Preise gehalten), das hab' ich nicht erfahren können. Allein der Herr, der unsere Thränen gezählt, unser Gebet erhört und unsere Freude gesehen, der wird es gewiß unsern bekannten und unbekannten Wohlthätern nicht unvergolten lassen, denn selig, ja dreimal „selig sind die Barmherzigen!"

Und so sind wir denn bereit, mit herzlichem Dank gegen Gott und die Menschen, nach Rumolzweiler überzusiedeln, wo Christine eine Pfarrersfrau nach Gottes Herzen werden möchte, wie die liebe Katharina Zell; der Herr gebe es! — „Und schau nur, Jerg," rief sie freudig, „diesen Mehlvorrath! O, mit dem kann ich viel Brod backen, manchen Hungrigen sättigen und manchem armen Kranken einen guten Brei kochen! Aber den Pelzrock trage, lieber Mann; er giebt dir so gut warm, und erinnert mich, daß ich „wachen und beten" soll. Und du mußt mir auch helfen, Jerg; mußt mich nicht mehr so verhätscheln und recht strenge sein, wenn ich wieder in meine alten Unarten verfalle, denn ..."

„Wollen hast du wohl, aber Vollbringen das Gute, das findest du nicht." Gelt, liebe Seele! Und geht mir ja auch selber so. Darum wollen wir uns an Den halten, der unsere Sünden vergiebt und unsere Gebrechen heilet, und dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist — an Ihn, der da ist, und der da war, und der da kommt: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Amen."

Spitzi.

„Weg hat Er aller Wegen,
An Mitteln fehlt's Ihm nicht
Sein Thun ist lauter Segen,
Sein Gang ist lauter Licht."
Paul Gerhard.

„Gott gedachte an Noah." (1 Mose 8, 1.)

Drei Männer, der alte ehrwürdige Stadtschreiber Oswald von Gamsharst, Pater Bernhard Römer und der Pfarrer Johannes Hofer, saßen an einem schönen Sommerabend auf der Bank vor dem Augustinerkloster, im Gespräch über die großen Fragen und Ereignisse jener ernsten Zeit vertieft. Nahe bei ihnen, unter der großen Linde auf dem Platze, saß des Pfarrers zweijähriges Töchterlein, das kleine Lettchen, und ließ sich sein Stücklein Vesperbrod gar trefflich schmecken; vor ihm kauerte ein schwarzer, hagerer Spitz, der aussah wie die theure Zeit, und dem „der Hunger aus den Augen lugte," wie das Sprichwort sagt; er blickte das Kind so treuherzig an, wedelte so bittend mit dem Schwanze, und fraß so begierig die kleinsten Brosamen auf, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Lettchen aber, das

wohl noch nie Hunger gelitten, und darum auch die stumme Sprache des armen Thieres nicht verstehen konnte, stieß unwillig die Schnauze des zudringlichen Bettlers zurück, ließ dabei sein Stücklein Brod aus der Hand fallen, und als der Hund es so begierig zu fressen angefangen, da ist die Kleine zornig aufgesprungen, und hat laut weinend und mit dem Ausrufe: „Spitzi, du böser Spitzi!“ mit dem Füßchen gestrampelt und mit geballten Fäustchen auf das schwarze, zottige Fell des Hundes geschlagen, der sich aber ganz ruhig verhielt, und sich dadurch nicht im Geringsten in seiner Mahlzeit stören ließ.

„Was schreist du denn so, Lettchen, und was hat dir der arme Spitzi gethan!“ fragte Hansli, der eben aus dem deutschen Hofe kam, und ein Körblein Erdbeeren für den Ohm Pfarrer und Muhme Therese brachte, die er mit dem Vater in der Hard geholt. Auf des Kindes Geschrei waren auch der Pfarrer und seine Frau, Therese, herbeigeeilt.

Spitzi, du Teufelsvieh, hieher zu mir, oder dich soll der . . . . . holen! rief jetzt eine rohe, gellende Stimme aus des Wagners Finninger Werkstatt herüber.

„O weh! das ist der böse Finninger Michi, der schlägt den armen Spitzi gewiß todt;“ rief Hansli, indem er zu Theresen flüchtete, die Lettchen auf den Arm genommen und es zu beschwichtigen suchte. Spitzi aber fuhr erschrocken zusammen, ließ das Brod aus der Schnautze fallen, zog den Schwanz zwischen die Beine, und verkroch sich zitternd hinter den Pfarrer, als wolle er ihn um Schutz und Hülfe bitten.

Ein großer Schlingel von etwa sechszehn Jahren kam jetzt mit einem dicken Seil unter die Linde, und fragte grob und mit einem wüsten Fluche: „Wo sich die schwarze Bestie

hin verkrochen?“ faßte den armen winselnden Spitzi bei den Ohren, trat ihn mit den Füßen und warf ihm das Seil um den Hals, um ihn, wie er sagte „zum Schinder zu führen, weil er toll sei und Schwester Agneschen heute Morgen gebissen habe.“

„Weil sie ihm hier unter der Linde, mit einer dicken Nadel in die Ohren gestochen, daß das Blut hinunter lief; ich hab's wohl gesehen, denn ich bin dabei gewesen,“ platzte Hansli heraus, dessen Mitleiden mit dem gequälten Hunde die Furcht vor dem bösen Buben überwand.

Der Hund ist nicht toll, sagte Pfarrer Johannes ernst; nahm einen Becher Wasser, der auf der Bank stund, und hielt ihn dem zitternden Spitzi hin. Dieser blickte ihn beweglich an, leckte zuerst seine Hand und soff dann gehorsam den Becher leer. „Da sieh' selbst, Michel, daß er nichts weniger als toll ist und das Wasser rein ausgesoffen hat,“ sagte der Pfarrer wieder. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs,“ heißt es im heiligen Gottesworte; Du aber und Deine Geschwister, Ihr plagt und mißhandelt den armen Spitzi auf eine gottlose Weise, die mich schon oft empört hat und ernste Rüge verdient.“

Michel wurde dunkelroth vor Zorn, und gab dem Pfarrer den trotzigen Bescheid: „Der Hund gehöre sein, und er könne mit ihm machen was er wolle.“ Dann fing er an in groben Schmähworten über die „lutherischen Ketzer und Prädikanten zu schimpfen,“ die sich immer in Sachen mischten, welche sie nichts angingen, und die man Alle auf dem „Scheiterhaufen verbrennen sollte,“ zog dann das Seil fester, das er um Spitzi's Hals geschlungen, und schickte sich an, das arme Thier fortzuschleppen, als Herr von Gams-

harſt von der Bank aufſtund, ihm den Weg vertrat, und in ſtrengem Tone fragte, indem er auf ein Mandat der Obrigkeit wies, das an der Kirchthür angeheftet war: „Michael Finninger kannſt Du leſen?“

Beim Anblick des geſtrengen Herrn Stadtſchreibers, den die Guten verehrten und die Böſen fürchteten, erblaßte der freche Bube, wich betroffen zurück und murmelte eine Antwort zwiſchen den Zähnen, die Niemand verſtehen konnte. Der Stadſchreiber aber fuhr alſo fort: „Eine chriſtliche Obrigkeit hat in jenem Mandat bei ſtrenger Strafe verboten, die Prediger des heiligen Evangeliums „lutheriſche Ketzer“ zu ſchelten, ſowie auch gotteslästerliche Flüche und Schwüre auszuſtoßen. Und da Du jetzt Beides gethan, und alſo Strafe verdient, ſo komm mit mir zu Deinem Vater, der für Dich verantwortlich iſt, und mit dem ich die Sache abmachen will.“ — So ſagend, faßte er den verblüfften Michel an der Hand und führte ihn in's Finninger'ſche Haus, das gegenüber lag.

Unterdeſſen nahmen die Zurückgebliebenen ſich mitleidig des armen, verfolgten Hundes an. Pfarrer Johannes löste den Strick um ſeinen Hals und klopfte ihm freundlich auf den hagern Rücken. Thereſe holte ein Stück Brod, das ihm Hansli zu freſſen gab; Lettchen aber, das nach der Kinder glücklichen Weiſe, Zorn und Schreck ſchnell vergaß, ſtreichelte ihn jetzt liebkoſend, und wiederholte mit allen Andern: „Du armer Spitzi du!“ und Pater Bernhard meinte: „Wenn wir nur das arme Thier aus den Klauen der Finninger's befreien könnten; denn nach dem was jetzt vorgefallen, werden ſie ihren Zorn an dem Hunde auslaſſen und ihn nur noch ärger mißhandeln.“

Endlich kam Herr von Gamsharst wieder: „Das ist eine Kinderzucht in dem Hause, daß Gott erbarm'!“ rief er unwillig. „Die Mutter befördert Hoffart, Wohlleben und Müßiggang, der Vater Trotz und Uebermuth in der Kinder Herzen. Da wird mit vollen Händen „Wind gesäet“ und sie werden auch bald mit Schrecken „Sturm ernten“ müssen. Hab' Euch in's Handwerk gegriffen, Meister Johannes, und eine scharfe Predigt gehalten, die sie Euch wohl nimmer vergeben noch vergessen hätten. „Hab' auch, statt der von Michel verwirkten Pön, die Freiheit des armen Hundes begehrt, den sie sonst zu Tod gemartert hätten. Nimm ihn mit auf den deutschen Hof, Hansli, so kommt er seinen Peinigern aus den Augen, er ist wachsam und treu, und in unsern bösen Zeiten kann er Deinem Vater bei seinen Fahrten in die Hard und die Umgegend gute Dienste leisten.

Hansli war überglücklich, lockte Spitzi mit freundlichen Worten und wollte ihn mit sich fortführen; aber Spitzi entwand sich seinen Händen, legte sich schmeichelnd zu Pfarrer Johannes Füßen nieder, und schmiegte sich so fest an ihn, als hätte er sagen wollen: „Das ist der Meister, dem ich dienen und treu sein will mein Lebenlang!“ „Wer hätte wohl das Herz gehabt, das arme Thier zurückzustoßen?“ hat Therese nachher gesagt. Und in der stillen Familie, die ihn aufgenommen, und die damals im Augustinerkloster gewohnt, hat Spitzi sein Stücklein Brod redlich verdient. Wenn der Pfarrer Johannes, welcher als Oberkaplan der St. Stephanskirche in Obersteinbrunn predigen und Gottesdienst halten mußte, den Wanderstab ergriffen, um sein Amt zu verrichten, so ist, zu Thereſens großer Beruhigung, Spitzi

jedesmal sein treuer Begleiter gewesen. In und vor dem Kloster war er Lettchens Hüter und Gespiele; wenn Pater Bernhard, der bei seinen Adoptivkindern, Johannes und Thereſen, wohnte, auf seinem Lehnstuhl eingeschlafen, hielt Spitzi Wache vor der Thür, und wenn er so stille und ruhig da lag und nicht bellte, wenn jemand Fremdes kam, so pflegten die Hausgenossen gewöhnlich zu sagen: „St, macht keinen Lärm, denn Pater Bernhard hält jetzt sein Mittagsschläfchen.“

Mit den Finninger's blieb indessen das Verhältniß ein sehr gespanntes; offene Feindseligkeiten durften sich zwar die Finninger keine gegen die Bewohner des Klosters erlauben, weil der Stadtschreiber und die ganze hochlöbliche Obrigkeit hinter dem Pfarrer und den Seinen stund, auch Spitzi mußten sie ungeplagt lassen, denn kamen ihm die bösen Buben*) zu nahe, so wies er ihnen die scharfen, weißen Zähne, und knurrte und bellte überhaupt so heftig, wenn er sie nur von ferne witterte, daß selbst der Pfarrer Johannes, dem er sonst auf den kleinsten Wink gehorchte, ihn nur mit Mühe zur Ruhe bringen konnte. Aber böse Nachbarn sind sämmtliche Finninger leider immer geblieben; erfinderisch an bösen Ränken, Verläumdungen und allerhand heimtückischen Plackereien, die aber den Landfrieden nicht zu stören vermocht, weil die im Kloster Alles in Geduld und mit christlicher Liebe ertrugen. Denn auch in unserer kleinen Republik

*) Es waren ihrer drei, Michel, Matthias und Jakob, die in spätern Jahren gränzenloses Unglück über ihre Vaterstadt brachten; von den beiden üppigen hoffärtigen Schwestern rührte das schweizerische Sprichwort her: Daß Elſe wie Agnes ſei.“

hatte das Evangelium gesegnete Früchte getragen, und in vielen Familien, besonders aber im Augustinerkloster, war ein stilles, frommes, dem Dienste des Herrn geweihtes Leben. In der St. Stephanskirche erklärten Augustin Krämer, Otto Binder und Jakob Augsburger, in der Augustinerkirche Pater Bernhard und Johannes Hofer abwechselnd das heilige Gotteswort, und wenn Abends die Männer unter der großen Linde zusammen kamen, so versammelten sich auch die Bürger auf dem Augustinerplatze, und hörten andächtig dem schönen geistlichen Gesange, und dem salbungsvollen Gebete zu, das einer der Geistlichen jedes Mal vor dem Heimgehen zu beten pflegte.

„Erzherzog, jetzt König Ferdinand, ist ein ernstlicher „Verfolger der Evangelischen in all' seinen Landen gewesen, „und hat auch seines Sinnes Räthe gehabt. Derowegen „als die Mülhauser dem Evangelium auch beigepflichtet „haben, hat das Regiment zu Ensisheim, sowohl aus altem, „erblichem Haß, als um der geänderten Religion willen, „allerhand sie hierum zu plagen und zu verfolgen herfür „gesucht," — lesen wir in Petri's Chronik der Stadt Mülhausen, sechstes Buch, Seite 291. So wurden in kurzer Zeit ein Kaplan der Stadt, welcher in Brunnstatt das Evangelium gepredigt, und Link, Pfarrer in Illzach, Johannnes Hofer's vertrautester Freund, hinterlistig aufgefangen und in Ensisheim hingerichtet, was großen Schreck, Unwillen und Betrübniß in der Stadt erregt. Besonders war es Theresen um ihren geliebten Johannes bange; und sie konnte die trübe Ahnung nicht bemeistern, daß auch er einem ähn-

lichen Tode entgegen gehe. Aber sie klagte es nur dem Herrn im stillen Gebet, wie sie von der frommen Großmutter gelernt. Ihren Mann wollte sie nicht entmuthigen und von seiner Pflicht zurückhalten, wußte sie doch auch: „Daß unser Keiner sich selber, sondern Jeder für den Dienst des Herrn, das heißt, für das Heil der Brüder leben und sterben soll."

Eine schwüle, drückende Luft lag aber in jenen Tagen auf unserer armen bedrängten Stadt; beinahe Alle, selbst Bürgermeister und Rath, hatten den Muth verloren; denn nicht nur von der mächtigen österreichischen Regierung umzingelt und verfolgt, waren auch die lieben Eidgenossen, an die man sich in dieser Noth gewandt, und von denen man Schutz und Hülfe gehofft, wider uns, und versagten, Zürich ausgenommen, ihre Vermittlung. Die zwölf Orte schickten vier Abgesandte von Uri, Unterwalden, Freiburg und Solothurn hieher, mit dem ausdrücklichen Befehl: „Daß wenn Mülhausen von dem neuen Mißglauben abstehen wollte, sollten sie keine Mühe noch Kosten scheuen, der Stadt bei der österreichischen Regierung Recht zu verschaffen, und sollten sie auch Leib und Blut daran setzen. Widrigenfalls aber, nämlich, wenn die Stadt nicht von der lutherischen und zwinglischen Lehre lassen wollte, sollten die Gesandten wieder heim reiten und Mülhausen seinem Schicksal überlassen."

Diese Botschaft verbreitete, wie schon bemerkt, große Bestürzung und Angst, sowohl bei der Bürgerschaft als bei der Obrigkeit, und die Mehrzahl wollte nachgeben. Aber auch in diesem Sturme ist der greise Stadtschreiber Gamsharst festgestanden, wie ein Fels im Meere; und von den frommen Predigern unterstützt, gelang es ihm mit Gottes Hülfe, die

gebeugten Gemüther wieder aufzurichten und den Glaubensmuth unserer Väter zu beleben. Nach langen stürmischen Berathungen wurde den eidgenössischen Gesandten mündlich und schriftlich folgende Antwort ertheilt: „Die Mülhäuser hätten im Gottesdienste nichts Christliches abgethan; unchristliche Mißbräuche allein seien abgeschafft worden. Ihre Hoffnung und ihr Trost stünden allein auf dem allmächtigen Gott und seinem ewigen Sohn Jesu Christo, unserm einigen Mittler und Seligmacher, dessen heiliges Wort, nach beiden Testamenten, sie bei ihnen ohne allen menschlichen Zusatz predigen ließen. Und dabei wollten sie auch bleiben. Ihren lieben Herren und Eidgenossen wollten sie in allen andern möglichen Dingen gerne willfahren; das aber betreffe ihrer Seele Seligkeit und die Ehre Gottes, darum könnten sie auch an dieser ihrer christlichen Antwort nichts ändern*)."

Als aber die vier Abgesandten, die man mit Ehrenbezeugungen überhäuft und auf's Beste bewirthet hatte, den folgenden Tag, nach Petri und Pauli, wieder heimgeritten, mit finstern, unfreundlichen Gesichtern, — ja, da sind auch wohl unsere frommen Väter es lebhaft inne geworden, „daß wir hier im Glauben und nicht im Schauen wandeln, und nur durch viele Trübsal in's Reich Gottes eingehen können."

---

*) Petri's Chronik der Stadt Mülhausen, 6tes Buch, Seite 286—301. Petri bemerkt dabei: Er gebe die Instruktion der eidgenössischen Abgesandten und die Antwort der Stadt wörtlich wieder: „damit unserer frommen Altvordren Einsamkeit bei dem Evangelio, die deßwegen ausgestandene Angst, Verfolgungen und Trübsale, und deren doch ungeachtet wunderbarliche Standhaftigkeit desto gründlicher hervorleuchten."

Müde und abgespannt ist an jenem Abend der Pfarrer Johannes mit Pater Bernhard heimgekommen. Die Verhandlungen waren lange und stürmisch gewesen, und nur nach heißem Kampf der schöne Sieg, durch Gottes Gnade errungen. Und nun sollte der Pfarrer früh am andern Morgen nach Obersteinbrunn gehen und dort, wie es sein Amt erforderte, den sonntäglichen Gottesdienst halten.

„O, thue es nicht, Johannes!“ bat Therese zum ersten Mal, schüttete ihm nun ihr ganzes Herze aus und sagte: „Wie sie für sein Leben zittere, und welcher Gefahr er sich aussetze, wenn er auf österreichischem Gebiet das Evangelium verkündige; wie während der Verhandlungen auf dem Rathhause und in der St. Stephanskirche die Finninger Buben und Consorten sich auf dem Augustinerplatze herumgetrieben, Steine gegen das Kloster geworfen, Drohungen gegen den Pfarrer ausgestoßen, und höhnend gesungen:

„O weh! o weh!
Jetzt muß der Hofer
Zum Link geh!“

und wie, seit die Abgesandten fortgeritten, sie dann mit allen Uebelgesinnten laut über die bedrängte Lage der Stadt frohlockt hätten.

Statt der Antwort schlug der Pfarrer Idelettens alte Bibel auf, faltete die Hände, sprach ein kurzes Gebet und las dann andächtig und langsam:

„Spricht Er zum dritten Mal zu ihm: Simon Johanna, hast Du mich lieb? Petrus war traurig, daß der Herr zum dritten Mal zu ihm sagte: Hast Du mich lieb? und sprach zu ihm: Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt

auch, daß ich Dich lieb habe. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Schafe.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: Da Du jünger warest, gürtetest Du Dich selbst und wandeltest, wohin Du wolltest; wenn Du aber alt wirst, wirst Du Deine Hand ausstrecken, und ein Anderer wird Dich gürten, und Dich führen wo Du nicht hin willst.

„Das sagte Er aber, zu deuten, mit welchem Tode Petrus Gott preisen würde. Da Er aber das gesagt, spricht Er zu ihm: Folge mir nach.“ (Joh. 21, 17. 18. 19.)

Darauf hat der Pfarrer sein gutes Weib in die Arme genommen und tief bewegt zu ihr gesagt: „Eine alte Ueberlieferung erzählt Folgendes vom Tode des heiligen Petrus: Von den Brüdern geleitet, entfloh er in einer finstern Nacht aus Rom, weil der Kaiser ihn zu tödten befohlen. Als die Brüder ihn verlassen und Petrus allein seinen Weg verfolgte, ist es plötzlich Licht um ihn geworden, und er sah den Herrn an sich vorübergehen. „Herr, wo gehest Du hin?“ rief der Apostel und sank auf seine Kniee. Da wandte sich der Herr zu seinem Jünger und sprach: „Ich gehe nach Rom, mich kreuzigen zu lassen. Folge Du mir nach.“ — Liebe Therese, auch Petrus hatte daheim ein treugeliebtes Weib, und er ist doch umgekehrt, ist dem Herrn gefolgt, und hat in Rom den Märtyrertod erlitten. Willst Du nun, daß ich dem Herrn nicht folgen und seine Schafe nicht weiden soll?“

„Nein, o nein, Johannes! der Wille des Herrn soll auch mir heilig sein,“ rief Therese unter Thränen, legte das Haupt auf ihres Mannes Schulter und weinte lange an seiner treuen Brust. Dann sind Beide niedergekniet zu

beten, und Pater Bernhard, der ein stummer Zeuge dieser ergreifenden Scene gewesen, hat seine Hände auf ihr Haupt gelegt und sie gesegnet im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Und am andern Morgen, in der stillen Sonntagsfrühe, ist Pfarrer Johannes von seinem Lager aufgestanden, hat Weib und Kind an's Herz gedrückt, sie und sich der Gnade und dem Schutze des Herrn empfohlen, und hat dann mit Spitzi, seinem treuen Gefährten, den Weg nach Obersteinbrunn eingeschlagen, dort seine Pflicht zu erfüllen; obwohl ihm eine innere Stimme gesagt, „auch er werde vielleicht bald von einem Andern gegürtet und geführt werden, wo er nicht hin wollte."

Es giebt so trübe, lange Tage, wo eine schwarze Wolke drohend über unserem Haupte hängt, eine unsägliche Angst wie ein drückender Alp auf der Seele lastet, und die Zeit mit bleierner Schwere an uns vorüber schleicht. Ein solch schwerer, langer Tag ist besagter Sonntag für unsere Freundin Therese gewesen; und, nachdem sie daheim Alles in Ordnung gebracht, in der Kirche sich ausgeweint und den Herrn um Trost und Hülfe gebeten, ist sie auf den deutschen Hof gegangen, wo Bruder Franz, seine Jakobea und der alte Andres sie mit Liebe empfangen und umgeben haben. Aber auch sie waren unruhig und voll banger Besorgniß; und während Therese im Gespräch mit dem alten Andres das gequälte Herz zu beschwichtigen gesucht, ist Franz in der Stille bald unters Thor, bald in's Augustinerkloster gegangen, zu sehen, ob Pfarrer Johannes noch nicht zurückgekehrt, da wurde die Unruhe allgemein, man sandte Boten aus, und die widersprechendsten Gerüchte verbreiteten sich in der Stadt.

Die Nacht war finster, der Himmel mit Wolken überdeckt und ein heftiges Gewitter brach los; Sturm und Regen tobten um die Wette und schlugen prasselnd an die runden Scheiben des Augustinerklosters, wo im Refektorium Alle harrend und betend beisammen saßen; auch Herr von Gamsharst befand sich in dem Kreise und die von ihm ausgesandten Boten gingen ab und zu. Da riß plötzlich Hansli, der draußen Wache gestanden, die Thür mit den Worten auf: „Der Spitzi ist da, aber ohne den Ohm!“ und ihm nach stürzte der Hund keuchend und triefend vom Regen, lief wimmernd und bellend von Einem zum Andern, riß die Männer an den Beinkleidern und eilte dann wieder zur Thür, als hätte er sie zum Aufbruch und zur Hülfe auffordern wollen. Das Unglück war also geschehen, aber wie und wo? das konnte freilich der arme Spitzi ihnen nicht näher erklären. In diesem Augenblicke zeigte sich das hämische Gesicht des Finniger Michels unter der Thür, gleich einem bösen Dämon, und mit teuflischer Freude rief er ihnen zu: „Sie haben ihn!“ und verschwand dann wieder so schnell wie er gekommen war, vom wüthenden Spitzi verfolgt, den Franz nur mit der größten Mühe zurückhalten konnte.

Vom reitenden Stadtboten, den Herr von Gamsharst nach Obersteinbrunn gesandt, wurde nun berichtet: „Pfarrer Johannes habe wie gewöhnlich die Morgenpredigt gehalten, seine Kranken- und Hausbesuche gemacht, und sei dann vom alten Förster Vicentz begleitet, wieder fortgegangen; auf dem Wege aber von österreichischen Kriegsknechten festgenommen und im Schlosse zu Brunnstatt in sichere Gewahrsam gebracht worden. Das ganze Dorf sei darüber in großer Bestürzung und Aufregung; auch hätte man nicht wagen

dürfen, den Pfarrer im Dorfe ſelbſt gefangen zu nehmen, weil es ſicher einen Aufſtand unter den Bauern gegeben, da Johannes allgemein geliebt und verehrt ſei, ſowohl wegen ſeiner jetzigen Predigten und Seelſorge, als wegen der Wohlthaten, die er ſeinen Pfarrkindern während des Bauernkrieges erwieſen, wo Alle bei ihm Rath, Troſt und Hülfe gefunden, wo menſchliche Hülfe möglich war."

„Wenn er im Schloſſe zu Brunnſtatt liegt, ſo können wir ihn nicht befreien!" ſeufzte Herr von Gamsharſt, „denn bis wir an Ort und Stelle unſere Klagen eingereicht und Verhandlungen angeknüpft, haben ſie ihn längſt hingerichtet. Wiſſen wir doch aus Erfahrung, wie das Regiment von Enſisheim gar kurzen Prozeß mit unſern evangeliſchen Predigern macht."

„Er iſt nicht im Brunnſtatter Schloß," ſagte der alte Förſter Vicentz, der unterdeſſen ganz durchnäßt eingetreten und erſchöpft auf einen Stuhl geſunken war." Sie wollen ihn auf Umwegen, um die Dörfer zu vermeiden, nach Enſisheim führen. Darum auf, Ihr Mannen, eilt mit einem Fähnlein ſo ſchnell Ihr könnt in die Hard; ſie müſſen durch den Forſt, und mit Gottes Hülfe gelingt es Euch vielleicht, den guten Pfarrer aus den Händen ſeiner Henker zu befreien." Und nun erzählte er, wie er dem Pfarrer Johannes das Geleit gegeben und zwar durch den Wald auf Nebenwegen, die er ihm der Sicherheit wegen ſchon früher gewieſen, die aber leider der Finninger Michel erſpäht, der dem Pfarrer auch heute wieder von ferne gefolgt und die öſterreichiſchen Kriegsknechte in den Hinterhalt geführt, aus dem ſie hervorgebrochen, den Pfarrer geknebelt, überzwerch mit herunterhängendem Angeſichte auf ein Roß gebunden

und dann schnell mit ihm davon geeilt. *) Spitzi, den die Kriegsknechte zu tödten gesucht, habe die Flucht ergriffen, nachdem er vergeblich versucht, seinen Herrn zu vertheidigen; und er, Vicentz, habe sich in's Gesträuch versteckt und dort gehört, welchen Weg sie mit dem Gefangenen einschlagen wollten."

Mit der ihm eigenen Umsicht und ruhigen Besonnenheit traf Herr von Gamsharst sofort die nöthigen Vorkehrungen, um dem Pfarrer zu Hülfe zu eilen. Um alles Aufsehen zu vermeiden, sollte Franz in aller Stille mit dem Holzwagen in die Hard fahren. Herr von Gamsharst und einige bewaffnete Männer sollten mit ihm auf den Wagen steigen; andere Gewappnete und zwar eine bedeutende Schaar sollten auf verschiedenen Wegen ihnen nachreiten; bei der Försterhütte in der Hard sollte man zusammen kommen, von wo aus der Stadtschreiber selbst das ganze Unternehmen leiten wollte. In der Stadt wurden die Wälle besetzt, das Finninger'sche Haus und andere verdächtige bewacht, und den Thorwächtern die Weisung gegeben, Niemand aus oder in die Stadt zu lassen, der das Losungswort: Gott für uns, nicht kenne. „Und so laßt uns aufbrechen in Gottes Namen, und mit seiner Kraft und allmächtigen Hülfe!" sagte Herr von Gamsharst, indem er Theresen väterlich die Hand reichte.

Therese, die seit der Schreckensbotschaft todtenblaß und

*) „Johannes Hofer, Oberkaplan der Stadt und Pfarrherrn zu Obersteinbrunn, haben sie in Verkündigung göttlichen Worts, bei gedachter seiner Pfahr, erwüscht, überzwerch aufs Roß gebunden und gefänglich hingeführt." Petri Chronik, 6tes Buch, Seite 295.

regungslos wie ein Marmorbild dageſeſſen, erhob ſich bei dieſen Worten ſchnell und erwiderte haſtig: „Nehmt den Spitzi mit, edler Herr; er kann Euch am ſicherſten auf die Spur ſeines Meiſters bringen, und der Herr geleite und ſchütze Euch Alle!“

„Gelt', ich darf auch mit?“ bat Hansli, indem er behend mit Spitzi auf den Wagen ſprang, welcher ſchon eine gute Weile vor der Kloſterthüre bereit ſtand. Herr von Gamsharſt wollte es nicht zugeben; aber Franz meinte: „Laßt ihn immerhin mitkommen; der Junge kennt alle Weglein und Schlüpfe im Walde, und er und Spitzi können uns vielleicht die beſten Dienſte leiſten, indem ſie den Weg erſpähen, auf dem der Gefangene durch die Hard geführt wird. Pater Bernhard und der alte Förſter Vicentz ſtiegen ebenfalls auf, und ſo zogen ſie hin unter dem rollenden Donner, den leuchtenden Blitzen und dem ſtrömenden Regen ernſt und ſtille, aber muthig und Gott vertrauend, der da mächtig iſt zu helfen und zu erretten.

Als die Männer fort waren und Thereſe allein im Refektorium zurück geblieben, ſank ſie mit gefalteten Händen auf die Kniee. Worte hatte ſie nicht, auch keine Thränen, ihren Schmerz zu lindern; aber der Herr, der das Verſtummen ſeiner Kinder gar wohl verſteht, ſandte auch der armen Thereſe einen Engel des Troſtes in ihr Gethſemane. Margaretha Blaurer, die Schweſter des Conſtanzer Reformators Ambroſius Blaurer, war auf einer Reiſe zu dem ihr innig befreundeten Butzer hier durchgekommen, hatte einige Tage im gaſtfreundlichen Hauſe des Herrn von Gamsharſt verweilt, und freute ſich, den Straßburgern Kunde von dem feſten Glaubensmuthe ihrer Mülhauſer Brüder zu

bringen. Nachdem sie gehört, was vorgefallen, und der Abfahrt der Männer beigewohnt, ist sie in's Refektorium gegangen und sanft und still, wie ein Himmelsbote, zu Thereſen getreten. Gleich ihrem Herrn und Meister, dem sie diente, hatte Margaretha Blaurer *) es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Leidenden zu trösten, die Kranken zu pflegen und mit den Sterbenden zu beten; ihre herzliche, liebevolle Theilnahme that der armen Thereſe unendlich wohl, und als das Glöcklein der Auguſtiner-Kirche zum vereinten Gebet für Pfarrer Johannes gerufen, da konnte auch Thereſe, auf Margaretha's Arm gestützt, in's Gotteshaus gehen.

Pfarrer Otto Binder stund bereits auf der Kanzel, und als er die beiden Frauen eintreten sah, da hat er unwillkürlich und mit tiefer Bewegung das schöne lutheriſche Lied angestimmt: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir; o Herr, erhör' mein Rufen", in welches sofort die ganze Verſammlung aus vollem Herzen eingefallen. Als der erste Vers gesungen, entstand eine tiefe Stille, nur vom Schluchzen der armen Thereſe unterbrochen; auch Otto Binder weinte, und mußte sich sammeln, ehe er zu sprechen vermochte, denn der Pfarrer Johannes war ihm unendlich werth und theuer. Da sang Margaretha Blaurer mit ihrer reinen Silberstimme, die wie ein Troſteswort von oben in Aller Herzen wiederklang:

---

*) Während die Peſt furchtbar in Conſtanz gewüthet, ist Margaretha Blaurer immerwährend um und bei den Peſtkranken geweſen, und ihnen beigestanden im letzten Kampfe; auch wurde sie vom Volke wie ein rettender Engel geliebt und verehrt.

Und ob es währt bis in die Nacht,
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So thu' Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeuget ward,
Und seines Gottes harre!

Als Otto Binder die Bibel aufschlug, fielen ihm die Worte: Da gedachte Gott an Noah, in die Augen und in's Herz: „Der Herr gedenket auch an den gebundenen Johannes und an unsere arme, bedrängte Stadt, die gleich der einsamen Arche auf der großen Fluth, hülflos und von mächtigen Feinden bedroht und umringt, in Angst und Gefahr schwebt," sprach eine tröstende Stimme in seinem Innern. In diesem Sinne hat der treue Diener des Wortes auch zu dem trauernden und zagenden Kreise geredet, der sich in jener verhängnißvollen Nacht in der Augustiner-Kirche versammelt. Und als sich dann Alle zum Gebet vereint und aus aller Herzen die Fürbitte für den Gefangenen emporgestiegen, da hatte sich der Himmel aufgeklärt, die schweren Gewitterwolken waren vorübergezogen, und hell und klar blickte der goldene Morgenstern durch die hohen, gewölbten Fenster in das kleine Kirchlein hinein.

In der Försterhütte im Walde hatten die Männer unterdessen in ängstlicher Spannung das Ende des Gewitters erwartet, und als dieses endlich ausgetobt und im Osten die Morgenröthe zu schimmern begann, da gedachte man ernstlich daran, die zweckmäßigsten Maßregeln zur Befreiung des Pfarrers zu treffen. Die Hard, damals auch der Hoheforst genannt, erstreckte sich in jener Zeit

über das Gebiet der Stadt ganz nahe zum Dorfe Modenheim hinan; mehrere Wege führten durch den Wald auf die Straße nach Enſisheim, einige durch den Mülhauſer Bann, andere auf öſterreichiſchem Gebiet über Sauesheim; aber Niemand konnte wiſſen, welchen von dieſen Wegen die Kriegsknechte mit dem Gefangenen einſchlagen würden. Es wurde demnach beſchloſſen, daß die Gewappneten in mehreren Abtheilungen ſich im Geſträuche verborgen halten, während der Förſter Vicentz, Franz und Hansli den Wald in verſchiedener Richtung durchſtreifen und Spitzi mitnehmen ſollten, der ſie am ſicherſten auf die Spur ſeines Herrn leiten werde. Als man ſich aber nach dem Hunde umſah, war dieſer zu Aller Beſtürzung verſchwunden, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. „Nun, ſo laßt uns in Gottes Namen dennoch getroſt das Unſrige thun; der Herr kann Euch auch ohne den Hund auf den rechten Weg führen," tröſtete Herr von Gamsharſt. Und ſo zog Jeder von ihnen an den ihm angewieſenen Poſten.

Wenden wir uns nun zum armen, gefangenen Pfarrer Johannes, den das öſterreichiſche Kriegsvolk, wie wir in der Chronik geleſen, „überzwerch mit herunterhängendem Angeſicht auf ein Roß gebunden und fortgeführt hatte." Da ſeit dem Bauernkriege die Mülhauſer und beſonders Pfarrer Johannes bei dem Landvolke ungemein beliebt geweſen, ſo hatten die Kriegsknechte die Weiſung erhalten, mit dem Gefangenen durch die Waldungen zu ziehen und die Dörfer zu umgehen, damit es keinen Aufſtand unter den Bauern gäbe und dieſe den Pfarrer nicht befreien könnten. Bei einbrechender Nacht wurden ſie aber von dem Gewitter überfallen und mußten in einer Köhlerhütte Schutz vor

dem Sturm und Regen suchen, da sie in der dichten Finsterniß ihren Weg nicht fortsetzen konnten. Die Kriegsknechte setzten sich um den Herd, auf dem die Köhlerfrau ein Feuer angezündet; das Roß mit dem Gefangenen hatten sie draußen an einen Baum gebunden und roh und unmenschlich, wie man damals die Gefangenen behandelte, diesen schonungslos dem ganzen Toben des Unwetters Preis gegeben. Der arme Pfarrer Johannes sollte jetzt lernen, was es heißt: „Von einem Andern gegürtet und geführet zu werden, wo wir nicht hin wollen.“ Wohl war er fromm und Gott ergeben, liebte seinen Heiland aufrichtig und von ganzer Seele; aber er fühlte auch, daß er ein menschliches, ein sündiges Herz im Busen trage, das vor dem Tode erzittert, weil er unserer Sünden Sold ist. Da hat auch er aus tiefer Noth zum Herrn, dem Todesüberwinder, geschrieen, und hat um Stärkung des Glaubens, um Trost und um die Gnade gebeten, die Todesfurcht überwinden, und in den Martern, denen er entgegen ging, den Herrn zu preisen bis zum letzten Athemzuge! Und als er so gebunden da lag, der Donner über seinem herunterhängenden Haupte krachte, die Blitze ihn umleuchteten und der Regen in Strömen sich über ihn ergoß, ja, da hat auch er die Schrecken des Gerichts gefühlt, hat gerungen mit unendlichem Bangen und Zagen und hat nur noch seufzen können: „O Herr, erbarme Dich meiner!“ Aber die Fürbitte, die in jenem Augenblicke in der Augustiner-Kirche aus Theresens und seiner Brüder Herzen für ihn gen Himmel gestiegen, ist nicht vergeblich gewesen. Der Regen hörte auf, Sturm und Donner verstummten, und auch über des Pfarrers schmerzentstelltem Angesichte leuchtete freundlich der Morgenstern. Es ward stille, es ward licht

in seiner Seele, er athmete freier und so leicht, als ob ihm ein Engel die Todesangst vom Herzen genommen, und siehe, im Gebüsche regte es sich: Spitzi, der treue Spitzi sprang hervor, und hat sich, wie uns die alte Chronik erzählt, „liebkosender Weis sein herunterhängendes Angesicht zu lecken unterstanden.“ Wie wohl haben aber diese Liebkosungen des treuen Hundes dem armen Pfarrer gethan!“ „Spitzi, mein guter Spitzi!“ sagte er weich, indem lindernde Thränen aus seinen Augen flossen, und Spitzi hat auch nach seiner Art und Weise Alles gethan, um seinem geliebten Meister Trost und Hoffnung einzuflößen; er wurde nicht müde, an ihm aufzuspringen und zu wiederholten Malen bald sein Gesicht bald seine geknebelten Hände zu lecken. Aber die Köhlerfrau, die in der Dämmerung unter die Thür der Hütte getreten, und das schwarze Thier um den Gefangenen herum wedeln sah, bekreuzte sich, kam erschrocken zu den Kriegsknechten zurück und sagte: „Der Böse, Gott sei bei uns, treibt draußen in Gestalt eines schwarzen Ungethüms seinen Spuck mit dem gefangenen Prädikanten!“

„Wird wohl die schwarze Bestie sein, die ihn immer wie sein Schatten begleitet,“ meinte der Kriegsknechte Einer. „Hätte gestern gerne den Plappert verdient, den mir der Finninger Michel versprochen, wenn ich das verfluchte Vieh todtschlagen könne. Ich konnte ihm aber nichts anhaben, und er muß leibhaftig vom Satan besessen sein, denn er hat mich in die Waden gebissen und mir die Beinkleider zerrissen.“

„Wollen 'mal sehen, ob wir ihn jetzt nicht erwischen und den Plappert verdienen können,“ sagte ein Anderer. Als sie aber hinaus kamen, entschlüpfte Spitzi schnell in's Ge-

büſch und war ſpurlos verſchwunden. „Und es iſt doch der Böſe geweſen!“ ſagte die Köhlerfrau ſich abermals bekreuzend, als die Kriegsknechte mit dem Gefangenen fortzogen. Daß der Hund ſich wieder gezeigt, war dieſen aber gar nicht lieb, denn ſie fürchteten nicht ohne Grund, daß man in der Stadt Kunde erhalten von dem Wege, den ſie eingeſchlagen und die Mülhauſer vielleicht Gewappnete in die Hard geſchickt, um den Pfarrer zu befreien. Sie beſchloſſen daher, die größte Vorſicht zu gebrauchen und ſo viel möglich auf ihrer Hut zu ſein. Der arme Pfarrer wurde noch feſter geknebelt, und das Roß, auf dem er lag, von den Kriegsknechten in die Mitte des Zuges genommen: „Wenn wir überfallen werden und das Feld nicht behaupten können, ſo gebt ihm den Todesſtreich,“ gebot der Anführer; „wenn wir ihn auch nicht lebendig nach Enſisheim bringen, ſo ſind ſie dort ſchon zufrieden, wenn wir ihm ſein Prädikantenmaul geſtopft haben.“ Pfarrer Johannes aber, als er dieſe Worte gehört, hat ſeine Seele glaubensvoll ſeinem Gott und Heiland empfohlen.

Glänzend, eine Siegerin über Nacht und Grauen, ſtieg jetzt die Sonne am blauen Himmel empor. Das Gewitter hatte die Luft gereinigt und wunderſchön brach der Morgen an; auf den hohen grünen Bäumen ſchüttelten die Vöglein geſchäftig das durchnäßte Gefieder, ſangen ihr Morgenlied oder zwitſcherten einander freundlich einen guten Tag zu; auf den Blättern, den Waldblümchen und dem zarten Mooſe glänzten die Regentropfen gleich Diamanten in den leuchtenden Sonnenſtrahlen, und ein balſamiſcher Wohlgeruch ſtieg, wie ein ſtilles Gebet, aus dem erfriſchten Walde zu Gott empor. Eine Weile bewegte ſich der Zug in der größten Ordnung fort; aber an manchen Orten hatte der Regen die

Wege überschwemmt und ungangbar gemacht; die Kriegsknechte mußten mit ihrem Gefangenen oft Nebenwege einschlagen und kamen so auf einen freien Platz, der von hohen Buchen überschattet und ihnen unbekannt war. Da sie nicht wußten, nach welcher Seite sich wenden, hielten sie an, um Rath zu pflegen, weil es ihnen hauptsächlich darum zu thun war, auf österreichischem Gebiet zu bleiben und der Stadt Grund und Boden nicht zu betreten. Als sie um sich schauten, erblickten sie einen kleinen Buben, der im Gebüsche emsig mit Erdbeerenlesen beschäftigt schien: „He Junge, wo geht der Weg nach Sauesheim?“ riefen sie ihm zu.

„Hab' immer gehört, der beste gehe über Modenheim,“ erwiderte der Bube.

„Wir wollen aber nicht über Modenheim. Kannst uns nicht sagen, wo der Stadt Gebiet anfängt?“

„Bei den Bannsteinen.“

„Und wo sind die?“

„Da, dort, müßt sie halt suchen, ihr seid ja größer als ich.“

Daß die Kriegsknechte sich mitten auf der Stadt Gebiet befanden, wohl eine gute Viertelstunde von den Bannsteinen, hatte Schlauköpfchen Hansli recht gut gewußt; und als der Zug sich aufgelöst, die Kriegsknechte nach der Seite hingegangen, die ihnen Hansli gewiesen, und das Roß, auf dem der Gefangene gebunden lag, nicht mehr von seinen Häschern umringt war, ist Hansli schnell wie der Blitz zum Pfarrer gesprungen und hat ihm leise zugeflüstert: „Seid gutes Muths, Ohm, sie kommen Euch zu befreien, und seht, da ist der Spitzi schon!“ und wie der Hund keuchend aus dem Gebüsche stürzte und mit einem Satze auf das Roß sprang,

seinen Herrn zu schützen, lief Hansli eilends in das Gebüsch und rief aus voller Kehle: „Hieher! und Gott für uns!“ „Gott für uns!“ tönte es von allen Seiten so laut und kräftig zurück, daß der Wald davon wiederhallte. Die Gewappneten drangen hervor und der Kampf begann. Aber auch Spitzi kämpfte wacker mit, denn als beim Anblick der Mülhauser Schaar einer der Kriegsknechte auf den Gefangenen zueilte, um den Befehl des Anführers zu vollziehen, und den Pfarrer mit einem Lanzenstiche tödten wollte, da ist Spitzi wüthend gegen ihn gesprungen und hat ihn so arg in die Hand gebissen, daß er die Lanze auf den Boden fallen ließ. Und Gott war für unsere Väter, sie haben den Sieg erfochten, die Oesterreicher in die Flucht geschlagen und Pfarrer Johannes im Triumphe in die Försterhütte geführt, wo ihn Herr von Gamsharst und Pater Bernhard mit väterlicher Liebe und heißem Dank gegen Gott empfangen haben.

„Und den Spitzi halt' in Ehren, Schwager!“ rief Franz, indem er den befreiten Bruder mit ungestümer Freude in die Arme schloß. „Ohne ihn hätten wir Dich schwerlich so leicht finden können. Mit Tagesanbruch, als wir meinten, er habe sich verlaufen, kam er plötzlich zurück, uns zu holen, lief voraus und kehrte zurück, uns den Weg zu weisen, bis er uns zu dem freien Platz geführt, wo wir Dich mit Gottes gnädiger Hülfe gefunden und befreit haben. Da sage mir Einer wieder, die Hunde hätten kein Herz und keinen Verstand; Spitzi wenigstens ist gescheidter und treuer, als manches stolze Menschenkind.“

„Und ich, Vater, habe doch auch mit geholfen und bin der Erste gewesen, der den Ohm gesehen und Gott für

uns geschrieen," rief Hansli, indem er am Pfarrer hinauf kletterte und die Arme um seinen Hals schlang. Der Vater aber hieß ihn schweigen und meinte: „Eigen Lob stinke." Pfarrer Johannes konnte nicht viel erwidern; er war ganz erschöpft, seine Glieder steif und geschwollen vom harten Knebeln, und das Blut hatte sich so sehr gegen Herz und Kopf gedrängt, daß er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte; er wurde sofort auf den Wagen gehoben, wo man ihm in der Eile ein Strohlager bereitete; Spitzi legte sich zu seinen Füßen nieder, und Hansli saß neben seinem Haupte und erquickte ihn mit den köstlich duftenden Erdbeeren, die er bei Sonnenaufgang im Walde gelesen. Auch Herr vom Gamsharst und Pater Bernhard stiegen wieder auf den Wagen, den Franz mit Eichenzweigen bekränzt; die Gewappneten schmückten ebenfalls ihre Hüte mit grünem Eichenlaub und schwenkten sie freudig in die Höhe, als sie der Stadt nahe kamen. Als aber der Thurmwächter auf dem Stephansthurm den bekränzten Wagen und das fröhliche Schwenken der Hüte bemerkt, hat er in's Horn gestoßen, ein Fähnlein aufgesteckt und durch sein Sprachrohr die frohe Botschaft hinunter gerufen. Das ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt; man eilte auf die Wälle, und als der Zug sich genaht und das Thor geöffnet wurde, da stimmten unsere frommen Väter auf den Wällen, das Glaubenslied der jungen evangelischen Kirche an: „Ein' feste Burg ist unser Gott," und die draußen erwiderten mit freudiger Zuversicht: „Ein' gute Wehr und Waffen!" und die Glocken aller Kirchen begleiteten den erhebenden Lobgesang mit ihrem festlichen Klange. Der Zug begab sich zuerst in

die St. Stephanskirche; Pfarrer Johannes eröffnete ihn, auf Herrn von Gamsharst und Franz gestützt; er wurde vom Bürgermeister und seinen Amtsbrüdern mit herzlicher Freude empfangen, und sank dann tief bewegt vor dem Altar auf die Kniee. Otto Binder aber redete zu der versammelten Menge aus gerührtem Herzen über die Worte: „Wenn ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen.“ (1 Mose 9, 14.) Auch über unsere Stadt hatte der Herr Wolken geführt, aber schonend ließ Er sie vorüber ziehen. — Die Zuhörer wurden von der Begeisterung des Redners ergriffen, und es war allen, als sähen sie in jenem feierlichen Augenblicke über dem gedrängt gefüllten Gotteshause den siebenfarbigen Gnadenbogen strahlen in seiner herrlichen Pracht. Der Herr hatte gnädig geholfen, den Glauben gestärkt, die Hoffnung belebt, den Muth gehoben und sein Werk wurde standhaft in unserer Kirche fortgesetzt.

Als aber Pfarrer Johannes heimkehrte, und in die Arme seiner geliebten Thereſe sank, da ist Margarethe Blaurer wie ein guter Engel neben ihnen gestanden; sie hatte mit der Trauernden geweint, und freute sich nun und dankte Gott aus vollem Herzen mit dem glücklich wieder vereinten Ehepaar.

Pfarrer Johannes erster Gang war in's Finninger'sche Haus. Der alte Wagner, Hans Finniger, empfing ihn verlegen, weil er Vorwürfe und die Ankündigung der wohlverdienten Strafe für seinen Aeltesten gefürchtet. Aber der Pfarrer reichte ihm freundlich die Hand mit den Worten: „Euer Michel gedachte es böse zu machen, Nachbar; aber Gott hat es gut gemacht, darum laßt uns in Frieden mit

einander leben und gegenseitige Beleidigungen vergeben und vergessen, wie wir wünschen, daß uns der Herr unsere Schulden vergeben wolle.“ Und hat dann ernst und liebevoll dem Vater an's Herz geredet, und ihn dringend ermahnt, das Seelenheil seiner Kinder zu bedenken. Hans Finninger schien gerührt, ergriffen, und reichte auch willig dem Pfarrer die Hand zur Versöhnung, die Feindseligkeiten hörten auf; aber nach des Wagners Tode sind sein Weib und seine fünf Kinder alle rasch fort geeilt auf der breiten Straße, die in's Verderben führt, und mit blutigen Zügen sind ihre Namen in der Geschichte unserer Stadt aufgezeichnet.

Und Spitzi, der Held des Tages, dessen Lob in Aller Munde war, den dürfen wir doch auch nicht vergessen. Hat ihn doch Therese, als er vom Wagen sprang, in die Arme genommen und so fest an's Herze gedrückt, wie weiland ihr Krumm-Schnäbelchen, und heißt es doch in jenem alten Herbstliede so schön:

Gott schickt aus milder Güte
Auch stumme Lehrer mahnend zu.

Was können wir aber vom guten Spitzi lernen? Ich meine, treue Liebe und Demuth. Sind wir unserem Herrn im Himmel so treu, wie Spitzi seinem Meister? Und als er ihn gerettet und heimgekehrt, hat er sich still in seine Ecke gelegt, ruhig geschlafen und den andern Tag gar nicht gedacht, daß er was Sonderliches gethan. Thun wir auch dasselbe? Oder müssen wir nicht Alle mit dem frommen Sänger Paul Gerhard bekennen:

Der Grund, da ich mich gründe,
Ist Christus und sein Blut;
Das machet, daß ich finde
Das ewig wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Der Heimgang.

„Sie leben ihm Alle.“
Luc. 20, 38.

Als die unglückliche Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) den Bund der protestantischen Fürsten und Städte, der „schmalkaldische Bund“ genannt, aufgelöst, der Churfürst von Sachsen gefangen und auch der Landgraf von Hessen in des Kaisers Hände gefallen, der nun kein Hehl mehr daraus machte, daß er mit einem Gewaltstreiche die Spaltungen in der Kirche endigen, und die evangelische Religion im ganzen deutschen Reiche abschaffen wolle: da verbreitete sich bei diesen Schreckensnachrichten auch Betrübniß und Angst in der Stadt Straßburg. Schon beim Ausbruch des Krieges hatte der Magistrat, im Einverständniß mit den Predigern, auf jeden vierten Dienstag den großen Bettag angeordnet, der mit Gottesdienst und ernster Bußübung wie ein Sonntag gefeiert wurde. Seit dem unglücklichen Ende des Kriegs aber wurde noch verordnet: „Daß alle Morgen, wenn die Achterpredigt aus ist, eine besondere Glocke geläutet werden solle; wer die hört, wo er auch sei, soll auf die Knie niederfallen und beten.“ *)

*) Röhrich, Geschichte der Reformation 2ter Theil, S. 182 u. 183.

Es war im Jahr 1548, Sonntags den sechsten Januar, als in dem uns wohlbekannten Pfarrhause des Straßburger Münsters, nach der Achterpredigt, sich die Hausgenossen in der Wohnstube versammelten, beim Klange besagter Glocke niederknieten und stille mit einander beteten. In diesem andächtigen Kreise treffen wir heute wieder mit unsern alten Freunden Meister Matthis Zell und seiner Katharina zusammen; sie sind Beide alt und grau geworden, besonders der gute Zell, der gar schwach und lebensmüde heute mit dem Seufzer: Ach, auch ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, auf die Knie gesunken war. Sein „lieber Helfer“ ist nicht mehr die jugendliche, rüstige Käthel von ehemals; ernst und sorgenvoll ruht ihr Blick bald auf dem zitternden, gebeugten Haupt ihres Mannes, bald auf dem bleichen Sohne, den sie erst in spätern Jahren geboren, und der durch seine körperliche und geistige Schwäche ein wahres Schmerzenskind für sie war. Unter den andern Hausgenossen, worunter Zell's Helfer, Johannes Angelius, und viele Hugenotten sich befanden, werden wir bald mit Ludwig Rabus, und besonders mit der Waldenserin Marceline näher bekannt werden.

Marceline, im Pfarrhause der Kürze wegen nur „Line“ genannt, war aus dem Dorfe Mérindol in der Provence gebürtig. Zu Peter Waldus' Zeiten hatten Waldenser, die aus den piemontesischen Thälern geflüchtet, sich an den Ufern der Durance niedergelassen, dort brachliegenden Boden urbar gemacht, und durch Fleiß und Beharrlichkeit zweiundzwanzig blühende Dörfer (mit 18,000 Einwohnern) gegründet, worunter Mérindol und Cabrières die vorzüglichsten gewesen. Als diese Waldenser gehört, daß in Deutschland

das reine Evangelium wieder verkündigt werde, welches ihre Väter seit der ersten apostolischen Kirche durch alle Verfolgungen treu bewahrt, schickten sie Abgesandte, die in Bern von Berchtold Haller, in Basel von Oecolampad, und in Straßburg von Zell, Butzer und Capito mit brüderlicher Liebe aufgenommen wurden, und die im Glauben gestärkt, von den Reformatoren belehrt und mit geistlichen Schriften versehen, freudig wieder in ihre Dörfer zurückkehrten. Aber auch diese frommen, friedlichen Landleute hatte der König von Frankreich ihres Glaubens wegen zu verfolgen und zu tödten befohlen. Ihre Dörfer wurden umzingelt und niedergebrannt, Weiber, Kinder und Greise in die Flammen geworfen, die Männer niedergemetzelt oder gebunden auf die Galeeren geschleppt. Tausende, die durch die Flucht diesem fürchterlichen Blutbad entronnen, starben vor Hunger und Kälte, oder mußten in den evangelischen deutschen Landen eine Zufluchtsstätte suchen. So war Marceline mit ihrem Vater, Étienne le Marroul, der Vorsteher der Gemeinde Mérindol gewesen, nach Straßburg gekommen. Étienne starb wenige Tage nach ihrer Ankunft und Marceline wurde im Pfarrhause, wie so viele Andere schon, mit Liebe aufgenommen und getröstet.

In Marceline hatte aber das Zellische Ehepaar zwar keinen Engel, aber eine schöne, im Tiegel der Trübsal geläuterte Seele beherbergt, die ihnen reichen Segen gebracht. Sie war so geschickt in allen weiblichen Arbeiten, so fleißig und sparsam, daß sie in kurzer Zeit Frau Katharina's rechter Arm, und in dem vielfach bewegten großen Haushalt ihr eine unentbehrliche Hülfe geworden. Bis sie das Deutsche

verstehen und sprechen gelernt, ist sie im Hause mit dem blassen, traurigen Gesichte so leise und stille wie ein körperloses Wesen umhergegangen, und die großen Augen waren immer so thränenschwer, daß Frau Zell, die nicht mit ihr reden konnte, das arme Mädchen dem französischen Pfarrer, Jean Garnier *), dringend empfahl. Bei diesem treuen Diener des Herrn hat auch Marceline Trost und Frieden für ihr wundes Herz gefunden. Der Schmerz der Trennung von Vater, Mutter, Brüdern und Schwestern, die sie Alle um sich ermorden und sterben gesehen, und die Sehnsucht nach dem milden, südlichen Himmel lösten sich allmälig in das Heimweh nach der ewigen Heimath auf. Die schrecklichen Bilder der brennenden Dörfer und ihrer grausam getödteten Lieben, die wachend und schlafend vor ihr gestanden, und das Wehklagen und Stöhnen der Sterbenden, das sie noch immer zu hören vermeinte, wichen aus ihrer durch die Schreckensscenen so tief erschütterten Seele; der Herr gab ihr seinen Frieden und stille Ergebung, und sie konnte den Blick glaubensvoll dorthin erheben, wo ihre Lieben aus der großen Trübsal eingegangen zur ewigen Ruhe der Heiligen. Und wie ihr Herz droben war, so ist auch ihr Wandel im Himmel gewesen, und sie hat mit treuer Liebe und seltener Selbstverleugnung dem Herrn gedient in den Vertriebenen, Heimathlosen, die damals Straßburg überfüllten. Besonders war für den alten Zell Marcelinens stilles, sanftes Wesen und ihr Umgang äußerst wohlthätig; und wenn der greise

*) Jean Garnier war Pfarrer der Kirche, die Calvin für die französischen Flüchtlinge in Straßburg gegründet.

Diener des Worts oft von der Gefahr, welche seiner geliebten Kirche drohte, mit banger Sorge erfüllt wurde, so faßte Marceline freundlich seine Hand und sagte tröstend in ihrem gebrochenen Deutsch: „Lieb' Vater, Ewigkeit viel länger sein als arm Erdenleben, und Kaiser und König Glauben doch nit verbrennen, und Seele im Himmel nit tödten kann."

An jenem Sonntag nun, wo man allgemein mit Furcht und schwerem Herzen den Tag heranrücken sah, an dem der Kaiser auch in Straßburg durch das Interim *) den katholischen Gottesdienst wieder einführen und die evangelischen Prediger vertreiben würde: da schien über all dem Jammer, den er voraussah, das Herz des alten Zell gebrochen, und als ihn Frau Katharina mit gesenktem Haupte, zitternd und mühsam, von Marcelinen unterstützt, vom Gebet sich erheben sah, da ging der Gedanke: „Er wird dich bald verlassen, und heimgehen zum Herrn," wie ein zweischneidig Schwert durch ihre Seele. „Vater," sagte sie, seine kalten, zitternden Hände fassend, „dir ist nicht wohl; darum laß heute, bei diesem kalten Wetter, Rabus oder Angelius für dich im Münster predigen."

„Nein, nein, liebe Käthel," erwiderte Zell, „laß mich immerhin predigen, so lange der Herr mir die Stimme noch läßt; werde so nicht lange mehr zu meiner lieben Gemeinde sprechen können, denn Freund Hein hat bei mir angeklopft. Aber gelt," setzte er mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit hinzu, „wenn ich auch nicht mehr mit dir reden kann, so

*) Das Interim, so nannte man jenes Reichsgesetz des Kaisers, wodurch er mit Gewalt dem Religionsstreit ein Ende machen und in all seinen Landen den katholischen Gottesdienst wieder einführen wollte. Das Evangelium stand in größerer Gefahr als je.

weißt du doch, daß ich Euch Alle immer lieben und im Himmel für Euch beten werde."

Als er darauf in seinem Studierzimmer im Lehnstuhl gesessen, um auszuruhen und sich zur Predigt zu sammeln, ist Marceline mit der stärkenden Fleischbrühe leise eingetreten, und hat schüchtern gesagt:

„Darf ich was fragen, lieb Vater?"

„Ei freilich, mein Kind."

„Hier bei Euch in der Stadt, sie zanken und reden so viel vom heiligen Abendmahl. Was muß ich glauben beim Genusse?"

Da faßte Zell lebhaft ihre Hand und sprach mit jugendlichem Feuer: „Liebe Line, das heilige Abendmahl ist ein „Sakrament des Herrn, darinnen Er mit den sichtbaren „Zeichen uns seine unsichtbare Gnade übergiebt; und das „Wörtlein: das ist, zeiget wohl auf das Brod und Wein, „aber dem gläubigen Herzen und Gemüth auf den Leib und „das Blut unseres Herrn, welches Er uns also mittheilet, „daß wir in Ihm und Er in uns sei, und wir durch Ihn „leben seines heiligen, seligen, ewigen Lebens.*) Amen. Da„bei bleibe fest, liebes Kind, und laß dich durch den Streit „und all' die Worte, die der Teufel aus der Hölle gebracht, „nicht irre machen, sondern glaube du einfältig den einfachen „Worten Christi, die Er selbst geredet hat."

Und Marceline hat diese Worte im Herzen bewegt, und mit Segen und tiefer Beugung an jenem Sonntag Morgen das heilige Mahl aus Zell's Händen empfangen, der mit den Worten: Mich hat herzlich verlanget, dieses

*) Zell's Katechismus.

Osterlamm mit Euch zu essen (Luc. 22, 15), vor den Altar getreten war. In der Predigt hatte er von seinem nahen Tode gesprochen und mit Pauli Segenswunsch Abschied von seiner theuren Gemeinde genommen: „Und nun, liebe Brüder, empfehle ich Euch Gott und dem Worte seiner Gnade. Seid wacker und denket daran, daß ich, seit dreißig Jahren, nicht abgelassen habe, einen Jeglichen zu ermahnen“ (Apostelg. 20, 31 u. 32).

Tief gerührt und ergriffen verließ die Gemeinde das Gotteshaus, und das wehmüthige Gefühl, den theuren Seelsorger heute wohl zum letzten Male gehört zu haben, erhöhte noch die feierliche Stimmung. Zell aber schien nach geendigtem Gottesdienste wieder neu aufzuleben, wohnte der Nachmittagspredigt im Münster bei und bestand darauf, noch an demselben Abend seinen alten Freund Nikolaus Gerbel zu besuchen. Da aber das Wetter kalt und stürmisch war, so ließ er sich von Marcelinen begleiten, wie ihn seine sorgsame Katharina darum gebeten hatte.

„Dich schickt der Herr zu meinem Troste!“ rief ihm Gerbel bei seinem Eintritte zu. „Seit Vater Luther heimgegangen, wird Einer nach dem Andern von unsern Mitkämpfern abgerufen. Vor drei Tagen ist unser lieber, treuer Glaser *) plötzlich an einem Schlagflusse gestorben. Da lies den Brief, den ich soeben erhalten.“

Eine Weile stand Zell erschüttert, und große Thränen glitten langsam über sein ehrwürdiges Angesicht; dann nahm er den Brief und, nachdem er ihn gelesen, sagte er, sich ermannend: „Ei, warum sollten wir denn jammern und trau-

*) Kaspar Glaser war Superintendent in Zweibrücken.

rig sein, lieber Gerbel? Hat doch der Herr unsern Glaser gnädig weggenommen aus dieser argen Welt, ehe der Jammer des Interims über uns losgebrochen, und ihn gnädig heimgeholt ohne langes Siechthum, wie einst Elias auf dem Feuerwagen. Wollte, mir widerführe die gleiche Gnade und könnte auch so, ohne Kampf, den müden Leib ablegen, wie man das abgetragene Kleid auszieht, ehe man sich zum Schlafen niederlegt."

Zwei volle Stunden blieb Zell noch bei Gerbel, und die beiden alten, treu bewährten Freunde stärkten und trösteten sich gegenseitig mit dem seligen Jenseits. Als Zell, auf Marcelinens Arm gestützt, nach dem Münsterpfarrhause zurückkehrte, mußte er oft stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, und sagte zu seiner Begleiterin: „Jetzt bin ich müde, todtmüde, liebe Line. Und gelt, der Herr läßt auch mich recht bald sanft einschlafen, um in seinem himmlischen Reiche selig wieder aufzuwachen?"

In der Nacht und den zwei folgenden Tagen wurde Zell immer schwächer; er litt keine Schmerzen, nur der Athem wurde immer kürzer, so daß er seinen Lehnstuhl nicht mehr verlassen konnte. Am Dienstag wachten Frau Katharina und Marceline die Nacht durch bei ihm; sein „lieber Helfer" hatte auf sein Begehren das fünfte Kapitel des zweiten Corintherbriefes vorgelesen, worauf Zell seine Käthe dringend gebeten, ihre Kräfte fernerhin dem Dienste der Armen und Verfolgten und der bedrohten evangelischen Kirche zu weihen; auch möge sie seinen Helfern und Diakonen sagen: „Sie „sollen die Täufer und alle Andersglaubenden in Frieden „lassen, nur Christum predigen, und seine Schafe sam„meln, nit zerstreuen." Dann erhob er sich, das Wehen des

Todesengels fühlend, kniete nieder und betete laut mit der letzten, noch einmal aufflackernden Lebenskraft: „O Herr! „laß Dir Dein Volk befohlen sein! Sie haben mich lieb „gehabt; hab' Du sie auch lieb, und gieb ihnen keine Trei„ber, daß der Bau, den ich auf Dich gegründet, nit wieder „verwüstet werde. Bleib Du selbst der Erzhirt über sie!" Hier versagte die Stimme, die gefalteten Hände fielen auseinander und das Haupt sank auf die Brust herab. Sorgsam hoben Frau Katharina und Marceline den Sterbenden vom Boden auf, und setzten ihn sanft in den Lehnstuhl zurück; er öffnete die Augen, blickte noch einmal mit unendlicher Liebe seine treue Katharina an, und ist dann sanft und ohne Kampf, wie er darum gebeten, im Herrn entschlafen, den 6ten Januar 1548, Morgens um zwei Uhr, in einem Alter von 70 Jahren, 3 Monaten und 18 Tagen. Er war dreißig Jahre Pfarrer in Straßburg gewesen, und hatte das Evangelium sechsundzwanzig Jahre im Münster geprediget *).

Und „sie hatten ihn lieb gehabt!" War doch bei der Kunde von seinem Tode die Trauer so groß und so allgemein, als ob in jedem Hause ein Todter gelegen; und Tausende strömten herbei, der theuern Leiche noch das letzte Lebewohl zu sagen. Frau Zellin aber fühlte sich in jenem Augenblicke durch den seligen Heimgang ihres Mannes so gestärkt und gehoben, daß sie thränenlos, ja beinahe freudigen Angesichts neben seinem Sarge stand, was von Vielen mißverstanden und von den Feinden der hochherzigen Frau übel gedeutet, wohl zu der spätern Verleumdung Anlaß ge-

*) Evangelische Mittheilungen, 3ter Band, Seite 150.

geben, als habe sie bei seiner Beerdigung auf der Todtenbahr stehend eine Rede an das Volk gehalten. „Wollte lieber Mutter viel weinen sehen; Schmerz ohne Thränen nagt das Herz," meinte Marceline, die ihren väterlichen Wohlthäter mit kindlicher Zärtlichkeit beweinte.

Es war Schwörtag *), als sie die irdische Hülle des treuen Dieners des Worts zu ihrer letzten Ruhestätte trugen; nie hatte Straßburg einen solchen Leichenzug gesehen; fünftausend Menschen folgten in ernster Sammlung dem einfachen Sarge, und die Thränen, welche in Aller Augen glänzten, waren die einzigen, aber schönsten Ehrenbezeugungen des Entschlafenen. Er wurde auf den Gottesacker Sankt Urban (Kurbau), in der hintersten Reihe begraben; kein Leichenstein bezeichnete sein Grab, aber in den Herzen seiner Pfarrkinder hatte er sich ein unvergängliches Denkmal für Zeit und Ewigkeit gestiftet. Butzer hielt die Leichenrede, worin er auch einen tröstenden Zuspruch an die armen Hugenotten richtete, die bisher in Zell's Hause ein Obdach und liebevolle Aufnahme gefunden. Zell's Tod wurde in allen protestantischen Kirchen betrauert; in einem Trauergedicht auf seinen Tod heißt es unter anderm: „Gott strafe das Volk, darum nehme er solche Männer wie Zell weg." „Meister Matthis ist ein aufrichtiger Christ, ein Bote des Friedens und ein wackerer Kämpfer für's Evangelium gewesen; durch seinen frommen Wandel eine Leuchte der Gemeinde und ein Vorbild seiner Heerde **)." Er hat einen guten Kampf

*) An diesem Tage huldigte die versammelte Bürgerschaft der neu erwählten Obrigkeit

**) Evangelische Mittheilungen, dritter Band, Seite 153—154.

gekämpfet; er hat den Lauf vollendet; er hat Glauben gehalten und auch ihm hat gewiß der Herr die Krone der Gerechtigkeit beigelegt (2 Timotheus 4, 7).

Nach dem Tode ihres Mannes wurde aber Frau Zell's Lage ungemein beschränkter; und sie, die so selig im Geben und eine so freudige Geberin gewesen, sollte nun auch lernen, in ihrer Sorge für die Armen und Hülflosen im Glauben und nicht mehr im Schauen zu wandeln. Es war eine schwere Zeit; die Stadt, durch die Kriegskosten erschöpft und vom Kaiser mit schwerer Geldbuße bestraft, konnte für die vielen Flüchtlinge nicht mehr wie bisher sorgen, und die reichen Herren und Bürger, die früher Frau Zellin in ihrer Wohlthätigkeit so reichlich unterstützt, mußten ebenfalls ihre milden Steuern bedeutend einschränken. Und doch war das Pfarrhaus mit flüchtigen Hugenotten überfüllt, für die jetzt ein anderes Obdach und irgend ein Verdienst für ihren Unterhalt gesucht werden mußte, was sich eben nicht so leicht und von einem Tag auf den andern finden ließ. Ja, da waren Noth und Kummer groß, und mehr als einmal wollte sogar Frau Zellin fast verzagen. Aber der Herr half durch, wohl nicht so schnell und im Großen, wie es Katharina bis dahin gewohnt gewesen; aber im Kleinen, langsam und nach und nach, und sie hat keinen von ihren französischen Gästen obdachlos hinausstoßen müssen, und ist keiner von ihnen unter ihrem Dache hungrig zu Bette gegangen. „Lieb' Mutter, verwöhnt sein immer Viel gehabt zu geben. Aber unser Herr auch mit wenig kann helfen, wie mit fünf Brod für viel tausend Mann!" pflegte Marceline oft tröstend zu sagen. Und durch ihren sparsamen, erfinderischen Sinn, der immer

neue Hülfsquellen zu entdecken wußte, und die fleißigen geschickten Hände, die mit Wenigem so Viel schaffen konnten, wurde Frau Zellin oft an die wunderbare Speisung des Herrn erinnert und im Glauben gestärkt.

Schwereres als dieß stund indessen der guten Frau noch bevor, als die Rede davon war, ihr geliebtes Pfarrhaus, in dem sie lange Jahre so glücklich gelebt und so segnend gewirkt, zu verlassen, um eine kleine Wohnung beim Maurerhof am Judenthor zu beziehen. Nach langem Zögern und fruchtlosen Unterhandlungen hatte sich endlich der Magistrat dennoch dazu bequemen müssen, das Interim auch in Straßburg einzuführen, das Münster dem katholischen Cultus, und die Münster-Pfarrwohnung einem katholischen Priester wieder einzuräumen (was aber erst zwei Jahre später geschah), und das war Katharinen, der eifrigen Protestantin, doppelt schmerzlich. Bevor sie aber die theure Wohnung verlassen mußte, ward ihr noch gegeben, die frühere brüderliche Gastfreundschaft, die Butzer bei seiner Ankunft in Straßburg im Münster-Pfarrhause genossen, noch einmal an ihm auszuüben.

Capito war im Jahre 1541 eingegangen zu seines Herrn Ruhe, von einer bösen Seuche weggerafft; ihm folgte im Amte Fagius (Paul Büchlin aus Rheinzabern), ein junger, frommer und gelehrter Mann, der ganz in Capito's Geist predigte und wirkte. Als nun im Frühjahr 1549 das Interim eingeführt werden sollte, erklärten sich die Prediger laut dagegen, und waren weder zur Nachgiebigkeit noch zum Schweigen zu bewegen; da siegte jene Partei im Rathe, welche schon längst, wegen der strengern Kirchenzucht, die sie hatten einführen wollen, Butzer und Fagius gram gewesen,

und Jakob Sturm von Sturmeck mußte ihnen, gewiß mit schwerem Herzen, ankündigen: „Wie auf des Kaisers und „Bischofs ausdrückliches Begehren E. E. Rath beschlossen, „die Beiden, Butzer und Fagius, ihnen selbst zu Gutem, „mit freundlichen Worten zu beurlauben, mit einem Zehr„geld abzufertigen und mit einer Pension zu versehen, bis „Gott Gnad' geb, daß es besser werde, daß man sie wieder „zur Hand haben könnte." Worauf Butzer mit vieler Sanftmuth erwiderte: „Er habe wohl gedacht, daß es so kommen „würde und das Exil ihn erwarte; stets habe er gepredigt, „was er hoffte der Gemein besserlich und der heiligen Schrift „gemäß zu sein. Habe er die Grenzen der Mäßigung über„schritten, so sei dies aus menschlicher Blödigkeit geschehen. „Nirgends wäre er lieber als in Straßburg geblieben, sähe „aber ein, daß man seine Predigt jetzt nicht mehr würde „dulden können; darum wolle er wegziehen; doch so Gott „es füge, künftig gerne wieder dieser Kirche dienen." Fagius antwortete in demselben Sinne, und Beide nahmen den Antrag des Erzbischofs Cranmer an, der sie schon längst gern in England gehabt, wo unter der Regierung des jugendlichen Königs Eduard VI die Reformation so schön aufblühte. Aber das Losreißen von seiner geliebten Kirche, die er mit so viel Gebet, Kampf und Arbeit gegründet, war ungemein schmerzlich für den alternden Butzer, und er und Fagius folgten gerne Frau Zell's Einladung und bezogen vor ihrer Abreise noch für einige Zeit die Münster-Pfarrwohnung. Mit welchen Gefühlen mag wohl Butzer die heimathlichen Räume des alten Hauses wieder betreten haben, in dem er als junger, flüchtiger Prediger von Zell so liebevoll aufgenommen, und wo er an der Seite seiner Elisabeth wohl die

schönsten Tage seines mühevollen, stürmischen Lebens verlebt! Auch die herzige Elsbeth war schon längst heimgegangen, und vor wenig Jahren hatte Butzer eine zweite Ehe geschlossen, mit Oecolampad's und Capito's Wittwe, Wibrandis Rosenblatt, und war ihren Waisen ein so treuer, liebender Vater wie seinen eigenen Kindern geworden.

Mutter Zell aber befand sich wieder in ihrem gewohnten Elemente; denn nachdem mit Gottes Hülfe die Hugenotten alle versorgt, ist es ihr doch im großen Pfarrhause gar öde und einsam vorgekommen. Jetzt hatte sie wieder „viel Volk in der Herberge", wie sie zu sagen pflegte, und noch dazu tausend Erinnerungen aus der lieben alten Zeit; und statt wie damals mit Mey-Bäbeli's mürrischem Sinne kämpfen zu müssen, stand ihr jetzt Marceline helfend und mit so treuer Hingebung zur Seite, daß Butzer und Fagius mehrmals gegen sie äußerten, wie sie in dem lieben Mädchen einen wahren Schatz, eine ächte Perle und eine Stütze für ihr Alter gefunden. Auch mögen jene stillen, freundlichen Tage, die Butzer und Fagius im Münster-Pfarrhause zugebracht, gleichsam der letzte Lichtpunkt in Katharina's Leben gewesen sein.

Es gab aber auch damals noch manchen Mißton in diesem lieben Hause, denn es war eben doch nur von Menschen und nicht von Engeln bewohnt. Ludwig Rabus, der unter Zell's Leitung studiert, viele Jahre in seinem Hause gelebt und von Frau Zell mit großer Vorliebe behandelt, ja sogar verhätschelt worden (wie Marceline behauptete), der hatte „die Wälsche" von Anbeginn nicht wohl leiden mögen, und die Wahrheit zu sagen, müssen wir gestehen, daß es ihm Marceline im Grunde ihres Herzens redlich

zurückgegeben, obschon sie sich Gewalt anthat, diese Abneigung zu unterdrücken: „Er kein Herz für Mutter hat und nur sich selber lieb," sagte sie eines Tages zu Wibrandis, die sie um die Ursache dieses gespannten Verhältnisses befragt. Als aber Rabus vom Magistrat zu Zell's Nachfolger ernannt worden, da trat er mit einem solchen Selbstgefühle gegen seine vorige Pflegemutter auf, daß es sie nothwendig verletzen mußte und zu vielen Reibungen Anlaß gab, so daß es für Frau Zell und Marceline eine wahre Erleichterung gewesen, als Rabus ihr Haus verließ, um die ihm vom Rathe angewiesene Pfarrwohnung zu beziehen; er war ohne Dank und so hochfahrend von der ehrwürdigen Frau Zell geschieden, daß sie sich tief im Herzen davon verwundet fühlte, denn sie hatte Rabus mütterlich geliebt. Butzer, der wohl immer Katharinens Vorzüge anerkannt, und ihrer christlichen Liebesthätigkeit vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der sie aber doch auch mit Andern spottend „den Doktor Katharina" genannt und ihr vorgeworfen: „sie beherrsche ihren Mann und sei Schuld, daß er an den unglückseligen Abendmahls-Streitigkeiten keinen Antheil genommen, und ihm und Capito das schwere Vermitteln mit Luther und den sächsischen Reformatoren allein überlassen," behandelte sie zwar seit Zell's Tode und seit er ihr Gast war, mit aufrichtiger Achtung und herzlicher Dankbarkeit; allein es war doch Etwas in seinem Wesen, das Frau Zell wohl nicht genau bestimmen konnte, das sie aber doch ihm gegenüber in eine drückende, unbehagliche Stimmung versetzte. Da warnte Marceline wieder in ihrer zarten Weise: „Lieb' Mutter,

verwöhnt sein durch viel fromm' Männer Huldigung *), nun stille beim Herrn Demuth lernen soll."

Anfangs April verließen Butzer und Fagius ihr liebes Straßburg, nachdem sie ungefähr vier Wochen bei Frau Zell gewohnt, und ihre Familienangelegenheiten geordnet hatten. Wibrandis war mit ihren Kindern und der Familie des Fagius nach Basel, ihrer alten Heimath gegangen, von wo aus sie später den beiden Männern nachfolgen sollten. In England wurden die Prediger von Cranmer und dem Könige auf's freundlichste empfangen und mit Ehrenbezeugungen überhäuft; aber Beide konnten ihre bedrängte Kirche und ihr liebes Straßburg nicht vergessen, und ihre vaterländische Gemeinde ist stets für sie ein Gegenstand der Sorge, und gewiß auch der Fürbitte geblieben. Butzer wurde mit einem großen Gehalt zum Professor der Universität Cambridge ernannt

Wenige Stunden nach ihrer Abreise brachte Marceline der Frau Zell einen Brief, den sie in der Stube, die Butzer bewohnt, beim Aufräumen auf dem Tische gefunden. Es war ein warmes Dankschreiben der beiden Prediger an ihre liebe Kirchenmutter, wie sie Frau Zell nannten, in welchem zwei Goldstücke sich befanden, die sie Frau Zell, deren beschränkte Lage sie wohl kannten, als ein kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit hinterlassen. Zwei Goldstücke waren damals

*) Frau Zell hatte mit Luther Briefe gewechselt, die schweizerischen Reformatoren, Oecolampad und Zwingli in ihrem Hause bewirthet, war mit ihrem Manne nach Constanz zu den Geschwistern Blaurer, und später nach Wittenberg zu Luther gereist und überall mit Liebe und Auszeichnung empfangen worden.

viel Geld! und Katharina, die bis dahin immer gegeben und reichlich geben gekonnt, fühlte sich dadurch ungemein verletzt und gedemüthigt, sprach es auch in der ersten Aufwallung offen, ja sogar mit Heftigkeit gegen Marceline aus. Diese, die ihre Pflegemutter wohl kannte, und wußte, daß sie sich bald eines bessern besinnen würde, erwiderte nicht viel, und nachdem sie den Haushalt geordnet, ist sie in die französische Kirche gegangen um Jean Garnier's Abschiedspredigt zu hören, denn auch er hatte das Interim nicht gut heißen können, und darum wie Butzer und Fagius, Straßburg verlassen müssen.

Als Marceline nach der Predigt auf den Münsterplatz kam, gewahrte sie Rabus unter dem Portale und hörte seine scheltende Stimme; sie wollte sogleich umkehren um ihm auszuweichen, denn nach dem was vorgefallen, mochte sie nicht gerne mit ihm zusammentreffen; da sah sie aber eine hohe Frauengestalt, die einen kleinen Buben an der Hand, in ärmlicher Kleidung, aber mit dem Anstande einer Königin, vor dem eifernden Prädikanten stand, und sie trat unwillkürlich näher.

„Ich sage Euch, daß Ihr nichts besseres thun könnt als Straßburg sogleich wieder zu verlassen," rief Rabus mit Heftigkeit der Fremden zu. Wir haben genug fremdes Gesindel auf dem Halse in dieser schweren Zeit; und Eure teuflische Sekte hat des Unheils so viel in unserer Kirche angestiftet, daß ich Euch gewissenshalber vor die Täuferherren*) führen sollte, darum geht, weil's noch Zeit ist, sonst könnte Euch leicht Schlimmeres widerfahren.

*) Die Täuferherren waren vom Rathe ernannt, die Wiedertäufer zu überwachen und ihrem Unwesen zu steuern

„Seid Ihr wirklich an des frommen Meisters Matthis Stelle getreten?“ fragte die Frau.

„Ja wohl! aber was geht Euch das an?“

„Elias hat dem Elisa seinen Mantel, das heißt, den Geist, um den er gebeten, zurückgelassen; aber Meister Matthis Nachfolger hat nur sein Amt und nicht seinen Geist geerbt,“ erwiderte die Frau und wandte Rabus stolz den Rücken zu. Dieser wollte ihr zornig nacheilen, als er aber Marcelinens durchdringendem Auge begegnete und sah, wie sie theilnehmend die Fremde bei der Hand gefaßt, ist er schnell wieder umgekehrt und in's Münster gegangen.

Auf Marcelinens freundliche, wohlwollende Frage erzählte die Frau Folgendes. Sabine war aus Lüttich gebürtig, eine Verwandte des Wiedertäufers Johannes Storder, den Calvin in Straßburg zur evangelischen Lehre bekehrt, der an der Pest gestorben und dessen Wittwe, Idelette von Buren, Calvin dann geheirathet hatte. Sabinens Mann war Vorsteher der Wiedertäufer in Lüttich gewesen, bei einer Verfolgung gefangen und enthauptet worden. Sabine hatte sich den Winter über auf einem Dorfe bei Glaubensgenossen aufgehalten; doch mochte sie diesen nicht zur Last fallen, und da ihr Idelette, an die sie sich gewandt, geschrieben: „sie möge nach Genf kommen, wo sich leicht eine passende Stelle für sie als Kammerfrau oder Haushälterin in irgend einem großen Hause finden würde,“ hatte sie im Frühjahr mit einem spärlichen Zehrpfennig, den sie auf dem Dorfe durch Handarbeit verdient, die Reise zu Fuß unternommen, ihren kleinen Tony auf dem Rücken tragend. Aber der Zehrpfennig war bald ausgegangen und die letzten Tage sich durchbettelnd, hatte Sabine endlich, von allem entblößt, und bis zum Tode er-

ſchöpft, Straßburg erreicht, wo ſie von Zell, von dem ſie durch Idelette gehört, Hülfe und die Mittel zu erlangen gehofft, ihre Reiſe nach Genf fortſetzen zu können. In Straßburg erfuhr ſie Zell's Tod und wandte ſich an ſeinen Nachfolger, den ſie unter dem Münſterportale getroffen, wie der ſie aber aufgenommen, wiſſen wir bereits: „Und nun helfe mir Gott!“ fügte die unglückliche Sabine hinzu und faltete krampfhaft die abgezehrten Hände „ich weiß ſonſt keine Hülfe mehr!“ Da lud ſie Marceline mit tröſtenden Worten ein, mit ihr in's Münſter-Pfarrhaus zu kommen, wo ſie einige Tage ausruhen und ſich erholen könne, und wo Frau Zell gewiß Mittel finden werde ihr das Zehrgeld zu verſchaffen, um ihre Reiſe bis Genf fortſetzen zu können: „Und Mutter ja Gold hat!“ rief ſie mit einem Male freudig, indem ihr die zwei Goldſtücke von Butzer und Fagius einfielen.

Es war damals eine böſe, ſchwere Zeit, von der wir in unſerm jetzigen gemächlichen Sybariten-Leben kaum eine richtige Vorſtellung haben können. Das Blut der Verfolgten wurde in Strömen vergoſſen, und Tauſende irrten vertrieben und heimathlos, dem Hunger und der Kälte preisgegeben, im Elende umher. So war auch, während Marceline in der Kirche geweſen, und auf dem Münſterplatze die Geſchichte der armen Sabine angehört, ein des Interims wegen vertriebener Prediger aus Zabern mit ſeiner Frau und fünf unmündigen Kindern in's Pfarrhaus zu Frau Zell gekommen, hatte um Aufnahme und die Mittel gebeten, nach der Schweiz reiſen zu können, wo er in den evangeliſchen Kantonen eine Anſtellung als Prediger oder Schullehrer zu finden hoffte. Ja, da war wieder „viel Volks und noch dazu gar hungriges und entblößtes in der Herberge!“ und

Frau Zell's Beutel und Hülfsquellen waren eben auch erschöpft und sie hat mit einem tiefen Seufzer Marceline eines der Goldstücke gegeben (die sie eben im Begriff gewesen den Gebern zurück zu schicken), um es beim Wechsler auszuwechseln und Vorrath für die neuen unerwarteten Gäste zu kaufen. Als aber Frau Zell wieder so viel zu schaffen und zu sorgen, Unglückliche zu speisen, zu kleiden und zu trösten hatte, und die gesättigten Kinder sich so fröhlich in der alten Pfarrwohnung herum tummelten, da fühlte sich die liebe Frau von neuem Muthe und von jugendlicher Kraft beseelt, und ihr Herz wallte dankend und freudig auf gegen den gnädigen Herrn, der sie, wie es ihr jetzt vorkam, doch noch nicht zur Ruhe setzen und aus seinem Dienste entlassen wollte. Und auch ihren Gästen ist es innig wohl bei ihr geworden; und die Zeit, welche sie in dem stillen, friedlichen Hause zugebracht, sind wahre Ruhe- und Feiertage für ihren Leib und ihre Seele gewesen.

Marceline kam mit einem schwer angefüllten Korbe heim; auch für die Kinder hatte sie einiges Naschwerk mitgebracht die sie neugierig umringten und mit lüsternen Blicken die Herrlichkeiten im Korbe anstarrten: „Schilt' nicht, lieb' Mutter!" bat Marceline, nachdem sie die Pfefferkuchen dem kleinen jubilirenden Völklein ausgetheilt. „Wir reiche, reiche Leute sein; schau, das schicken Herr Sturm von Sturmeck für Deine armen Flüchtlinge hier!" und mit diesen Worten legte sie mit freudiger Hast wieder zwei Goldstücke in Frau Zellin's Hand, welche ihr der edle Stettmeister, der sie beim Wechsler getroffen, für Katharinens Arme gegeben.

Frau Zellin aber, die von jeher ihren Kopf und festen Willen gehabt, ließ sich dadurch nicht irre machen, und er-

widerte ruhig: „Nun wohl, liebe Line, mit dem gewechselten Goldstücke können wir jetzt unsere armen Leute kleiden und volle zehn Tage ernähren; von den drei andern Goldstücken bleibt eines hier für die Straßburger Armen zurück; das zweite soll zum Zehrgeld, für Sabinen und die arme Prädikanten-Familie verwendet werden, und das dritte schick' ich Butzern und Fagius wieder zurück." Und nachdem die Flüchtlinge mit dankerfülltem Herzen das Pfarrhaus verlassen, hat Katharina an die beiden Prediger in England folgenden Brief geschrieben:

„Ihr habt mich mit dem Gelde, so Ihr mir heimlich „in dem Briefe hinterlassen, auf's Aeußerste betrübt. Auf „daß aber meine Schamröthe eines Theiles beigelegt werde, „hab' ich Euch Eure zwei Stücke Goldes wiederum in diesen „Brief legen wollen, wie Joseph seinen Brüdern. Da ist „ein des Interims wegen verjagter Prädikant mit fünf Kin„dern zu mir kommen, und eines armen Täufers Frau, „deren Manne vor ihren Augen man den Kopf abgeschlagen „hat, die hab' ich zehn Tage bei mir gehabt; und hab' das „eine Stück Gold diesen Beiden zur Zehrung geschenkt, aber „nit mein sondern Euretwegen; das andere hab' ich Euch „wiederum in diesen Brief gethan, daß Ihr es selber sollet „brauchen und ein ander Mal nit so gütig sein. Ihr werdet „noch viel bedürfen, auch Euer Volk (Familie), wenn es in „England Euch nachkommen soll; und seid also Gott befoh„len in seinen Schutz und Schirm gegen seine und Eure „Feinde ewiglich! Katharina Zell."*)

Wenige Wochen nachher hat Marceline auch einen Brief

*) Evangelische Mittheilungen, dritter Band, Seite 178.

von Sabine aus Basel erhalten. Der kleine Tony war dort schwer erkrankt und seine Mutter hatte für die Verpflegung des Kleinen alles Geld gebraucht, das ihr Frau Zell gegeben. Jetzt war Tony wieder auf der Besserung, und Sabine, von milden Gaben unterstützt, suchte durch Handarbeit wieder einen Zehrpfennig zu erwerben, um nach Genf zu gehen, wo sich aber, wie Idelette geschrieben, noch keine passende Stelle für sie gefunden. Sie lebe übrigens in sehr dürftigen, drückenden Umständen, von ihrer Hauswirthin und Wohlthäterin als Wiedertäuferin doch etwas scheel angesehen. Der Brief schloß mit tausend Segenswünschen und herzlichem Danke für die liebevolle Aufnahme im Pfarrhause, die Sabine nie vergessen und deren Andenken sie wie einen Vorschmack des Himmels in dankbarem Herzen bewahren wolle. Auch der kleine Tony lasse Mutter Zell und seine liebe Marceline herzlich grüßen und frage täglich: „Ob er denn nicht bald wieder zu ihnen gehen dürfe?“

Nun suchte man aber damals eine tüchtige Gehülfin für die alternde Ehefrau des Armenpflegers Lucas Hackfurt, der in den Gebäuden des ehemaligen Klosters Sankt Markus die Armenanstalt leitete, zu welcher täglich neue Hülfsbedürftige strömten. Der Stettmeister und auch Meister Lux (so nannte man Hackfurt) hatten an Marceline gedacht und sich deswegen an Frau Zell gewandt. Allein Katharina erklärte: sie könne Marcelinen unmöglich entbehren, sowohl um nach Vermögen ihre christlichen Liebeswerke fortsetzen zu können, als wegen ihres kranken Sohnes, dessen Pflege immer beschwerlicher werde. Im Einverständniß mit Marceline empfahl sie aber Sabine für diese Stelle; und nachdem man darüber an Calvin geschrieben, wurde diese als Ge-

hülfin in der Anstalt St. Markus nach Straßburg berufen, wo sie zu Frau Hackfurt's und des Pflegers Zufriedenheit ihre Pflicht gewissenhaft mit großer Liebe und Treue erfüllte. Mit Marceline und Frau Katharina ist sie immer mehr Ein Herz und Eine Seele geworden, und der kleine Tony durfte zu seiner großen Freude bei Mutter Zell wohnen, bis er alt genug war, um im Wilhelmstift aufgenommen zu werden.

Aber Ludwig Rabus, den „der Mantel des Elias" gewaltig gewurmt, brannte auf, als er erfuhr, daß die bettelnde Wiedertäuferin, die seinen Stolz so empfindlich gekränkt, in einer öffentlichen Anstalt Straßburgs eine Stelle bekleidete; und mit dem jungen Prediger zu Sankt Nikolai, Doktor Marbach, der eben so herrschsüchtig und unduldsam wie er war, vereint, fing er an, gegen die Sektirer, Schwenkfelder, Hoffmannianer und am heftigsten gegen die Täufer aufzutreten, und vom Magistrat zu begehren, daß man sie sammt und sonders aus der Stadt verweisen solle. Besonders drang er darauf, daß Sabine aus der Armenanstalt entfernt und eine rechtgläubige Straßburgerin an ihre Stelle erwählt werde. Von dieser Rücksichtslosigkeit gegen seine alte Wohlthäterin empört, und über den Verfolgungsgeist, der so frühe schon in der evangelischen Kirche sich zu regen anfing, tief betrübt, ergriff Frau Zell die gewandte Feder und schrieb an die jungen, stolzen Eiferer, „die zu früh und vor der Zeit auf den Altar gekommen" (wie sie sagt), einen Brief, der gedruckt worden, und in dem sie unter Anderm Folgendes sagt:

„Die armen Täufer! über die Ihr so grimmig die Obrigkeit hetzet, die doch Christum den Herrn mit uns be-

kennen. Lieber gebet Euch die Schuld, daß wir in Lehr und Wandel Ursach sind, daß sie sich von uns trennen. Wer Böses thut, den soll die Obrigkeit strafen, den Glauben aber nit zwingen, wie Ihr meint. Der Glaube gehört dem Herzen und Gewissen zu, nit dem äußerlichen Menschen. Leset alle alten Lehrer und die, so das Evangelium bei uns wiederum erneuert, unsern lieben Luther und Brenzen, und was der fromme Mann Martinus Bellius nach des armen Servetti Todbrand zu Genf geschrieben, wie man mit irrenden Menschen, die Ihr Ketzer nennt, verfahren soll. Wenn Euch die Obrigkeit folgete, sie würde bald eine Tyrannei anrichten, daß Städt und Dörfer leer stünden. Straßburg stehet dem deutschen Lande noch zum Exempel der Barmherzigkeit, des Mitleidens und Aufnehmung der Elenden; und ist noch nit müd geworden, Gott Lob! und ist noch mancher arme Christ darinnen, den Ihr gerne hättet gesehen hinaustreiben. Das hat der alte Matthäus Zell nit gethan, hat die Schafe gesammelt, nit zerstreuet; hat auch nie in solches gewilligt, sondern mit traurigem Herzen und großem Ernst, da es die Gelehrten auch ein Mal bei der Obrigkeit also wollten anrichten, öffentlich auf der Kanzel und im Prediger-Convent gesagt: „Ich nimm Gott, Himmel und Erdreich zum Zeugen an jenem Tag, daß ich will unschuldig sein an dem Kreuz und Verjagen dieser armen Leute!*)“

Zum Glück für die arme Sabine ist der Stettmeister ihr wohlwollender Beschützer gewesen; und auf Meister Luxens treffliches Zeugniß, das er ihren treuen Diensten und frommem Wandel gegeben, entschieden auch die Täufer-

*) Evangelische Mittheilungen, dritter Band, Seite 165—166.

herren, bei denen Herr Ludwig geklagt: „Daß man die Sabine wohl an ihrer Stelle behalten möge.“ Aber Rabus wurde dadurch und besonders über Katharinens Brief ungemein erbittert; und da er noch einen älteren Groll gegen sie im Herzen trug, weil Frau Zell, als er ihres seligen Mannes Lebensbeschreibung herausgeben wollte, ihm die nöthigen Erläuterungen und Schriften dazu verweigerte, so kannte sein beleidigter Stolz keine Grenzen mehr, und heftig, wie er war, hat er die würdige Frau mit groben Schmähungen und bösen giftigen Verleumdungen verfolgt, und sie, die ihn so warm und mütterlich geliebt, schonungslos gekränkt und verwundet.

„Unser Herr auch einen Judas unter seinen Jüngern gehabt, lieb' Mutter, und er doch geboten: „Segnet die Euch fluchen; thut wohl denen die Euch hassen; bittet für die so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Gottes Kinder seid“ (Matth. 5, 44—45), tröstete Marceline die schwer beleidigte Frau, der dieser Undank fast das Herz gebrochen.

Zwei Jahre nach Zell's Tode, auf Lichtmeß, den 2ten Hornung 1550, mußte endlich nach langem Zögern, fruchtlosen Unterhandlungen und wiederholtem Aufschieben das Interim*) in Straßburg eingeführt werden. Groß war

*) Durch das Interim wurden die drei Stiftskirchen, das Münster, Jung- und Alt-St.-Peter, dem katholischen Gottesdienste eingeräumt. Die sechs andern Pfarrkirchen, St. Martin, St. Thomä, St. Nikolai, St. Aurelien, St. Andreä und St. Stephan, hatte der Rath für den evangelischen Gottesdienst behalten können. Nach dem Passauer Religionsvertrag erhielten die Evangelischen auch die drei Stiftskirchen wieder zurück.

die Gährung unter dem Volke über den aufgedrungenen Cultus, und eben so groß der Schrecken der katholischen Geistlichkeit, welche der Rath nur mit Mühe vor den erbitterten Bürgern schützen konnte, und die, wie der Bischof an den Magistrat geschrieben, „in der ketzerischen Stadt ihres Lebens nicht sicher sei.“ Marceline konnte die kühnen, trotzigen Deutschen gar nicht begreifen; hatte man ihnen doch nur drei Kirchen genommen und sechs andere zur freien Ausübung ihres Gottesdienstes gelassen, Niemand verfolgt, geächtet oder getödtet! O, wenn in ihrem Vaterlande den armen Hugenotten diese Duldung wiederfahren, wie würden sie Gott gedankt und ihren König geliebt und verehrt haben! Und wenn Marceline an das fürchterliche Schlachten ihrer Glaubensgenossen, und an den gräßlichen Brand ihrer geliebten Waldenserdörfer in der Provence dachte, so konnte sie in Wahrheit die tiefe Trauer der Frau Zell über das Interim nicht begreifen. Aber es hatte doch auch etwas Gutes bewirkt, das mußte selbst Mutter Zell eingestehen; denn die Bürger, die in der letzten Zeit so lau im Glauben und so nächlässig im Kirchgang geworden, schlugen jetzt reuig an ihre Brust; Ernst und religiöses Leben wachten wieder auf, die Predigten waren so fleißig besucht und die Gotteshäuser so überfüllt, daß der Magistrat sich genöthigt sah, in der bis dahin leer stehenden Kirche des Predigerklosters (seitdem die „Neue Kirche“ genannt) einen Gottesdienst halten zu lassen; der alte Hedio wurde als Prediger darin angestellt und vom Volke mit großer Vorliebe und Ehrfurcht angehört. Der Bischof, der nach Butzers und Fagius Entfernung sich gerne bei den Straßburgern beliebt gemacht, hatte dem sanften, friedlichen Hedio die Stelle als

Domprediger angeboten mit der einzigen Bedingung, nicht gegen das Interim und im Chorhemde zu predigen. Aber Hedio erwiderte: „Er habe zwar in Basel und Mainz und früher auch oft in Straßburg im Chorhemde gepredigt; auch halte er dasselbe an sich selbst für ganz unschuldig. Allein Aergerniß wolle er seinen Pfarrkindern keines geben, und durch das Chorhemd nicht den Schein auf sich laden, als sei er vom evangelischen Glaubensbekenntniß abgewichen.“ Und als der Bischof darauf beharrte, entsagte Hedio der Dompredigerstelle.

Nun war aber auch für Frau Zell der gefürchtete Tag gekommen, an dem sie ihre alte, geliebte Pfarrwohnung einem katholischen Priester einräumen, und jene kleine, schon erwähnte Wohnung beim Judenthor beziehen mußte. Ueberhaupt war für Katharina dieser Auszug das letzte, gänzliche Scheiden von der schönen, so reich gesegneten Vergangenheit, nach der sie eine Sehnsucht und ein Heimweh in sich trug, das durch die Umstände nothwendig gesteigert werden mußte*). Denn es war Abend geworden, und „Eins ging hier, das Andere dort, in die ewige Heimath fort.“ Im November 1549, bald nach seiner Ankunft in England, war Fagius, der das Klima nicht wohl vertragen konnte, vom Heimweh aufgezehrt, im Herrn entschlafen. Und Butzer, der so hochgestellte Butzer, als er hörte, wie der Geist der Zwietracht

*) In einer interimistischen Schrift aus jener Zeit, die noch vorhanden ist, befinden sich folgende von Frau Zell's Hand geschriebene Worte: „O Herr Jesu, was hast Du uns heiliger Lehr, Lüt und Bücher geben! Erbarm Dich auch über unsre Nachkommen. O Herr Christus, mach mich fromm in Dir, mein Herz soll solcher Lehre nimmermehr abfallen! Katharina Zell.

und die Herrschsucht der jungen, stolzen Prediger seine geliebte Kirche in Straßburg zerrüttet, und wie die Bessern alle einmüthig ihn so sehnlich zurückwünschten, wollte eben alle seine Würden in England niederlegen und in die alte, unvergeßliche Heimath zurückkehren, als auch er den 28sten Hornung 1551 plötzlich abgerufen wurde in die ewigen Hütten. Sein Tod, der in Straßburg allgemein betrauert worden, ist aber besonders für Frau Zell und ihren alten Freund Hedio ein empfindlicher Schlag gewesen, denn von Butzers Rückkehr hatten sie Alles für die Kirche gehofft. Hedio zog sich nun im Gefühl seiner Schwäche immer mehr vom Kampfplatz zurück, und mochte in seinen letzten Tagen Niemand lieber um sich haben, als seine liebe Frau Zellin, wie sie uns selbst erzählt: „Der liebe Doktor Hedio hat in seinem Sterben mich für alle Prediger um sich haben wollen, und mich so viel Mal ermahnt, daß ich nit solle von ihm gehen.“ Und sie ist ihm treulich beigestanden im letzten Kampfe, und der alte Diener des Worts ist unter ihrem Gebet sanft und selig entschlafen den 17ten Oktober 1552; er war der letzte von jenen Glaubenshelden, die in Straßburg so treu für das Evangelium gekämpft. Ein Jahr später, den 30sten Oktober 1553, starb auch in seinem 63sten Lebensjahre der edle Stettmeister Jakob Sturm von Sturmeck, der Schutz- und Friedensengel und die Zierde seiner Vaterstadt. Mit seinem Tode schien es Frau Zell, als ob die letzte Stütze der guten Sache zerbrochen, und als ob sie hinfort allein und fremd in der alten Heimath ihr letztes Stündlein erwarten müsse.

Der Herr hatte Frau Zell in ihrer Jugend die Gnade geschenkt, den Sieg des Lichts über die Finsterniß zu sehen,

und thätig mitzuwirken in der jungen, wiedergeborenen Kirche. Als sie alt geworden, und von Innen und Außen dem Evangelium so manche Gefahr drohte, sollte sie glauben lernen, wie Balthasar Hubmör so schön gesagt (1524): „Die göttliche Wahrheit ist untödtlich, und wie wohl sie sich etwa fahen, geißeln, krönen, kreuzigen und in's Grab legen läßt, wird sie doch am dritten Tage wieder siegreich auferstehen und in Ewigkeit regieren und triumphiren." Katharina ist stille und immer stiller geworden, und wenn sie oft sich so einsam fühlte und mit Wehmuth der theuren Verklärten gedachte, da hat die treue Marceline ihre Hand gefaßt und tröstend gesprochen: „Nit so traurig, lieb' Mutter; sie beim Herrn nit verloren sein; hat er ja selber gesagt: Sie leben Ihm Alle!"

Das Todesjahr unserer lieben Frau Zell haben uns ihre Freunde nicht aufgezeichnet; wir wissen nur, daß sie im Jahr 1562 ihrem Freunde Ludwig Lavater in Zürich sagen läßt: „Sie sei durch lange Krankheit halbtodt, und könne seit vielen Monaten sich der Feder nicht mehr bedienen," und mag wohl bald nachher eingegangen sein zur Ruhe ihres Herrn und Heilandes. Wir aber, an denen diese Lebensbilder vorüber gegangen, die wir den Kampf unserer Vorfahren um das theure Evangelium der Gnade kennen gelernt, ist es uns nicht, als ob sie aus den ewigen Wohnungen des Friedens unserer evangelischen Kirche jetzt warnend zuriefen: „Halte was Du hast, daß Niemand Deine Krone nehme!" (Offenbarung 3, 11). Gott gebe es!

Meister Klaus.

„Das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich.“
Jes. 40, 8.

Im Jahr 1642 hatte Gott die Früchte der Erde, besonders des Weinstocks, reichlich in unserm Elsaß gesegnet, und in dem kleinen Städtchen Rappoltsweiler, das am Fuße der schönen Vogesen liegt, waren alle Einwohner gar emsig beschäftigt, die Kübel für die herannahende Weinlese in Bereitschaft zu setzen. Auch die Keller wurden in Ordnung gebracht, alte Fässer neu gebunden und ausgebrannt, und mitunter wohl auch beim Küfermeister Klaus ein neues bestellt, um die edle Gottesgabe, „den Wein, der des Menschen Herz erfreut“ (Psalm 54, 15), darin aufzubewahren.

An einem schwülen September-Nachmittage dieses Jahres ging es in der Werkstätte desselben Meisters gar lebhaft über der Arbeit her. Rüstig schlugen die Gesellen die neuen Reife um die alten Herbstbütten, während Meister Klaus, mit dem ledernen Schürzchen und seinen schneeweißen Hemdärmeln, auf dem Gerüste des großen, zweifudrigen Fasses stand, das für den Weinkeller der Klosterherren von Gemar

bestimmt war; es war das Meisterstück seines Altgesellen und der alte Meister schlug prüfend mit seinem Hammer an die glänzenden Fugen desselben; endlich hub er freundlich an:

„Das hast Du gut gemacht, Franz, und bist mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Küfermeister geworden. Kann Dir nun auf Ostern mit gutem Gewissen das Handwerk übergeben und meine letzten Tage im Ruhestand verleben, bis mein Stündlein schlagen wird. Magst Dich nun auch um eine ehr- und tugendsame Hausfrau umsehen, die Dir so treu und fromm Dein Haus baue, wie es meine Martha mir erbaut. Na, wenn Du sie findest oder schon gefunden hast, so nimm sie mit Gottes Segen, den meinigen hast Du zum Voraus dazu. „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und bekommt Wohlgefallen vom Herrn," sagt das heilige Gotteswort!" (Sprüche 18, 22).

Während dieser Anrede war Franz unbeweglich und kerzengerade mit herunterhängenden Armen dagestanden; als der Meister geendigt, nickte er ehrerbietig mit dem Kopfe und kehrte dann, ohne ein Wort zu sprechen, an seine Arbeit zurück.

In diesem Augenblick kam Spener Jobely, ein wunderlieblicher Knabe von etwa sieben Jahren, fröhlich in die Werkstätte gesprungen: „Der Vater läßt Euch schön grüßen, Meister Klaus, und Ihr möchtet doch diesen Abend noch die Gesellen in unsern Keller schicken, um den Wein, von dem er Euch gesprochen, in Flaschen zu ziehen; und ich darf den ganzen Abend da bleiben — wenn Ihr mich haben wollt, zum Vesperbrod."

„Kleiner Schelm!" sagte Frau Martha, die eben den

Gesellen das Vesperbrod gebracht, „hast gewiß den Pflaumenkuchen gewittert, den ich heute gebacken habe."

„Pflaumenkuchen!" rief Jobely und sprang freudig in die offenen Arme der guten, mütterlichen Frau.

Meister Klaus nahm seinen kleinen Liebling bei der Hand und sprach zu den Gesellen: „Esset nun ruhig Euer Vesperbrod, dann geht in Rathsherrn Spener's Keller; räumt mir aber vorher die Werkstätte recht sauber zusammen, denn Ihr könnt heute die Bütten doch nicht mehr fertig bringen. Ueberdieß ist ein schweres Gewitter im Anzuge, und ich mag es nicht gerne, wenn wir mit unsern irdischen Hämmern poltern, während unser Herr Gott durch seinen Donner vom Himmel zu uns spricht."

„Ei was, Meister," entgegnete der jüngern Gesellen Einer, „laßt uns heute immerhin die Bütten fertig binden. Der liebe Gott wird wegen unsers Klopfens an seinem Donnern nicht verhindert werden; wir können ja morgen früh in Spener's Keller gehen."

„Morgen ist Sonntag, Joseph" — erwiderte der Meister mit ernstem Tone und mit gerunzelter Stirne: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke thun, aber am siebenten Tage ist der Sabbath deines Gottes; da sollst du keine Arbeit thun, denn der Herr, dein Gott, hat dir geboten, daß du den Sabbath heiligen sollst" (5 Mose 5, 12—15). Sieh, Joseph, du bist nun bald zwei Monate bei mir, und hast noch keinen Fuß in die Kirche gesetzt, und obschon du nicht unseres Glaubens bist . . ."

„Doch, doch, Meister," unterbrach ihn Joseph, „ich bin wie Ihr, ich glaube nichts!"

Bei dieſen Worten zog Meiſter Klaus drohend ſeine buſchigen Augenbrauen zuſammen, ſchlug mit dem Hammer ſo heftig auf das Gerüſte, daß die ganze Werkſtätte davon erdröhnte und Frau Martha und Jobely erſchrocken zuſammenfuhren, und rief zornig: „Was ſchwatzt der Laffe da, und für was hält er uns?“

„Ja, Meiſter,“ rief Franz dazwiſchen, „das hat mich auch ſchon oft in den Harniſch gejagt! Wenn ich hinüber in's Kloſter nach Gemar komme, da heißt es gleich von jedem Schurken: Er iſt halt wie Ihr Proteſtanten, er glaubet nichts! — Und ich hab' Euch ſchon oft bitten wollen, da Ihr doch in der Schrift ſo wohl bewandert ſeid, daß Ihr den Katholiſchen wegen dieſes Unſinns ein für alle Mal das Maul ſtopfen möchtet.“

Meiſter Klaus war aber plötzlich ganz ſtille geworden und ſagte demüthig vor ſich hin: „Haſt dich ſchon wieder vom Zornesteufel überwältigen laſſen, alter Klaus!“ — dann begann er ſanft: „Weißt Du was, Franz, wir wollen es uns geſagt ſein laſſen!“

„Wie ſo, Meiſter?“ fragte dieſer ganz verblüfft.

„Jobely,“ fuhr der Meiſter fort, „wie heißt die Stelle aus dem heiligen Bibelbuche, die Du vorgeſtern auswendig gelernt? Was hat unſer Heiland Evangelium Matthäi Kapitel 5, Vers 13, vom Salze geſagt?“

Der Kleine beſann ſich einen Augenblick, dann ſprach er deutlich und langſam:

„Ihr ſeid das Salz der Erde; wenn aber das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen? Es iſt zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinaus ſchütte und laſſe es die Leute zertreten.“

„Sieh, Franz," hub nun der Meiſter an, „wir Evangeliſchen, die wir das theure Gotteswort beſitzen, wir ſind das Salz der Erde. Wenn wir uns aber an dieſes Wort nicht halten, wenn wir leben wie die Heiden, ohne Gottesfurcht, ohne Treu und Glauben, ohne Zucht und Sitte, ſo iſt das Salz dumm geworden, und wir werden hinaus geſchüttet und von den Leuten zertreten, das heißt geſchmähet. Darum noch ein Mal, wir wollen es uns geſagt ſein laſſen, und „das Licht des Evangeliums leuchten laſſen vor unſern katholiſchen Brüdern, daß ſie unſere guten Werke ſehen und unſern Vater im Himmel preiſen" (Matth. 5, 16). Glaube mir, Franz, das iſt die beſte Art, ihnen das Maul zu ſtopfen."

„Meiſter," jubelte Jobely, „da kommt Pater Felix und der Eſel, und Bruder Kilian! Gelt, ich darf wieder auf dem Eſel reiten bis zu Balduin's Stalle!" — und wie ein Pfeil eilte er zur Werkſtätte hinaus, den Kommenden entgegen.

Pater Felix war vor mehreren Jahren vom Domkapitel zu Murbach nach Gemar geſandt worden, um das Kloſter zu reformiren, das unter der Leitung ſeines alten, blödſinnigen Prälaten ſehr in Verfall gerathen war. Mit feſter Hand hatte er die Zügel desſelben ergriffen, und es gelang ihm bald, Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen; aber nicht ſo leicht ging es mit der Herſtellung der geiſtigen Disciplin, und er fand unter den Kloſterbrüdern manch harten Widerſtand. Es bildeten ſich bald zwei entgegengeſetzte Parteien; an der Spitze der einen ſtand Pater Rufinus, der vor Felixens Ankunft das ganze Kloſter beherrſchte und in keinem guten Rufe ſtand; die andere Partei, die aus den

redlich gesinnten Brüdern bestand, hing mit ganzer Seele dem Pater Felix an. Dieser hatte, wie einst Bruder Martin Luther zu Erfurt, „das Heil der Seelen im Ernste genommen," und hätte gerne, wie Jener, „Jedermann fromm gemacht." Er ermahnte die Brüder dringend, „heilig, friedlich und züchtig zu leben." Und obschon er Luthers Schriften nie gelesen, ja denselben für den größten aller Ketzer hielt, so verwirklichte er doch in seinem Leben und Wirken im Kloster zu Gemar jene schönen Worte Luthers die dieser 1516 als General-Vikar des Augustinerordens an einen jüngern Bruder geschrieben: „Wenn Du also fest glaubest, wie Du mußt, so trag die irrenden Brüder mit Geduld; mach aus Ihren Sünden die Deinen, und was Du Gutes thust, laß das Ihre sein! . . . Wenn Du eine Lilie und Rose Christi bist, so wisse, daß Dein Wandel unter Dornen sein muß, und sieh nur zu, daß Du nicht durch Ungeduld, Uebermüthigkeit oder geheimen Stolz selbst ein Dorn werdest!"

„Er nimmt es mit dem Himmel so genau wie Pater Felix," war unter den Landleuten beider Confessionen zum Sprüchwort geworden. Und in der That ließ es sich derselbe, wie einst Bruder Martin Luther, da er seinen Heiland noch nicht gefunden, „blutsauer werden." Denn auch er meinte, durch eigene Gerechtigkeit den Himmel verdienen zu müssen. Er marterte sich ab mit Kasteien, Beichten, Wachen, Fasten, Beten, Messe lesen und anderer Arbeit, bis seine Natur unterlag, und ein hektisches Fieber ihn schnell an den Rand des Grabes führte. Als er auf seinem Esel vor Meister Klausens Werkstätte anlangte, da sah er so abgezehrt und so blaß aus, daß Spener Jobely ihn theilnehmend fragte, „warum er denn so krank geworden?"

Auch Meister Klaus war mit seiner Hausfrau dem Pater entgegen getreten, und ebenfalls von seinem Aussehen erschreckt, rief er, ihm ehrerbietig die Hand bietend: „Ei, ei, Herr Pater, das heißt doch wahrhaftig gefrevelt, mit Eurem kranken Leib und bei den schwarzen Gewitterwolken am Himmel den weiten Ritt zu unternehmen! Wie leicht hätte das Gewitter Euch übereilen und Euch gar übel bekommen können."

„Ich hatte eine halbe Stunde von hier die Beichte eines Kranken anzuhören, und da dachte ich, es werde sich schon thun lassen, auf meinem Eselein bis nach Rappoltsweiler zu traben. Die heiße Sonne hat unsere Trauben goldgelb gereift, die Weinlese kann in wenig Tagen beginnen, und damit wir den reichen Gottessegen gehörig aufbewahren können, da gibt es für Euch noch gar Vieles zu thun, Meister Klaus, und ich habe Euch noch manchen Auftrag zu ertheilen."

„Das hättet Ihr mir ja eben so gut durch Bruder Kilian oder meiner Gesellen Einen sagen lassen können, Herr Pater, statt Euch selber so sehr anzustrengen."

„Wenn ein Wort über mehrere Zungen geht, so kommt es selten richtig an, und wird immer etwas davon oder dazu gethan; darum halte ich dafür, Meister Klaus, selber sagen und selber hören sei besser, als durch Andere sagen und hören zu lassen. — Gott zum Gruß, Frau Meisterin, Ihr seht immer so still und ruhig aus, wie der sanfte Abendstern. — Und Du, mein Jobely, Dich hab' ich auch nicht vergessen — aber richtig das Schächtelchen, das ich Dir mitbringen wollte, auf meinem Tische liegen lassen," setzte der Pater ärgerlich hinzu, nachdem er vergeblich seine Taschen durchsucht.

„Ein Schächtelchen für mich! und was ist denn darinnen, Herr Pater?“

„Etwas gar Schönes, Jobely. Rothe und blaue, silberne und goldene Fischlein von Metall, und dabei ein wunderſames Stäblein, mit dem Du die Fischlein angeln kannſt — ja, ſie ſpringen gleichſam von ſelbſt daran und bleiben an ihm hangen wie feſtgebannt.“

„O! wie ſchade, daß Ihr ſie vergeſſen,“ ſagte der Kleine mit leuchtenden Augen und doch betrübt.

„Sei ruhig, mein Junge, ſie ſollen Dir deswegen nicht verloren gehen, und das erſte Mal, daß Bruder Kilian wieder nach Rappoltsweiler kommt, ſoll er Dir Deine Fiſchlein bringen.“

Darüber getröſtet, ließ ſich Jobely von Bruder Kilian freudig auf den Eſel heben, und Pater Felix folgte ſeinen gaſtfreundlichen Wirthen in ihre Wohnſtube.

Wenn ich in eine Wohnſtube trete, ſo kann ich faſt immer mit Gewißheit ſagen, weß Geiſtes Kind die Hausfrau iſt, — ob fromm oder weltlich, ernſt oder eitel, ordentlich oder unordentlich, fleißig oder faul. So ſprach auch Frau Martha's ſtiller, frommer Sinn in ihrem ganzen Haushalte und beſonders in der Wohnſtube ſich aus. Alles war dort ſo reinlich gehalten, ſo ſinnig und lieblich geordnet, daß es Einem ganz wohl und heimathlich zu Muthe wurde. So ging es auch heute ihren Gäſten, die ſtill und ſeelenvergnügt um den glänzend gebohnten runden Tiſch von Eichenholz ſaßen. Pater Felix ruhte in dem ledernen Großvaterſtuhle des Meiſters, wo er ſich ganz behaglich fühlte; neben ihm trank der Meiſter ſein Glas Wein, während Jobely und Bruder Kilian auf der Ofenbank ſich den Pflaumenkuchen

der Meisterin gar trefflich schmecken ließen. Frau Martha aber ging stille ab und zu, Jeden bedenkend, und sorgte, daß Keinem was fehle.

Gegenüber dem Großvaterstuhle hing an der eichenen getafelten Wand Doktor Martin Luthers Bild, nach Lukas Kranach in Kupfer gestochen. Dieses Bild schien Pater Felix unangenehm zu berühren; er heftete oft einen finstern Blick auf dasselbe, indem ein sichtbares Mißfallen, wie eine dunkle Wolke, seine bleichen, scharfgezeichneten Züge überzog; endlich hub er also an:

„Es geht schnell mit mir zu Ende, Meister Klaus, und ist wohl das letzte Mal, daß wir so traulich beisammen sitzen. Einem Sterbenden aber, der Euch so herzlich lieb hat, werdet Ihr gewiß eine letzte Bitte erlauben — und gewähren; nicht wahr, lieber Meister?"

„Von Herzen gern, Herr Pater, wenn es nämlich in meinen schwachen Kräften steht."

„Thut das Bild und die verderblichen Irrlehren jenes abtrünnigen Mönches von Euch und kehret in den Schooß der allein seligmachenden Mutterkirche zurück, der Kirche, die jener frevelnde Bube, um seiner bösen Fleischeslust zu fröhnen, so schmerzlich zerrissen hat!"

Aber der Meister zog wieder die buschigen Augenbrauen zornig zusammen, und wollte nach seiner Art und Weise kräftig auf den Tisch schlagen; doch Jobely hielt schnell die aufgehobene Hand zurück und bat schmeichelnd: „Nein, nicht so, lieber Meister! Ihr müßt nicht mehr so heftig klopfen, wie vorhin mit dem Hammer in der Werkstätte, sonst erschreckt Ihr die Frau Meisterin wieder und den Herrn Pater auch."

Eine Weile blickte Meiſter Klaus ſchweigend und beſchämt zur Erde, dann legte er die Hand auf Jobely's Lockenkopf und ſagte gerührt: „Ja, ſolcher iſt das Himmelreich“ (Matth. 19, 14).

„Noch nie,“ fuhr Pater Felix fort, „habe ich dieſe Saite berührt, ſo ſchwer es mir auch auf dem Herzen lag. Aber jetzt, in dieſem unſerm letzten Beiſammenſein auf Erden, müßt Ihr es mir zu Gute halten, wenn ich noch einmal dringend bitte: Schwört ihn ab, den trügeriſchen Wahn, die giftige Lehre dieſes Mannes, der ſich wider Gott und alle Heiligen empört in ſeinem ſtolzen Uebermuthe.“

„Einen Abtrünnigen, einen Empörer von böſer Fleiſchesluſt getrieben, nennt Ihr unſern großen Luther!“ ſagte der Meiſter mit gemäßigter, aber von innerer Bewegung zitternder Stimme. „Aber wißt Ihr auch, Herr Pater, was er eigentlich gewollt und was er gethan?“

„Ob ich es weiß, Meiſter Klaus! Wo iſt ein redlicher Diener der Kirche, der es nicht wiſſe, und nicht mit blutigen Thränen die zerriſſene Einheit der chriſtlichen Kirche beweine, die unſer Aller Mutter iſt! O, dieſer Mönch war des Teufels Werkzeug auf Erden; er hat Gehorſam und Glauben getödtet und freche, zügelloſe Willkür gepredigt!“

„Ihr ſeid ein gelehrter Herr, Pater Felix, und ich nur ein ſchlichter Handwerksmann. Indeſſen ſoll ja auch der Geringſte unter den Chriſten Rechenſchaft geben können von ſeinem guten Glauben. Wollt mir alſo erlauben, Euch in wenig Worten das Werk Luthers zu erklären, über den Ihr von ſeltſamem Irrthum befangen zu ſein ſcheint.“ — Bei dieſen Worten zog Meiſter Klaus ſein ledernes Käppchen ab und blickte ehrerbietig nach Martin Luthers Bilde.

„Sprecht, lieber Meister, redet frei von der Leber weg — ich will Euch gerne anhören; nur müßt Ihr mir dann auch gestatten, Eure Gründe zu widerlegen.“

„Mit meinen Gründen würde ich vor Euch nicht bestehen können, Herr Pater. Will daher lieber Gottes Wort, „ein gutes Wehr und Waffen“, für mich reden lassen, — Jobely, bring' uns das heilige Bibelbuch hier auf den Tisch. — So, mein Junge. — Nun schlag' die heiligen Evangelien auf und suche Markus 2, 22. — Recht so! — jetzt lies es recht langsam und deutlich dem Herrn Pater vor.“

Und Jobely las:

„Und Niemand faſſet Moſt in alte Schläuche, anders zerreißt der Moſt die alten Schläuche und die Schläuche kommen um, und der Wein wird verſchüttet. Sondern man ſoll Moſt in neue Schläuche faſſen.“

Pater Felix lächelte unwillkürlich.

„Ja, fuhr der Meister fort, Ihr denkt gewiß, Herr Pater: „Art läßt nicht von Art,“ und der Meister kann sein Handwerk nicht lassen. Immerhin — wohl möglich, daß meine Anwendung hinkt, das Gleichniß selber hinkt gewißlich nicht, denn es ist aus dem Munde der ewigen Wahrheit gesprochen. Steht auch nicht vergeblich zu dreien Malen in den heiligen Evangelien, nämlich Matth. 9, 17, Markus 2, 22 und Lukas 5, 36.“

„Allen Respekt vor dem Gleichnisse, Meister Klaus; nur sehe ich nicht ein, was es mit Martin Luther gemein haben kann.“

„Das will ich Euch sagen, Herr Pater, wenn Ihr mich einen Augenblick geduldig anhören wollt. Nicht wahr, als

unser Herr Gott dem Moses auf Sinai zuerst das geschriebene Wort offenbarte, da hat Er es nicht in ägyptischer oder einer andern damals üblichen Sprache schreiben lassen, sondern hebräisch, in der Sprache seines Volkes Israel, für welches das Gesetz und die Verheißung bestimmt waren? Als aber, 1500 Jahre später, die lieben Apostel, vom heiligen Geiste getrieben, die Bücher des neuen Bundes, die frohe Botschaft vom Heiland der Welt, und von der Vergebung der Sünden niederschrieben, warum haben sie sich da der griechischen und nicht der hebräischen Sprache bedient, da sie doch, außer Lukas, alle Juden waren?"

„Ohne Zweifel darum," erwiderte Pater Felix, „weil das Evangelium nicht nur den Juden, sondern allen Völkern der Erde verkündigt werden sollte; weil die griechische Sprache damals die vorherrschende, beinahe die allgemeine war . . ."

„Und man also „den Most des Evangeliums nicht in den alten Schlauch der hebräischen Sprache fassen konnte! Anders wäre der alte Schlauch umgekommen und der edle Wein verschüttet worden," das heißt verloren gegangen für das Heil so vieler Tausende, welche nicht hebräisch verstanden, denen es aber in dem neuen Schlauche, das heißt in der griechischen Sprache, „ein Geruch des Lebens zum Leben geworden!" (2 Kor. 2, 16).

Pater Felix blickte den Meister etwas betroffen und mit großen Augen an; er ahnte plötzlich, wo dieser hinaus wollte.

„Hab' mir auch sagen lassen, Herr Pater — denn außer dem heiligen Bibelbuche habe ich blutwenig selbst gelesen —

daß nach der griechischen Sprache die lateinische im alten römischen Reiche gäng und gäbe geworden, und daß da wiederum ein frommer Mann ein neues Faß gebaut für das theure Wort Gottes und es in's Lateinische überschrieben."

„Ganz richtig, lieber Meister, das war der heilige Hieronymus, der diese Uebersetzung im fünften Jahrhundert in seinem Kloster zu Bethlehem geschrieben."

„Ja, sollen aber, wie ich gehört, in dem neuen Fasse gar manche Fugen locker gewesen und viel Geist des edlen Mostes daraus verflogen sein. Um dieselbe Zeit nun, da kamen — was Ihr gewiß viel besser wissen werdet, als ich — wie eine brausende Wasserfluth, von Abend und Morgen her, wilde, zahllose Völkerstämme über das abendländische Reich, kehrten darin Alles zu unterst und zu oberst, verbrannten Städte und Dörfer, tödteten die Menschen und setzten sich endlich selbst in den römischen Ländern fest, wo sie die jetzt noch bestehenden verschiedenen Königreiche gründeten — man nannte sie, wenn ich nicht irre . . ."

„Die Gothen. Diese gothischen Barbaren sprachen fast alle deutsch, und die gewaltige Umwälzung und Zerstörung des abendländischen Reiches wird gewöhnlich mit dem Namen Völkerwanderung bezeichnet."

„Gut, also was ich sagen wollte, eben durch diese Völkerwanderung, wie Ihr es nennt, Herr Pater, sollen die alten Sprachen verdrängt worden und die neuen entstanden sein. Man fing an in Spanien spanisch zu sprechen, wälsch in Italien, französisch im fränkischen und deutsch im deutschen Reiche. Da hätte man denn wiederum den Wein des Evangeliums in neue Schläuche fassen sollen; wurde aber leider nicht gethan, und obschon das gemeine Volk sie nicht

mehr verstand, ist dennoch die lateinische Sprache im Gottesdienste beibehalten worden. Und steht doch ausdrücklich geschrieben im ersten Korintherbriefe, Kapitel 14, über den rechten Gebrauch der Sprachen, Vers 11: „So ich nun nicht weiß der Stimme: d. h. der Sprache, Deutung, werde ich undeutsch sein dem, der da redet, und der da redet wird mir undeutsch, d. h. unverständlich sein.“ Ward auch den lieben Aposteln bei der Ausgießung des heiligen Geistes zuerst gegeben, „einem Jeglichen zu predigen in der Sprache, darinnen er geboren war“ (Apostelgeschichte 2, 4—12). Ueber diesem lateinischen Unsinn in der Kirche sind aber fast tausend Jahre hingegangen, und es ging eben, wie es der Herr vorausgesagt: „Die alten Schläuche kamen um und der Wein ward verschüttet,“ und die großen geistlichen Herren — nichts für ungut, Herr Pater — konnten dem armen unwissenden Volke gar leicht ein X für ein U hinmalen. Das haben sie denn auch nach besten Kräften gethan, und ein Christenthum ineinander gefüget und zusammengebunden, daß Gott erbarm! und davon auch keine Sylbe im heiligen Gotteswort steht.“

Pater Felix blickte ernst und nachdenkend zu Boden.

Meister Klaus aber fuhr, immer eifriger werdend, also fort: „Da sah es denn gar traurig aus in der Christenheit; „das Volk wandelte abermals im Finstern“ (Jes. 9, 1), denn „das Licht war unter den Scheffel gestellt“ (Matth. 5, 15). Hätt' auch bald erlöschen mögen, wenn sich der Herr nicht seiner Kirche, und namentlich des deutschen Volkes erbarmt und einen tüchtigen Küfermeister für seinen Weinberg ausgerüstet, nämlich Doktor Martin Luther. Der hat ein gediegenes, zweifudriges

Faß gebaut, worin er den ewig neuen Wein des Evangeliums gefaßt, in guter, deutscher Sprache, und können nun Alle wieder durch Gottes Gnade „mit Freuden schöpfen am Heilsbrunnen!“ (Jesajas 12, 3). — „Und das ist,“ sagt Luthers Freund Mattheſius, „der größten Wunderwerke eines, welches unser Gott durch Doktor Martin Luther vor dem Ende der Welt ausgeführt hat, daß er uns Deutschen eine solche schöne deutsche Bibel zurichten läßt, und uns erklärt, was sein ewig göttlich Wesen und gnädiger Wille sei, mit guten, verständlichen deutschen Worten.“ Seht, Herr Pater, das hat Vater Luther gewollt und hat es gethan und ausgeführet, mit Gottes Kraft und gnädiger Hülfe! Amen!“

„Und diese deutsche Bibel, auf die Ihr so stolz seid, wie ist sie nicht entheiliget und, von den Meisten wenigstens, mißverstanden worden!“

„Mißverstanden, Herr Pater! Mit Verlaub, was sagtet Ihr mir vorhin, als ich meinte, Ihr hättet besser gethan, um Eures kranken Leibes zu schonen, wenn Ihr, statt Euch selbst zu bemühen, mir Eure Aufträge hättet sagen lassen? Da habt Ihr mir den schönen Spruch geantwortet: „Wenn ein Wort über mehrere Zungen geht, so kommt es selten richtig an, und wird immer etwas davon oder dazu gethan. Darum halte ich dafür, selber sagen und selber hören sei besser, als durch Andere hören und sagen zu lassen!“ Und was Ihr da so treffend von einem armen Menschenworte gesagt, wie sollte das nicht auch und noch viel mehr vom Worte Gottes gelten? — Der Herr des Himmels und der Erde hat zu seinen Menschenkindern selber geredet, und diese sollten nicht auch selber hören, das heißt lesen

dürfen, was ihr himmlischer Vater spricht? — Nein, Herr Pater, die Mißverständnisse sind eben nur daraus entstanden, weil man den Most in alte Schläuche gefaßt, den edlen Wein verschüttet und Gottes Wort über so viele Zungen zu uns gekommen und so viel dazu und davon gethan worden, daß am Ende Keiner mehr gewußt, was unser Herr Gott eigentlich gesagt hat!"

„Es ist aber doch seltsam," entgegnete Pater Felix mit sarkastischem Lächeln, „daß in Eurer neuen Kirche die Mißverständnisse eben durch das Lesen der Bibel entstanden sind, und daß Lutheraner, Reformirte und Calviniſten sie Jeder auf seine eigene Weise verstehen und auslegen will. Habt Ihr nicht gehört, wie namentlich in der neuern Zeit im Norden Deutschlands, dem Vaterland Eures gepriesenen Bibelmannes, sich die Lutherischen und Reformirten gegenseitig hassen und verfolgen, und was dort für Unfug wegen der Abendmahlslehre getrieben wird?"

„Das hat der Feind gethan, Herr Pater, der eben auch hier wieder neben der durch Wort und Geist wiedergebornen Kirche seine Kapelle gebaut. Indessen, da alle evangelischen Confessionen eins und einig sind in der Hauptsache, da sich Alle auf den festen Fels des Gotteswortes gründen, Alle Jesum Christum als den alleinigen Mittler und Heiland erkennen, und als wahren Gott anbeten, und Alle glauben, nur durch Ihn, das heißt durch sein Blut, Vergebung der Sünden zu erlangen, und durch seine Gnade selig zu werden: — so meine ich, daß der traurige Streit über die Lehre vom heiligen Abendmahl allerdings ein vom Teufel gesäetes Unkraut ist, welches der Herr zur Zeit der Ernte durch seine Schnitter sammeln, binden und verbrennen

wird (Matth. 14, 30), — daß man aber keineswegs daraus den Schluß ziehen darf, als ob das Lesen der heiligen Schrift Schuld an diesen Aergernissen sei."

„Zugegeben, lieber Meister, es ist nicht Gottes Wort, sondern Satans Werk, welches die Kirche zerrissen hat. Es ist Luther, jener freche, aufgeblasene Mönch, der des Teufels Handlanger gewesen, durch seine Irrlehren die Geister verwirrt und die Fackel der Zwietracht und des Hasses in der Christenheit entzündet — und das Alles, um seinen bösen Leidenschaften desto ungestörter fröhnen zu können."

Der Meister wollte schon wieder auffahren; doch faßte er sich schnell und fragte nach einer kleinen Pause, wie ablenkend: „Sagt mir doch, Herr Pater, wie ist es gekommen, daß Ihr, bei Eurer schwachen Gesundheit, Euch dem schweren Geschäft unterzogen, das Kloster in Gemar zu reformiren?"

„Da es mir von meinem Orden, im Namen der Kirche, aufgetragen worden, so durfte ich keine Rücksicht auf mich selber nehmen, sondern mußte, so schwer es mir auch schien, mich unbedingt dem höhern Willen unterwerfen."

„Was würdet Ihr aber sagen, wenn die feindlich gesinnten Klosterbrüder, um Euch anzuschwärzen, überall ausschrieen, Ihr hättet das Domcapitel von Murbach nur darum verlassen, um in Saus und Braus und allerlei Unzucht Euer Leben in Gemar zu verschwelgen?"

Eine Weile blickte Pater Felix mit seinen großen, stechenden Augen den Meister prüfend an, lächelte dann wehmüthig und meinte: „Dieser im Dienste des Klosters abgezehrte und dahingeopferte Leib möchte wohl die beste Widerlegung solcher Verläumdungen sein — — die überdieß in wenig Tagen schon mein früher Grabhügel noch bekräftigen würde."

„Ja, und wir Alle, die wir Euch gekannt, und, auch in unserer Kirche, geliebt und verehret, wir könnten mit gutem Gewissen Zeugniß ablegen von Eurem reinen, frommen Wandel und Gott geheiligten Leben. Aber Ihr wißt ja so gut und noch viel besser als ich: „die Todten bleiben nicht leben, und die Verstorbenen stehen nicht auf“ (Jes. 26, 14). Auch wir, die wir Euch so herzlich lieben, und gewiß jede böse Afterrede mit Ernst und Nachdruck Lügen strafen werden, wir gehen schnell vorüber, als flögen wir davon (Psalm 90, 18). — Freund Hein wird bald auch unsern Mund schließen, und die Lästerer können dann ungestört fortlästern.“

„Wozu diese Umschweife, Meister Klaus, kenne ich doch schon lange Pater Ruffinus und seine böse Zunge, und sollte gelassener seine Verläumdungen ertragen, als ich leider gethan habe.“

„Und seht also an Eurem eigenen Beispiele, daß auch der reinste Lebenswandel nicht vor böser Nachrede zu sichern vermag. Eine Aehnlichkeit mehr, Herr Pater, die Ihr mit unserm großen Luther habt, an den Ihr mich, ich will es nur offen bekennen, schon mehr als einmal erinnert habt.“

„Wogegen ich mich aber in allem Ernste verwahren muß!“ rief Pater Felix beinahe entrüstet.

„Ueber ein Kleines, Herr Pater, wenn Ihr dort oben, wo der Herr die Seinen zu den lebendigen Wasserbrunnen leitet, und alle Thränen von ihren Augen abwischen wird (Offenb. 3, 17), dem Glaubenshelden Luther begegnen, ihm die Bruderhand reichen, und vor dem Throne des Lammes, das für uns erwürget ward (Offenb. 5, 12), mit ihm einstimmen wer-

bet in den Lobgesang seiner Erlöseten, da denkt Ihr wohl an den Meister Klaus, der es Euch vorausgesagt, und erkennet gewiß, daß Luther und Ihr zwei verwandte Seelen sind!"

„Aber was in aller Welt kann ich denn mit jenem abtrünnigen Mönche gemein haben?" fragte Pater Felix, dem unwillkürlich eine Thräne in's Auge getreten.

„So ziemlich Alles, Herr Pater, nur in kleinerm Maßstabe, wie es mir scheinen will."

„Aber, das ist ja rein unmöglich, lieber Meister!"

„Seht, Herr Pater, Doktor Luther und Ihr habt es Beide im Ernste genommen mit Eurem Heile und habt aufrichtig gefragt: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" (Apostelg. 16, 30) — und seid Beide unter solchen Menschensatzungen auferzogen worden, die Euch Christum verdunkelten — denn der Heiland ist Euch wohl jetzt noch, Herr Pater, was er Luther vor mehr als hundert Jahren in seinem Kloster zu Erfurt gewesen, „ein schrecklicher Richter, vor dem Ihr erzittert, und Ihr empfindet gewiß, was Luther in jener Zeit empfunden, und was er also beschreibt: Je saurer ich mir es werden ließ, mein Gewissen zufrieden zu stellen durch Wachen, Fasten und Beten, desto weniger Ruhe und Frieden ich fühlte, denn das rechte Licht war von meinen Augen weggethan. — Das rechte Licht schenkte ihm aber der Herr, indem er ihn in besagtem Kloster unter den alten bestaubten Büchern ein heiliges Bibelbuch finden ließ; wenn ich nicht irre, so war es eine lateinische Uebersetzung. Von derselben Zeit nun machte sich unser Luther so vertraut mit der heiligen Schrift, daß ihm gar kein anderes Studium mehr gefallen mochte, und manchmal

ihm ein einziger Spruch den ganzen Tag im Sinne gelegen und ihn getröstet hat. Und wie denn jede Menschenseele ein Tempel Gottes, also gleichsam eine kleine Kirche sein soll, das heißt ein lebendiger Baustein der großen unsichtbaren Kirche Christi, die erst bei seiner Wiederkunft auf Erden in ihrer Herrlichkeit sich offenbaren wird; — so hat der Herr durch sein Wort zuerst das innere Kirchlein Luthers reformirt, seine Seele befreit von menschlichen Satzungen und Verirrungen, und hat ihn zuerst erkennen lassen: „daß unsere eigene Frömmigkeit vor Gott nicht bestehen kann.“ — Zweitens: „daß wir nur durch den Glauben an Jesum Christum, nämlich durch die Vergebung der Sünden durch sein Blut, können selig werden“, — und drittens: „daß der rechte, wahre Schatz der Kirche das Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes — also die Bibel ist.“

„Und wie ihm das klar geworden, „da fühlte ich mich,“ erzählt er uns selbst, „alsbald ganz neu geboren, als hätte ich eine weit geöffnete Thüre in's Paradies gefunden; daß das Leben aus dem Glauben kommt, daß der Mensch vor Gott gerecht wird durch den Glauben (Habakuk 2, 4. — Römer 1, 17); dadurch wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst geöffnet!“ — — „Lieber Herr Pater! das redliche Kämpfen und Ringen um Eurer Seelen Seligkeit ist Eure erste Aehnlichkeit mit Luther — Suchet auch Ihr in der Schrift (Joh. 5, 39), so wird auch Euch der Glaube den Himmel aufschließen, und Ihr werdet, wie Luther, Ruhe finden für Eure Seele (Matthäus 11, 21).“

„Ihr werdet aber schwerlich eine andere Aehnlichkeit

zwischen mir und Eurem Luther entdecken können," sagte der Pater gezwungen lächelnd, und nur mühsam eine tiefe innere Bewegung verbergend.

„Doch, doch, Herr Pater, die andern kommen gleichsam von selbst, nur, wie ich schon bemerkt, bei Euch in kleinerem Maßstabe. Denn seht, Euch wurde die kleine Reformation im Kloster zu Gemar, Luthern die große in der deutschen Kirche aufgetragen. Und wie Ihr im Kloster Zucht und Sitte wieder herstellen, und Alles auf die Regeln und Ordnungen Eures Ordens zurückführen mußtet — so gab unser Herrgott selbst Luthern die Aufgabe, die verborgene Leuchte des göttlichen Wortes in der abgefallenen Kirche wieder aufzurichten, und Alles wie es zur Zeit der heiligen Apostel gewesen, auf die reine Lehre und Verordnungen des höchsten Ordens zurückzuführen, dessen Stifter jener Hohepriester ist, von dem die Schrift sagt, er sei „heilig, unschuldig, unbefleckt, von Sünden abgesondert, und höher als der Himmel ist! (Hebräer 7, 26) — nämlich Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit" (Hebräer 13, 8).

„Euch selbst verläugnend, habt Ihr den eigenen Willen einem höhern unterworfen, Euer Leben zum Opfer dargebracht und gehorsam das schwierige, mühevolle Werk begonnen. — So auch Vater Luther: „Gott reißt mich fort," schrieb er, „ich habe mich im Namen des Herrn übergeben und dargebracht; sein Wille geschehe!" — und wiederum betete er, als er vor dem Reichstage zu Worms erscheinen mußte und seine Lehre widerrufen sollte: „Herr Gott! es ist doch nicht meine, sondern Deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen, und mit diesen

großen Herren der Welt hier nichts zu thun. Aber Dein ist die Sache, die gerecht und heilig ist. Komm, Herr, ich bin bereit, und will mich von Dir und Deinem Worte nicht scheiden lassen ewiglich, und sollte mein Leib darüber zu Trümmern gehen. Die Seele ist Dein und bleibet bei Dir in Ewigkeit. Amen!" — — Aber wie Ihr, Herr Pater, in Eurem kleinen Kreise, so ist Luther im Großen von seinen Widersachern angefeindet, verdammt und verlästert worden, und die alberne Verläumdung, als habe er einen unkeuschen Wandel geführt und sei ein Knecht böser Sinnenlust gewesen, hat sich, wie die giftige Wucherpflanze, fort und fortgesponnen und durchgeschlungen über Zeit und Grab, — — was auch für Euch, Herr Pater, gar leicht der Fall sein könnte."

„Nun fehlt nur noch, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, daß Ihr auch mich, wie Luther gethan, eine entlaufene Nonne freien laßt."

„Katharina von Bora war eine ehr- und tugendsame Jungfrau, welche nach der durch göttliches und menschliches Recht ausgesprochenen Aufhebung ihres Klosters Doktor Martin Luther heimführte als sein rechtmäßiges, geliebtes Eheweib, mit dem er vor Gott und Menschen in heiliger, gesegneter Ehe gelebt. Eure Kirche hatte den Menschen mit dem Gesetz der Eheloſigkeit einen bösen Strick über den Hals geworfen; war auch eine der vielen Menschensatzungen, gegen die Doktor Luther nicht nur mit dem Wort, sondern mit der That protestiren mußte. — Denn es heißt im ersten Brief an Timotheum, Kapitel 4, im ersten und dritten Verse: „Etliche werden vom Glauben abfallen, und verbieten ehelich zu werden."

„Da Ihr mich nun, ich mag wollen oder nicht, mit Luther verglichen, so müßt Ihr mir auch erlauben, daß ich mich ihm entgegenstelle. Wie hätte ich das Kloster in Gemar reformiren können, wenn ich entzweit, wo ich hätte einigen, und niedergerissen, wo ich hätte erbauen sollen; oder wenn ich Oel in's flammende Feuer gegossen? — wie Luther in der Kirche gethan."

„Das that er nicht, Herr Pater; denn als die Evangelischen in ihrem ersten Feuereifer die Bilder stürmten in den Kirchen, und sonst allerhand dergleichen Unfug trieben, da hat er ihnen gewehrt, und mit seiner mächtigen Stimme drein gerufen: „Das Wort, das Himmel und Erde geschaffen, das muß es thun; nicht wir arme Sünder!" — Seht, Herr Pater, nicht, wie Ihr wähnt, in vermessenem Selbstvertrauen auf seine eigene Kraft, denn die hätte ihn, wie recht und billig, gar bald im Stiche gelassen, hat Luther so Großes vollbracht; sondern im festen Glauben an Jesum Christum unsern Herrn und Heiland, und angethan mit der Kraft aus der Höhe, ist er dagestanden vor Kaiser und Reich; ist kein Haar breit gewichen vom Worte Gottes, und hat muthig geantwortet: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." — Und der Herr hat wunderbar geholfen, Herr Pater! — Es war nicht der arme geächtete Mönch, vom Kaiser und Papst in den Bann gethan, der die Kirche reformirte, sondern Gottes Wort allein hat den Sieg davon getragen über Menschensatzung und Aberglauben!"

„Es stehet geschrieben:

Apostelg. 16, 31. „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig."

Eph. 1, 7. „Denn in Ihm haben wir die Erlösung, durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, nach dem Reichthum seiner Gnade.“

„Und wer nun geglaubt, und im Glauben aus dem Reichthum dieser Gnadenfülle geschöpft, der hatte Vergebung der Sünden, und brauchte sie nicht mehr mit Geld oder Werken zu erkaufen.“

„Es stehet geschrieben:

Matth. 23, 9. „Ihr sollt Niemand Vater heißen auf Erden, denn Einer ist euer Vater, Der im Himmel.“

„Da war es aus mit der Herrschaft des Papstes — und Item mit seiner sogenannten Heiligkeit und Unfehlbarkeit, denn

„es stehet auch geschrieben:

Psalm 14, 3, und Römer 3, 10. „Da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer.“

„Es stehet geschrieben:

1 Timoth. 2, 5. „Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus.“

„Da fielen weg alle Heiligen, als da sind: Schutzpatrone, Fürsprecher, Vermittler und dergleichen.“

„Es stehet geschrieben:

2 Mos. 20, 4 und 5 Mos. 5, 8. „Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht!“

5 Mos. 6, 13, Matth. 4, 10 und Luk. 4, 8. „Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, und Ihm allein dienen.“

„Und die Heiligenbilder ſtiegen, ohne Bilderſtürmer, von den Altären.“

„Und von Maria, der Mutter unſeres Herrn Jeſu, da ſtehet geſchrieben:

Luc. 1, 47. „Mein Geiſt freuet ſich Gottes, meines Heilandes.“

„Und wie hat da die ſtille, demüthige Magd des Herrn mit dieſem einen Wörtlein, „mein Heiland“, alle Abgötterei, die mit ihrem Namen getrieben wird, auf ewig von ſich gewieſen.“

„Und ſo iſt auch „vor dem Brauſen des heiligen Geiſtes“ (Apoſtelg. 2, 2), das ſo gewaltig aus dem Worte Gottes bläſet, all der andere Kram vom Fegfeuer, von Meſſen, Wallfahrten, Kaſteiungen, Reliquien und ſo fort, zerſtoben, wie Spreu vor dem Winde!“

Ein heftiger Donnerſchlag unterbrach hier das Geſpräch der beiden Männer, das Gewitter war losgebrochen, wild tobte der Sturm, es folgte Schlag auf Schlag, und gewaltig ſtrömte der Regen vom Himmel hernieder. Erſchrocken fuhr Bruder Kilian, der ſanft eingeſchlafen war, von der Ofenbank auf und bekreuzte ſich; Jobely, welcher in der Werkſtätte ſeinen Reif geſchlagen, kehrte eilends in die Wohnſtube zurück, und flüchtete unter die mütterlichen Flügel ſeiner lieben Frau Meiſterin; Pater Felix aber, von dem Geſpräche ſichtbar aufgeregt, befand ſich ſo übel bei der ſchwülen Gewitterluft, daß Frau Martha ganz bange wurde — leiſe öffnete ſie ihren Schrank und bot dem Kranken einige Tropfen zur Linderung an.

„Laß gut ſein, Martha,“ ſagte der Meiſter, „ich weiß ein beſſeres Arkanum für unſern lieben Gaſt — wir wollen

für ihn beten!“ — Alle falteten die Hände, Meister Klaus entblößte das Haupt und sprach aus dem 29sten Psalm die folgenden Worte:

„Der Gott der Ehren donnert; die Stimme des Herrn gehet mit Macht; die Stimme des Herrn hauet wie Feuerflammen, und der Herr bleibt König in Ewigkeit!“

„Herr, Du wirst Deinem Diener Kraft geben, und wirst ihn segnen mit Frieden! Amen.“

„Und nun laßt uns noch unsern werthen Kranken mit einem geistlichen Liede erquicken;“ — und von Frau Martha's und Jobely's Silberstimmen begleitet, sang der Meister mit kräftigem Baß das herrliche Kirchenlied von Martin Luther: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“ — nach und nach stimmten auch Bruder Kilian, und beim letzten Verse, ganz leise, Pater Felix mit ein.

Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir,
Herr Gott, erhör' mein Rufen;
Dein' gnädig' Ohren kehr zu mir,
Auf meine Bitt' sie öffne!
Denn so Du willst das sehen an,
Was Sünd' und Unrecht ist gethan,
Wer kann, Herr, vor Dir bleiben?

Bei Dir gilt nichts denn Gnad' und Gunst,
Die Sünde zu vergeben;
Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor Dir Niemand sich rühmen kann;
Deß muß Dich fürchten Jedermann,
Und Deiner Gnade leben.

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen;

Auf Ihn mein Herz soll lassen sich,
Und seiner Gnade trauen,
Die mir zusagt sein werthes Wort;
Das ist mein Trost und treuer Hort,
Deß will ich allzeit harren.

Und ob es währt bis in die Nacht,
Und wieder an den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch sorgen.
So thu' Israel rechter Art,
Der aus dem Geist erzeuget ward,
Und seines Gottes harre!

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade;
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Von seinen Sünden allen.

Das Gewitter war vorübergegangen, und Pater Felix schickte sich zur Heimkehr an. Die sorgliche Hausfrau schloß ihre Truhe auf und zog den Pelzrock des Meisters heraus, den sie, in weiße Leinen gewickelt, mit Pfeffer- und Lavendelkraut sorgsam vor den Motten bewahrte.

„Erlaubt, Herr Pater," sagte sie freundlich, „daß ich Euch diesen warmen Rock mitgebe. Das Wetter hat die Luft abgekühlt, der Abend wird kalt werden, Ihr habt einen weiten Ritt vor und könntet leicht Schaden nehmen."

„Herr Pater, Frau Meisterin, Meister Klaus!" rief Jobely, indem er die Stubenthüre weit aufriß, „draußen ist Feierabend! O kommt schnell, und sehet den schönen Gnadenbogen am Himmel!"

Pater Felix blickte ihn verwundert an.

„Er meint den Regenbogen," ergänzte die Frau Meisterin etwas verlegen.

„Nein, Gnadenbogen," eiferte der Kleine. „Habt Ihr mir ja selbst erzählt, Frau Meisterin, daß man Gnaden- und nicht Regenbogen sagen solle, weil der liebe Gott, als Er, um den Noah nach der Sündfluth zu trösten, den Bogen in die Wolken gesetzt, gewiß nicht an den Regen gedacht, sondern an die Gnade, die Er allen Menschen in dem lieben Heilande erzeigen wollte!" — so sprechend zog er den Pater und die Meisterin zur Thür hinaus vor die Werkstätte.

Und es war wirklich Feierabend draußen. — Zwischen den schwarzen Gewitterwolken und der scheidenden Abendsonne, über der weiten Ebene, gegen der fernen Gebirgskette des Schwarzwaldes hin, wölbte sich der siebenfarbige Gnadenbogen wie ein goldenes Himmelsthor! Blumen und Blätter, vom Gewitterregen gebeugt, hoben, wie dankend, das gesenkte Haupt empor; fröhlich sangen die Vögelein ihr Abendlied, Menschen und Thiere athmeten freier, und die ganze Natur lag in feiernder Sabbathstille unter dem milden Schein des lichten Himmelsbogens, dem unwandelbaren Zeichen der Erlösung, nach der alle Kreatur sich sehnet (Röm. 8, 22).

Eine Weile stunden Alle schweigend und betend von der balsamischen Abendluft umweht. Dann legte der Meister, wie segnend, wieder seine Hand auf Spener Jobely's Haupt und sprach: „Seht, Herr Pater, dieser Kleine da, auf dem Gottes Geist sichtlich ruht, der hat den Nagel auf den Kopf getroffen, und in wenig Worten gesagt, was ich vorhin in langer Rede Euch klar zu machen vergeblich versucht. Das

Kreuz auf Erden und der Gnadenbogen am Himmel, dieſe zwei bezeichnen gleichſam den ganzen Inhalt des heiligen Bibelbuches; das heißt, durch die Sünde ſind wir von Gott ab- und dem ewigen Verderben anheimgefallen; aber: Alſo hat Gott die Welt geliebt (Joh. 3, 16), daß Er in Jeſu Chriſto von ſeinem Himmel zu uns armen Sündern herabgeſtiegen, damit wir durch ſeinen blutigen Verſöhnungstod, nämlich durch das Kreuz, und aus freier Gnade gerettet, und mit der ewigen Gerechtigkeit verſöhnet würden. Das lehrt, das bezeugt Gottes Wort — und Alles, was Eure Kirche davon und dazu gethan, iſt eitel Trug und Menſchenwerk, und kann der Seele keinen Troſt im Leben, keine Kraft zur Heiligung und keinen Frieden im Sterben gewähren."

Pater Felix antwortete leiſe und wehmüthig: „Bald, vielleicht in wenigen Tagen ſchon, ſteht ein Kreuz auf meinem Grabe — — o, möchte ich dann begnadigt einziehen können in die ewige Heimath, durch jenes ſchöne Himmelsthor!"

„Ueber dem Kreuze da ſtehet geſchrieben, Jeſ. 53, 8: „Er iſt um unſerer Miſſethat willen verwundet und um unſerer Sünden willen zerſchlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, damit wir Frieden hätten, und durch ſeine Wunden ſind wir geheilet."

„Und durch den Bogen des ewigen Gnadenbundes ſpricht des Herrn Mund, Jeſ. 54, 10: „Es ſollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade ſoll nicht von Dir weichen und der Bund meines Friedens ſoll nicht hinfallen, ſpricht der Herr, Dein Erbarmer!"

„Daran wollen wir festhalten, Herr Pater; darauf wollen wir leben und sterben, dann wird unser Einschlafen ein friedliches und unser Erwachen dort oben gewiß ein seliges sein.“

Bruder Kilian war mit dem Esel vor der Werkstätte angelangt; Frau Martha hatte schon eine gute Weile den Pelzrock ihres Eheherrn sorgsam über den Sattel ausgebreitet — — und Pater Felix zögerte immer noch — endlich begann er in verlegenem Tone: „Wollt Ihr mir wohl Eure Bibel auf einige Tage mitgeben, Meister Klaus?“

Aber der Meister stand ganz verblüfft da und drehte sein ledernes Käppchen auf dem Kopfe herum, was er immer zu thun pflegte, wenn ihm etwas Unerwartetes in die Quere kam. Mit Freuden hätte er dem Pater seine ganze Baarschaft und was er sonst Kostbares besaß, gegeben, — aber seine Bibel! sein geliebtes, heiliges Bibelbuch! — und eine Bibel war damals viel seltener und kostbarer als heutzutage, und vielleicht auch darum viel werther gehalten, als wir leider zu thun pflegen.

Allein Jobely, der des Paters Bitte gehört, kam schon mit der Bibel herausgesprungen, reichte sie dem Meister und sprach: „Gebt sie immerhin dem Herrn Pater, lieber Meister, ich will Euch unterdessen meine Bibel leihen. Wißt Ihr, die schöne große, mit dem prächtigen Einband, dem goldenen Schnitt und dem silbernen Schloß, mein Pathengeschenk von der gnädigen Frau Gräfin von Rappoltstein! Die Mutter gibt sie mir schon für Euch, denn sie weiß, daß Ihr Sorge dazu tragt!“

„Hat mich der Junge schon wieder zu Schanden gemacht,“ murmelte Meister Klaus, schob mit kräftigem Handschlag

seine Bibel unter des Paters Arm und sagte, gewaltsam einen Seufzer unterdrückend: „Da nehmt sie hin, Herr Pater, und der Herr gebe seinen Segen dazu!“

Es war am ersten Adventssonntage. Meister Klaus ruhte beim warmen Ofen in seinem Lehnstuhle und war eben vom Mittagsschläfchen erwacht. Frau Martha saß am Fenster; vor ihr stund Spener Jobely und sollte, um seine Mutter beim Christfest zu überraschen, Luther's schönes Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her,“ auswendig lernen. Aber der Kleine, sonst so gelehrig, setzte heute die Geduld der Meisterin auf eine harte Probe; er wiederholte Alles verkehrt, oder überhörte gänzlich, was ihm Frau Martha mit unerschütterlicher Sanftmuth schon mehr als zwanzig Mal vorgesagt. Unaufhörlich drehte er das Köpfchen bald nach der Uhr, bald nach dem frisch duftenden Schnitzbrod, das ihm die Meisterin zum Vesperbrode versprochen, — denn Jobely aß das Schnitzbrod für sein Leben gern.

Da begann aber der Meister über der langmüthigen Geduld seiner lieben Frau ungeduldig zu werden; er schlug kräftig auf den Tisch und rief warnend: „Martha, Martha, du machst dir viel zu schaffen, Eins aber ist Noth, das heißt, die Kinder gehorchen lehren. Bist eine wahrhaftige Mutter Eli für den Jungen da, und verziehst ihn nach Herzenslust! — Hieher, Jobely, zu mir — und bis du nicht die vier ersten Verse ordentlich hergesagt, gibt's kein Schnitz- und kein Vesperbrod, so wahr ich Meister Klaus heiße! — — Nun, frisch gewagt ist halb gewonnen! — „Vom Himmel

hoch, da komm ich her, Ich bring' Euch gute, neue Mähr," — — Na, wie heißt's weiter?"

„Da findet ihr das Kind gelegt, das alle Welt erhält und trägt," sagte Jobely noch immer zerstreut, und blickte mit seinen großen Augen schelmisch den Meister an. Dieser aber wollte fast im Ernst böse werden; aber schnell wie der Blitz sprang der Kleine auf seinen Schooß, faßte den alten Mann um den Hals und sagte gravitätisch:

„Denkt, Meister Klaus, mir hat diese Nacht von Pater Felix geträumt!"

„So — — hat schon lange nichts von sich hören lassen. — Soll sehr krank sein, wie die Gesellen von Gemar heimgebracht hätte mir aber doch meine Bibel wieder schicken können."

„Ja, und meine Fischlein auch. Er hat sie aber doch nicht vergessen, das weiß ich jetzt. Denkt, Meister! im Traume standen wir Alle wieder vor der Werkstätte, und am Himmel war noch ein viel, viel schönerer Gnadenbogen, als diesen Herbst — — und Pater Felix stand nicht bei uns unten im Grasgarten, sondern oben auf den Wolken, unter dem schönen Bogen, und gab mir das Stäblein, von dem er gesagt, und sprach: „Da, Jobely, nimm unterdessen das wundersame Stäblein, die Fischlein wird dir der Herr Jesus zu seiner Zeit schon selber geben."

Es klopfte an der Thür — Bruder Kilian trat herein, legte des Meisters Bibel auf den Tisch, und in Jobely's Hand ein Schächtelchen, worauf zierlich geschrieben stand: „Ich will dich zum Menschenfischer machen" Matthäus 4, 19.

„Bruder Kilian! Was macht Pater Felix?" riefen alle drei wie aus einem Munde. —

„Wird morgen früh um zehn Uhr begraben werden," antwortete der Klosterbruder mit dumpfem Tone und thränenden Augen.

Alle schwiegen ergriffen still. Frau Martha trat an's Fenster und wischte sich die Augen; Jobely sah betroffen zum Bruder Kilian auf — und als er diesen weinen sah da flossen auch seine kindlichen Thränen, ihm selber unbewußt, über seine rosigen Wangen.

„Gott hab' ihn selig!" begann Meister Klaus nach einer langen Pause.

„Der Herr Pater lassen Euch noch schön grüßen, Meister, und herzlich Dank sagen für das Buch, das Ihr ihm geliehen, welches gleich nach seinem Absterben Euch unfehlbar wieder zu bringen ich ihm gestern Abend versprechen mußte."

„Hat er noch viel leiden müssen?" fragte theilnehmend die Frau Meisterin.

„Nicht daß ich wüßte, Frau Meisterin. Er wurde nur immer schwächer und stiller. Er, der sonst immer Alles selber thun und überall der Erste und Letzte sein wollte, ist absonderlich in der letzten Zeit gar nicht mehr aus seiner Zelle gekommen, hat auch nicht viel mehr sprechen können, sintemalen es ihm der Herr Doktor verboten hatte — sah aber fortwährend so ruhig und heiter aus, daß einem das Herz schier brach beim Anblick dieser heiligen Geduld! — Ich fand ihn fast immer in dem großen Buche des Meisters lesend — — und als ich heute nach ihm sehen wollte — ja, da brannte sein Nachtlichtlein noch, und er saß noch unentkleidet, das Haupt auf die gefalteten Hände gesenkt, über dem Buche dort. — — Lange wagte ich es nicht, ihn zu stören, vermeinend, er sei in seiner Andacht begriffen; —

als ich aber ganz leise näher trat, da merkte ich dann bald, daß der Tod bei ihm eingekehrt sei! — — ach, wäre so gerne mit ihm gegangen, wenn anders dieser Wunsch nicht zu vermessen ist — sintemalen es sich in unserm Kloster nicht mehr gut wohnen läßt, seit Pater Ruffinus wieder das Regiment führt!" — — Und abermals entfielen große Thränen den gesenkten Augen des Klosterbruders, und tropften langsam in den Becher Wein, den ihm Frau Martha zur Stärkung gereicht.

„Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben!" (Psalm 126, 5. 6) sagte Meister Klaus, und reichte tief gerührt dem Bruder die Hand.

„Schönen Dank, Meister!" Gottes Lohn, Frau Meisterin! Darf nicht länger bei Euch weilen, sintemalen ich noch gar machen Auftrag wegen der morgenden Beerdigung auszurichten habe, und vor Nacht wieder in Gemar sein muß."

Kaum hatte Bruder Kilian sich entfernt, so entblößte der Meister sein ehrwürdiges Haupt, faltete die Hände über seinem theuern, wiedergekehrten Bibelbuche, das für sein redliches Herz nun noch eine neue Weihe erhalten und im stillen Gebete bewegten sich leise seine Lippen.

Jobely aber, der nach der Kinder glücklichen Weise seinen Schmerz schon vergessen, schüttete seine glänzenden Fischlein auf den Schooß der Meisterin, und da ihm diese, mit aufgehobenem Finger auf den betenden Meister weisend, Stille gebot, so blickte er blos, mit leuchtenden Augen, freudig zu ihr auf, so oft ein Fischlein an dem Stäbchen hängen blieb.

Als der Meister sein Gebet geendigt, sprach Frau Martha

zu ihm: „Vater, der Traum des Kindes da ist vom Himmel gekommen. Das wundersame Stäbchen bedeutet Gottes Wort, und die Worte, die Pater Felix mit sterbender Hand für seinen kleinen Liebling auf das Schächtelchen geschrieben, die stehen auch nicht von ungefähr da. — Jobely, du mußt Pfarrer werden: es ist des Herrn Wille so!"

„Was heißt das, Menschenfischer?" fragte der Knabe und hielt sein Schächtelchen dem Meister hin.

„Das heißt, wie die lieben Apostel an allen Orten und Enden mit festem Glauben und froher Zuversicht das Evangelium verkündigen, damit alle Menschen zum lieben Heilande hingezogen werden und an ihm hangen bleiben, wie deine Fischlein am Magnet."

„Und hat mir das diese Nacht der Herr Jesus durch den Pater Felix sagen lassen?"

„Wohl möglich," meinte der Meister, — und: „ganz gewiß," die Frau Meisterin.

Da faltete Spener Jobely seine kleinen Hände und betete in kindlicher Einfalt: „Nun denn, lieber Heiland, ich verspreche dir, ich will gewiß Pfarrer werden! Mache mich nur recht fromm, damit ich mit dem wundersamen Stäblein Deines Wortes viele, viele Menschen für Dich fischen könne!"

„Amen, Jobely, Amen, der Herr gebe seinen Segen dazu!" sagte Meister Klaus, dann wandte er sich nach Martin Luthers Bilde und sprach: „Hast wahr gesprochen, alter Vater: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" hat abermalen seine göttliche Kraft bewährt, das heilige Gotteswort, und es hat wiederum eine geängstete Seele Heil und Frieden in ihm gefunden!"

„Biſt nun auch vorüber und hinüber, guter Pater Felix, Du redliche Seele!“ — Haſt Gnade gefunden nicht durch deine ſelbſtgeflochtene Dornenkrone, ſondern durch das theure Blut unſers Herrn Jeſu Chriſti — und ſagſt nun dort oben in deiner Klarheit, wie ich hier unten in meiner Schwachheit:

„Das Gras iſt verdorret, die Blume iſt abgefallen; aber die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ 1 Petri 1, 24. 25. Pſalm 103, 17. Amen.“

Das Waldhaus.

„Ihnen iſt vertraut, was Gott geredet hat.“
Röm. 2, 3.

Vom Schauenberge, einem Wallfahrtsort in den Vogeſen, an deſſen Fuß das Städtchen Ruffach liegt, iſt es etwa eine Stunde bis zum Waldhauſe, wo in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Wiedertäufer Biedermann mit ſeinen zwei Großkindern Hans und Vreneli wohnte. Es mochte kaum einen lieblicheren Meierhof geben, als das Waldhaus damals war (ob es jetzt noch ſteht, weiß ich nicht). Von hohen duftenden Tannenwäldern umkränzt, von ſchönen grünen Wieſen umgeben, auf denen Biedermann's ſtattliche Kühe weideten, lag es da, ſo freundlich und nett, daß man bei ſeinem Anblick unwillkürlich an das Wort: „Hier iſt gut wohnen,“ erinnert wurde. Aber noch wohlthätiger als ſeine reizende Lage, wirkte der Geiſt ſeiner Bewohner auf das Gemüth. Nach ächt patriarchaliſcher Sitte war der alte Biedermann nicht nur der Prieſter ſeines eigenen Hauſes, ſondern all ſeiner Glaubensgenoſſen, die auf den umherliegenden Höfen wohnten und ſich jeden Sonntag regelmäßig

im Waldhause versammelten, wo Biedermann Gottesdienst hielt und die heilige Schrift erklärte. Und in den Stürmen der Revolution, als die Kirchen geschlossen, die Glocken verstummt waren und man den Tag des Herrn durch die heidnischen Decaden zu verdrängen gewähnt, da hat das Waldhaus auf den Bergen fort und fort seine lieben, heiligen Sonntage gefeiert und ist Vielen ein Ort des Trostes und des Segens geworden. Auch hat in der Schreckenszeit Biedermann der Guillotine manch unschuldiges Opfer entrissen, hat flüchtige Priester und Adelige im Waldhause aufgenommen, versteckt und über die Grenze in Sicherheit gebracht; dabei ist ihm aber sein alter Freund, der Jude Simeon P....., behülflich gewesen und treulich an die Hand gegangen.

Dieser Simeon wohnte in Sulzmatt in seinem eigenen Hause. Als junger vierzehnjähriger Bube war er schon Hausirer und ist darum auch als alter Mann in der ganzen Gegend der „Jude-Simele" geblieben; im Thale und auf den Bergen ist fast kein Haus gewesen, wo er nicht seine Kunden hatte; und wenn er mit seinem Waarenbündel auf dem Rücken und mit dem Maßstabe in der Hand durch die Dörfer und Städtchen wanderte, da öffneten sich Fenster und Thüren, und es hatte Jedes bei ihm etwas zu kaufen, zu bestellen oder auszutauschen, denn es hieß allgemein, er habe die schönsten Bänder und die besten Zeuge und Halstücher und sei ein ehrlicher Jude, der noch Niemand übernommen oder betrogen habe, und das wollte allerdings viel sagen. Simeon hatte auch ein Kennzeichen, an dem ihn die Leute schon von weitem erkannten, nämlich einen hektischen Husten, den er wohl mit auf die Welt gebracht, denn

er hatte ja immer gehuſtet, und wenn er durch die Straßen ging, ſo riefen die Nachbarinnen einander zu: „Brauchſt du was? Der Jude-Simele kommt, ich hab' ihn huſten hören?“

Als in der Revolution die ſogenannten „Juden-Krawalle“ losbrachen, und man auf unſern Dörfern den armen Iſraeliten die Dächer abdeckte, Thüren und Fenſter einſchlug und die Häuſer plünderte, da flüchtete Simeon mit ſeinen Waaren in's Waldhaus, wo man ihn gaſtfreundlich aufnahm und ſich gegenſeitig bald lieb gewann. Und wenn dann am Abend der arme Jude-Simele auf ſeinem einſamen Pfade keuchend und todtmüde von ſeinen Wanderungen heimkehrte und die hohen Tannen des Waldhauſes erblickte, und die melodiſchen Glocken der Kühe hörte, da hat es ihn angeweht wie Zions ſtärkende Heimathsluft, und er hat dann wohl den 126ſten Pſalm gebetet: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird,“ oder auch den 137ſten: „An den Waſſern zu Babel ſaßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten,“ und ſein ſonſt ſo düſteres Auge hat feurig geglänzt, getroſt gen Himmel geblickt, und er hat dann ſeine Lea, ſein Herzenskind, die ihm einen Becher Milch entgegen gebracht, feſt an's Herz gedrückt.

Mit Lea, dem „Jüdle“, wie man ſie in Sulzmatt nannte, müſſen wir aber, ehe wir weiter erzählen, auch noch Bekanntſchaft machen. Sie war Simeons Enkelin, und von ſeinen Kindern allen die Einzige, die ihm der Herr gelaſſen; und nachdem auch ſein Weib, ſeine liebe Debora, geſtorben und ihm nur Lea geblieben war, da iſt ſie ſein Abgott, ſein Ein und Alles, und gleichſam das Leben ſeines Lebens geworden. Dabei war ſie aber doch ein recht armes,

verwahrlostes Kind, denn da Simeon den ganzen Tag, ja oft mehrere Tage abwesend war, so hatte er Lea bei einer jüdischen Familie in die Kost gegeben, aber nur zum Essen, weil er wollte, daß sie daheim wohnen und mit der Zeit lernen sollte den Haushalt besorgen, wie es früher seine Debora gethan. Schulen gab es damals auf unsern Dörfern keine für die Judenkinder, und so war die arme Lea auch in dieser Hinsicht vernachlässigt, und aufgewachsen wie wilder Hanf. Im Kosthaus gab man ihr spärlich zu essen, kümmerte sich aber weiter nicht um sie; und da sie des Großvaters sinnige, träumerische, aber auch unpraktische Natur geerbt und Alles verkehrt angriff, so sah es eben im Hause unordentlich und schmutzig aus, und sie selbst ging ungewaschen, mit ungekämmten Haaren und in zerrissenen Kleidern umher. Nur eine Freude, nur einen Lichtpunkt gab es in Lea's armem Leben, nämlich des Großvaters Heimkehr, und sie saß oft Stunden lang seiner harrend am Wege, und wenn sie ihn husten gehört, ist sie, wie von einem elektrischen Schlage berührt, aufgefahren und ihm entgegen geeilt.

So saß sie auch einmal auf einem Baumstamme am Wege, vor dem Waldhause, so sehr in ihre Träumereien vertieft, daß sie weder sah noch hörte, was um sie vorging. Man war eben in der Heuernte begriffen, und die reine Bergesluft mit Wohlgeruch angefüllt. Auf der Wiese waren Vreneli und die Mägde fröhlich beschäftigt, das Gras in Haufen zusammen zu rechen, während Hans mit einem schwer beladenen Heuwagen angefahren kam. Biedermann saß auf der Bank vor dem Hause und schaute in gemüthlicher Stimmung dem regen Treiben zu; dann ruhte sein Blick

lange, mitleidig und wehmüthig auf der ſtillen, einſamen Lea am Wege. „Armes Kind! armes Volk, durch Deine Armuth ſind wir reich geworden! Warum vergeſſen wir denn immer wieder, daß uns das Heil durch Dich gekommen, und daß wir Deine Schuldner ſind!“ ſprach er gerührt vor ſich hin, ſtand dann auf, ging zu Lea, nahm ſie ſanft bei der Hand und ſagte freundlich: „Komm, Jüdle, mit mir auf die Wieſe zu Breneli und iß mit uns das Veſperbrod.“

Die arme, ſchmutzige Lea ſah häßlich genug aus; ſie hatte aber wunderſchöne, ſchwarze Augen, in denen eine ganze Welt verborgen lag. Mit dieſen großen, ausdrucksvollen Augen blickte ſie ſcheu und verwundert den guten Wiedertäufer an und erwiderte kurz: „Ich darf nichts eſſen.“ Es koſtete Mühe, bis Biedermann durch ſein ſanftes Zureden ſie bewegen konnte, mit ihm auf die Wieſe zu kommen, wo aber Breneli bald über das einſylbige Jüdle unwillig wurde, das durchaus nichts von ihr annehmen wollte und in ſeinen Fetzen ſo ſtolz und verſchloſſen vor ihr ſtand, daß der muntere Hans lachend bemerkte: „Das ſchmutzige Jüdle mit den ſtruppigen Haaren geberdet ſich ja ſo vornehm wie eine verwünſchte Prinzeſſin.“ Und damit hatte er Lea nicht Unrecht gethan.

Von Debora's Bruder, einem Rabbiner aus dem Großherzogthum Poſen, der ſie einſt beſucht, hatte nämlich Simeon die Grundzüge der bibliſchen Geſchichte des alten Teſtamentes kennen, und einige in's Deutſche überſetzte Pſalmen auswendig gelernt, denn er verſtand, wie die meiſten ſeiner elſäßiſchen Mitbrüder, die hebräiſche Sprache und alſo auch die Pſalmen und Propheten nicht, die jeden Sabbath

in der Synagoge vorgeleſen und von ihm nachgebetet wurden. Auch hatte der Rabbiner, der eben in den Tagen Purim bei ihnen geweſen, die Geſchichte der Königin Eſther erzählt und geſagt, wie ſie und Mardachai, der Jude, zum Andenken jener wunderbaren Errettung des jüdiſchen Volkes das Feſt Purim eingeſetzt, und in allen Städten und Landen, unter Kind und Kindeskind, zu halten befohlen. In den langen Winterabenden und an den Sabbathen erzählte nun Simeon ſeiner Lea gerne von den vergangenen Zeiten des Volkes Iſrael, wie es der Herr einſt ſo groß gemacht und vor allen Völkern der Erde geſegnet hatte, von Jeruſalems Herrlichkeit und von des Tempels wundervoller Pracht; und endlich, und das hörte Lea am allerliebſten und der Großvater hatte es ihr wohl hundert Mal wiederholen müſſen, von der Königin Eſther und ihrem weiſen Vormund Mardachai, wie Eſther ihr Volk errettet, und der König Ahasveros den Mardachai, angethan mit königlichen Kleidern und einer goldenen Krone auf dem Haupte, auf ſeinem eigenen Roſſe von Haman, dem Judenfeinde, in der Stadt Suſſa hatte herumführen laſſen und zum Erſten im Lande geſetzt. Das alles gährte bunt durcheinander in Lea's Köpfchen und gab ihrer Phantaſie reichlichen Stoff zu goldenen Träumen. Sie hätte um keinen Preis Etwas in einem Chriſtenhauſe gegeſſen, weil ſie ſich einbildete dieſer Gehorſam müſſe ihr belohnt werden, wie dem jungen Daniel am Hofe zu Babel. Und wenn ſie ſo ſtill und regungslos daheim oder am Wege ſaß, da war ſie gewöhnlich die Königin Eſther, und der Großvater Mardachai, den nicht Haman, ſondern der böſe Dorfſchulmeiſter, der ſie „räudiges Jüdle" geſcholten, durch Jeruſalems goldene Gaſſen im Triumphe

führen mußte. Wurde sie aber, wie dort vor dem Waldhause, aus ihrer Zauberwelt in die Wirklichkeit versetzt, und stand statt der Königin Esther in der geträumten Purpurkleidung, dem Spitzenschleier und Perlengeschmeide, das arme, verachtete Jüdle im schmutzigen, zerrissenen Röcklein da, so sah sie dann allerdings, wie Hans ganz richtig bemerkte, vollkommen wie eine verwünschte Prinzessin aus. Von dem Allem aber hatte der gute Großvater keine Ahnung, und wer weiß, wohin diese stolzen Träumereien die arme Lea geführt, wenn sie noch länger sich so müßig herumgetrieben und der Herr sich nicht auch über dieses verwahrloste Judenkind gnädig erbarmt hätte.

An jenem Abend nun, da unsere Schuld gegen Israel dem wackern Biedermann auf's Herz gefallen war, da brach er auch das Eis, und als Simeon müde und erschöpft auf dem Wege vorbeikam, rief er ihn freundlich herein, erquickte ihn mit Milch, Brod und Käse, und hielt ihm wohlwollend, aber eindringlich vor, wie er so Unrecht thue, daß er Lea im Müssiggang und ohne Lehre aufwachsen lasse, und fragte, was denn mit der Zeit aus dem armen Mädchen werden solle? Simeon erwiderte, „daß Lea ein gutes Kind, ein liebes Kind sei, und wie sich das Alles mit den Jahren, wenn sie älter und vernünftiger geworden, schon von selbst geben werde." — Aber Biedermann rief ernstlich dringend: „Nein, Simele! das gibt sich nicht so im Schlaf, wie Ihr meint. Jung gewohnt, alt gethan, und Müssiggang ist des Verderbens Anfang," und schlug ihm vor, während er im Lande herum hausire, Lea den Tag über im Waldhause aufzunehmen, wo sie von Vreneli die Besorgung des Haushalts, die weiblichen Arbeiten und auch lesen lernen könne.

Simeon traute seinen Ohren kaum, so herzlich wohlwollend hatte noch Niemand, selbst Keiner aus seinem Volke, mit ihm gesprochen. Wohl fühlte er, wie Biedermann Recht hatte, wie Lea sichtlich verwilderte und nicht länger sich so ganz alleine selbst überlassen bleiben könne. Aber er konnte sich doch nicht entschließen, sie Christen anzuvertrauen, denn er hätte Lea lieber todt, als sie vom Glauben seiner Väter abfallen gesehen.

Indessen als, wie schon erwähnt, die Verfolgungen gegen die Juden in unsern Dörfern losgebrochen, und Biedermann Simeon eine Zufluchtsstätte im Waldhause angeboten, wo er ihm eine kleine Wohnung eingeräumt und einen Haushalt eingerichtet, den Lea unter Vreneli's Aufsicht besorgen sollte, da ist es ganz von selbst gekommen, daß sie bei Vreneli in die Lehre kam. Im Anfang ging's schwer, denn Lea war scheu wie ein wildes Reh und Vreneli hatte gar keine Lust, das widerspenstige Jüdle zu zähmen; aber Biedermann ließ nicht nach und betete täglich mit Vreneli um ein Herz für diese verwahrloste Tochter Israels, und es wurde ihr gegeben; sie gewann Lea lieb, und bald öffnete sich auch Lea's Herz, wie die geschlossene Knospe an den milden Sonnenstrahlen. Mit leidenschaftlicher Liebe schloß sie sich an Vreneli an, und wenn sie in den Handarbeiten ungeschickt und besonders an Ordnung und Reinlichkeit schwer zu gewöhnen war, so lernte sie dagegen das Lesen so schnell, und aus dem deutschen Psalter, den ihr Biedermann geschenkt, die Psalmen so leicht auswendig, daß sie darin bald ihre Lehrerin übertraf. Und an den Freitag Abenden, wenn Simeon regelmäßig mit der scheidenden Sonne in's Waldhaus zurückkehrte, da eilte ihm Lea freudig mit einem Glase Milch entgegen,

und im kleinen saubern Kämmerlein, wo sein Bette stand, und sie im siebenarmigen Leuchter die Sabbathlampe angezündet, da sagte sie ihm den Psalm vor, den sie in der Woche gelernt, und dieß mit so viel Innigkeit und einer so melodischen, klangreichen Stimme, daß Simeon davon ergriffen, andächtig das Haupt hin und her wiegte, und oft voll froher Zuversicht die Worte wiederholte: „Ja, Israel hat dennoch Gott zum Trost" (Psalm 73, 1).

Ueberhaupt wurden beide, der Großvater und seine Enkelin, erst im Waldhause recht fromme, gläubige Juden; denn als Simeon einmal unter tausend Umschweifen und Entschuldigungen Biedermann sagte, wie er gewiß die Güte dankbar anerkenne, mit der man ihn und Lea aufgenommen und mit Wohlthaten überhäuft, aber dennoch fürchten müsse, daß Lea im täglichen Umgang mit Vreneli, der sie von ganzer Seele ergeben sei, im Glauben ihrer Väter wankend und zum Uebertritt bewogen werden könnte, — da hat ihn Biedermann ruhig lächelnd angeblickt und freundlich geantwortet: „Was wollt ihr wetten, Simele, wir Christenleute hier im Waldhause, wir sind gläubigere Juden als ihr selbst, und besser mit den herrlichen Verheißungen vertraut, die der Herr seinem auserwählten Volke gegeben hat?"

„Will's gerne glauben, Biedermann, von Herzen gerne, denn Ihr seid ein frommer, ein gelehrter Mann, aber . . ."

„Gelehrt! nein, Simele, das bin ich nicht; aber durch Gottes Gnade bekannt mit dem heiligen Gotteswort, das auch „meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen ist," wie es im 119ten Psalm (Vers 105) so schön heißt."

„Ja, steht das wirklich drinnen, Biedermann?"

„Wirklich, Simele, und noch viel Anderes, von der Kraft und dem Nutzen der heiligen Schrift, die ja auch Eures Volkes Troſt in der Verbannung, und ſein Führer zum himmliſchen Kanaan ſein ſoll. Und es thut mir oft ſo weh, wenn ich denke, wie Ihr dieſen Schatz gleichſam verborgen durch die Wüſte tragen müßt, ohne ſeinen Werth zu kennen und ſeinen Sinn zu verſtehen. Und ſo hört denn, was ich Euch vorſchlagen will. Wir ſind im Spätherbſt, und es wäre unklug von Euch, wenn Ihr jetzt nach Sulzmatt zöget, denn der böſe Geiſt des Aufruhrs ſpuckt noch gewaltig im Lande; wolltet Ihr heute Euer Haus wieder aufbauen, ſie würden's Euch morgen wieder einreißen; darum bleibt den Winter über bei mir im Waldhauſe, und in den langen Abenden will ich Euch und den Kindern die Bücher des Alten Teſtamentes vorleſen und mit Gottes Hülfe erklären, ſo gut ich es in meiner Schwachheit vermag, zu unſer Aller Erbauung und Stärkung unſeres Glaubens an den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, der auch mein Gott und mein Heiland iſt!"

Simeon war es wohl zufrieden, und während draußen der Winter ſein hartes Regiment führte, da ſah es in der Wohnſtube im Waldhauſe gar traut und heimelig aus, wenn beim Lampenſchein die Bewohner um den Tiſch verſammelt ſaßen, Vreneli flink das ſchnurrende Rädchen drehte, Lea ſich im Nähen übte, Hans Bienenkörbe flocht, und Simeon die müden, erſtarrten Glieder auf der Ofenbank erwärmte und andächtig zuhörte, wie Biedermann die hiſtoriſchen Bücher des Alten Bundes der Reihe nach vorlas und erklärte; er that es aber nie, ohne vorher mit ſeinen Hausgenoſſen gebetet zu haben, und darum ſind

auch jene Winterabende an ihrer aller Herzen so gesegnet gewesen.

In jenem Winter hat aber auch manch' anderer Flüchtling sich im Waldhause aufgehalten, und ist mit einem falschen Bart, als Wiedertäufer von Hans und Biedermann nach Breisach geführt, oder als hausirender Jude von Simeon über die Grenze begleitet worden; und dieses vereinte Bemühen, die Verfolgten in Sicherheit zu bringen und die Unglücklichen zu retten, war ein Band, welches Beide, den Juden und den Wiedertäufer, immer enger miteinander verband, das Vertrauen stärkte und die Liebe beförderte. Aber auch für Lea ging damals mit der heiligen Geschichte ihres Volkes eine neue Welt und ein neues Leben auf. Wie war doch das Alles so wunderbar und herrlich, und noch viel schöner als die Geschichte der Königin Esther. Und Abraham mit Sarah im gelobten Lande, Isaak und Rebecca, Jakob und Rahel, und Lea, ihre Namensschwester, die so unwerth gewesen, und vor Allem Joseph unter seinen schuldigen Brüdern in Egypten, standen lebendig vor ihrem innern Auge da. Dann kam Moses, den die Prinzessin aus den Wassern des Nils errettet und in Pharaos Palaste groß gezogen, zu dem der Herr auf dem Berge Horeb im feurigen Busche geredet, der mit Aaron muthig vor Pharao gestanden und die zehn Plagen über Egypten gerufen, und endlich der wunderbare Durchgang durch's rothe Meer, in dem Pharao mit seinem ganzen Heere ertrunken, und als Biedermann den Lobgesang der Kinder Israel gelesen: Ich will dem Herrn singen, denn Er hat eine herrliche That gethan, der Herr ist meine Stärke und Lobgesang, Er ist mein Heil! (2 Mos. 1—2), da sprang Lea be-

geistert auf, fiel Vreneli um den Hals und rief freudig: „Und es ist mein Volk, für das Er die herrlichen Wunder gethan.“ Und so haben wirklich Simeon und Lea erst im Christenhause den Gott ihrer Väter kennen und ihren Glauben verstehen gelernt.

„Die Wüste wird zum Acker werden,“ heißt es im Propheten Jesajas (32, 15), das ging auch bei Lea in Erfüllung, und wer sie früher gesehen, der hätte in dem hübschen, freundlichen Mädchen, das so nett und ordentlich einherging, schwerlich das scheue, schmutzige Jüdle von ehemals wieder erkannt.

Der Schnee fiel in dichten Flocken und hatte Wald, Haus und Wiesen hoch überdeckt; Balthser, der alte Knecht, bemühte sich vergeblich, einen Weg vom Waldhause zum Stalle und dem Heuboden zu bahnen; kaum war er von der einen Thür zur andern gekommen, so mußte er wieder von vorn anfangen, weil es immer stärker und immer dichter schneiete.

Biedermann, Hans und Simeon waren mit flüchtigen Adeligen und einem Priester auf verschiedenen Wegen über die Berge gegen den Rhein gegangen, und Vreneli und Lea allein unter Balthser's Obhut im Waldhause geblieben. Lea stand sinnend am Fenster, blickte beklommen dem dichten Schneegestöber zu und rief ängstlich: „Vreneli! alle Wege sind verschneit und schau, wie im Walde der Schnee bis an die hohen Tannenäste reicht, daß sie darin wie vergraben steh'n. Unsere Leute müssen durch den tiefen Schnee waten, werden sich verirren und können gewiß nicht wieder heimkommen.“

Vreneli, die den freien Nachmittag benützte, um den grünen Tannenbaum zum bevorstehenden Weihnachtsfeste mit Aepfeln, gedörrtem Obst, vergoldeten Nüssen und kleinen Wachskerzlein zu zieren, erwiderte ruhig: „Ei, Gott kann sie auch im tiefen Schnee den rechten Weg finden lassen.“

„Wenn er aber zürnt, Vreneli, so müssen sie darinnen erfrieren. O, laß mich mit Balthser ihnen entgegengeh'n!“

„Das würde wenig helfen, Lea, denn wir wissen ja nicht, von welcher Seite her sie zurückkommen werden. Sei doch nur ruhig, sie sind ja auf Gottes Wegen, in einem Liebesdienste ausgegangen, und darum wird sie der Herr gewiß auch bewahren und gnädig wieder zu uns heim bringen.“

Lea schwieg stille und sah wieder ängstlich hinaus, bedeckte dann das Gesicht mit beiden Händen und sagte leise: „Vreneli, ich fürchte mich so vor Gott. Was muß ich thun, daß ich ihn lieben kann?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht,“ erwiderte Vreneli treuherzig; „aber wir wollen den Großvater fragen, der wird es Dir schon sagen können.“

„Hast Du Gott lieb?“

„O, ja! aber doch nicht so lieb wie ich sollte und möchte.“

„Ja, warum steht aber in den Psalmen, die ich gelernt habe: „Die Stimme des Herrn gehet mit Macht“ (Psalm 29, 3), „Er ist erschrecklich (Psalm 47, 3), und es fürchte ihn alle Welt“ (93, 9). Wie kann man ihn denn lieb haben, wenn man sich so vor ihm fürchten soll, und er so erschrecklich ist, daß wer ihn sieht, sterben muß?“

Vreneli besann sich eine Weile, dann sagte sie freudig:

„Ja, weist, wir können Ihn eben nur im Christkindchen sehen und lieben.“

„Wer ist das Christkindchen? O! schau wie der Sturm tobt, und den Schnee hoch in der Luft zusammenwirbelt! Vreneli, Vreneli, unsere Leute können gewiß nicht wieder heim kommen!“

„Wir wollen den 121sten Psalm für sie beten. Nimm Deinen Psalter und lies ihn.“ — Und Lea las mit ihrer schönen, ausdrucksvollen Stimme: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir die Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen.“ — Hier hielt Lea inne und fragte kindlich: „Gewiß nicht, Vreneli?“

„Gewiß nicht, Lea, denn: Siehe der Hüter Israels schläft und schlummert nicht. Und er wird gewiß auch unsere Leute zu schützen und zu bewahren wissen.“

Es fing aber an dunkel zu werden, und Balthser, der auch unruhig dem Unwetter zugesehen hatte, sagte Vreneli, er wolle mit einer Laterne und dem Knechte vom nächsten Hofe den drei Männern entgegen gehen, und auch Sultan, den Hofhund, mitnehmen, der ihre Spur schon von Weitem wittere; sie würden wohl den Rückweg von Ruffach aus über'n Schauenberg angetreten haben. Lea wollte durchaus mit, aber Vreneli und Balthser gaben es nicht zu, und so blieben die beiden Mädchen allein im Waldhause zurück, Lea ungemein zaghaft und aufgeregt, Vreneli ruhig und besonnen wie immer. Sie zündete die Lampe an, schürte das Feuer im Ofen und bereitete das Abendbrod. Als sie fertig war, wollte sie sich an's Spinnrädchen setzen, aber Lea zog

sie auf die Ofenbank, kniete vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihren Schooß und bat innig: „Sage mir nun, wer das Christkindchen ist, weil wir allein sind. Ich muß es wissen, wenn es schon der Großvater nicht haben will."

„Es ist der Heiland, Gottes eingeborener Sohn, der in Menschengestalt auf die Welt gekommen ist."

„Und wie ist er gekommen?"

„Wart' es steht so schön im Evangelium Lucas, ich will Dir's vorlesen," sagte Vreneli, indem sie nach dem Neuen Testamente griff, das neben dem Alten auf dem Schafte stand. Aber Lea rief abwehrend: „Nein, Vreneli, in diesem heiligen Buche darf ich nicht lesen, und auch nicht daraus vorlesen hören, ich hab's dem Großvater versprechen müssen. Erzähle mir's lieber, meine Angst vergeht mir dann vielleicht, oder sie kommen unterdessen heim."

Und Vreneli hub an und erzählte mit einfachen Worten, wie Maria, eine fromme Jungfrau, im Städtchen Nazareth gewohnt, und Braut eines Zimmermanns Namens Joseph gewesen. Wie der Engel Gabriel ihr erschienen und ihr verkündigt, sie werde, vom heiligen Geiste überschattet, einen Sohn gebären, der Immanuel, das heißt Gott mit uns sei, und den sie Jesus heißen solle, und wie Maria zuerst bei des Engels ehrerbietigem Gruße erschrocken und gedacht: „Welch ein Gruß ist das?" dann aber in Demuth das Haupt gebeugt und zum Engel gesagt: „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie Du gesagt hast."

„Und diese fromme, hochbegnadigte Jungfrau war eine Jüdin, eine Tochter meines Volkes!" rief Lea mit leuchtenden Augen.

„Ja wohl, denn sie und Joseph stammten vom Hause

Davids," versicherte Vreneli, und erzählte dann weiter, wie Maria und Joseph nach Bethlehem, ihrem Stammorte, gegangen, um sich nach des römischen Kaisers Befehl dort einschreiben zu lassen, wie beide arm gewesen, und nur in einem Stalle eine Herberge gefunden, wo Maria ihren göttlichen Sohn geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt, und wie in jener heiligen Nacht sich der Himmel über Bethlehems Fluren geöffnet, ein Engel den Hirten auf dem Felde erschienen, ihnen die Geburt des lang verheißenen Messias verkündigt, und die Menge der himmlischen Heerschaaren den Lobgesang angestimmt: „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„O, Vreneli!" rief Lea, die ihr gleichsam die Worte von den Lippen gesogen, „was das für eine schöne, wunderbare Geschichte ist! die will ich aber dem Großvater erzählen, der gar nicht glauben will, daß der Messias schon gekommen sei.... Aber horch, Sultan bellt und kratzt an der Thüre, und ich höre Hansens Stimme; ja wahrhaftig, unsere Leute kommen heim!" und somit sprangen die beiden Mädchen auf und eilten mit der Lampe unter die Hausthür, wo aber Lea's Jubel schnell verstummte.

Denn von Balthser und Hans getragen, lag der arme Simeon auf zusammengebundenen Tannenästen in Biedermanns wollenen Mantel gehüllt, ohnmächtig oder todt, — sie wußten es nicht. Von Kälte und Ermüdung erstarrt, war er im tiefen Schnee versunken, als Sultan eben sie erspäht und Balthser mit seinem Begleiter ihnen noch zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen. Simeon wurde nun aufgehoben und in's Waldhaus getragen, wo er mit Schnee

gerieben und dann in sein wohl durchwärmtes Bett gelegt, endlich wieder zur Besinnung kam. Aber er lag Wochen lang krank, hatte heftige Hustenanfälle und stand mit einer Heiserkeit auf, die ihn nicht mehr verließ.

Trotz des Großvaters Krankheit war aber doch das Weihnachtsfest der schönste Tag in Lea's bis dahin so freudelosem Leben; denn als am heiligen Christabend aus den umherliegenden Höfen sich Groß und Klein eingefunden, Biedermann in seiner schlichten Weise den Gottesdienst gehalten, an dem Lea zum ersten Mal, seit sie im Waldhause wohnte, Theil nehmen durfte, und als man Arndt's schönes Weihnachtslied gesungen:

Der heil'ge Christ ist kommen,
Der theure Gottessohn,
Deß freu'n sich alle Frommen
Am höchsten Himmelsthron.
Auch was auf Erden ist,
Soll preisen hoch und loben,
Mit allen Engeln droben,
Den lieben, heil'gen Christ!

Da ist über Lea der Geist aus der Höhe ausgegossen worden, und sie wußte selbst nicht wie es gekommen, aber als der Weihnachtsbaum angezündet war, und Biedermann mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christ" vor denselben getreten, da beugte sich auch Lea mit dem ganzen Kreise ehrfurchtsvoll und sprach aus vollem Herzen mit allen Andern: „In Ewigkeit Amen!"

Nun wurden die kleinen Geschenke ausgetheilt, und die Kinder jubelten fröhlich über die vergoldeten Nüsse und ließen sich Aepfel und Schnitze trefflich schmecken. Auch Lea war nicht vergessen worden; aber das schönste und damals

noch recht kostbare Geschenk erhielt doch Simeon, nämlich eine deutsche Bibel in schwarzem Leder eingebunden, mit Goldschnitt, die der gute, blinde Pfeffel in Colmar dem Wiedertäufer für seinen jüdischen Freund gegeben hatte. Pfeffel hielt große Stücke auf Biedermann, der seit vielen Jahren die Butter in sein Haus lieferte, und den er regelmäßig jeden Sommer mit seinen Zöglingen im Waldhause zu besuchen pflegte. Und da auch Pfeffel damals eifrig bemüht gewesen, die Verfolgten zu retten, so hat er manchen Flüchtling in's Waldhaus gewiesen und ist dadurch auch mit dem Juden-Simeli vielfach in Berührung gekommen. Das Christenthum war bei unserm Pfeffel Herzenssache; er liebte den Herrn Jesum, und darum war ihm auch Israel und Simeon lieb, dem er durch die Bibel ein Zeichen seines herzlichen Wohlwollens geben wollte. Auf der ersten Seite hatte er durch seinen Sekretär schreiben lassen: „Suchet in der Schrift, sie ist's, die von mir zeuget" (Joh. 5, 39); auch standen auf der Rückseite Simeons Name und die Jahreszahl in goldenen Buchstaben und Ziffern. Daß aber ein so vornehmer, ein so gelehrter und ein so frommer Herr, wie Pfeffel, einem armen Hausirer-Juden ein so schönes und ein so kostbares Geschenk gemacht! das war wohl die größte Ehre und die größte Freude, die Simeon in seinem ganzen Leben widerfahren, und hat ihn auf seinem Krankenlager bis zu Thränen gerührt. Nur ängstigten ihn die Bücher des Neuen Testaments; denn es war eine vollständige Bibel, und er schärfte Lea noch einmal ein, dieselben nie zu lesen. Da indessen durch seine Krankheit die Abend-Vorlesungen unterbrochen worden, so hörte er gerne, wenn ihm Lea täglich aus den Propheten oder Psalmen vorlas, wobei er nie

unterließ, zu bemerken: „Was ihm doch der gute Herr Pfeffel für eine Ehre erwiesen und für eine große Freude gemacht!“

Eines Tages nun, als Lea im Propheten Jesaias, Kapitel 7, Vers 14, die Stelle vorgelesen hatte: „Darum „wird euch der Herr selbst ein Zeichen geben: „Siehe eine Jungfrau ist schwanger, und wird „einen Sohn gebären, den wird sie heißen Imma„nuel,“ da sprang Lea auf und rief froh erstaunt: „Großvater, das ist ja das Christkindchen, der heilige Christ, der im Stalle zu Bethlehem geboren wurde, als die Hirten auf dem Felde den Lobgesang der Engel gehört,“ und wiederholte ihm dann begeistert und aus überfülltem Herzen die Geschichte der heiligen Christnacht, wie sie Vreneli erzählt und Biedermann am Weihnachtsabend im Evangelium Lucas vorgelesen und erklärt hatte. Simeon erblaßte, sagte kein Wort, war aber von jenem Augenblicke an wie verwandelt, nicht mehr offen und herzlich, sondern steif, verschlossen und mißtrauisch gegen seine freundlichen Hausgenossen, die im Anfang sein finsteres, verändertes Wesen als Nachwehen seiner Krankheit ansahen. Als aber auch Lea, die in der letzten Zeit munter und fröhlich wie ein Eichhörnchen im Hause herum gesprungen, auf einmal traurig und mit gesenktem Haupte umher schlich; als sie Vreneli oft in einer Ecke weinend fand und auf die theilnehmende Frage: „Was ihr denn fehle?“ Lea ihr schluchzend um den Hals fiel und leise flüsterte: „Ich darf's nicht sagen, aber es drückt mir das Herz ab!“ da wurde Biedermann aufmerksam, nahm aus seinem Kasten einen ledernen Gürtel heraus und ging damit zu Simeon auf seine Kammer.

Mit dieſem ledernen Gürtel hatte es aber folgende Bewandtniß: In jener Nacht, da Simeon erſtarrt und ohnmächtig in's Waldhaus getragen worden, hat Biedermann, als ſie ihn ausgezogen und mit Schnee gerieben, einen ledernen Gürtel, den Simeon unter dem Hemde um den Leib getragen, aufgelöst und in ſeinen Kaſten verſchloſſen, weil er ſogleich erkannt, daß er Simeon's Baarſchaft enthielt. Der Gürtel war ſchwer und hatte den Leib ſeines Eigenthümers wund gerieben, und als Biedermann ihn geöffnet, fand er zu ſeinem Erſtaunen eine ziemlich große Summe darinnen. Das war ihm ſchmerzlich, denn da Simeon immer ſo armſelig und knauſerig gelebt, und ſo gar nichts für Lea's Erziehung hatte thun wollen, ſo mußte Biedermann jetzt glauben, daß es aus Geiz geſchehen, und er ſagte ſeufzend vor ſich hin: „Armer Simele! biſt auch vom leidigen Mammon beſeſſen!“ nahm ſich auch vor, ihm bei Zurückgabe des Gürtels ein ernſtes Wort darüber zu ſagen; doch wollte er warten, bis der Kranke geneſen oder wenigſtens beſſer ſei; und da, wie ſchon geſagt, gegenſeitige Achtung und herzliches Vertrauen unter ihnen waltete, ſo dachte er nicht daran, Simeon zu ſagen, daß er den Gürtel in Verwahrung genommen, weil er meinte, das verſtehe ſich von ſelbſt. Als aber Simeon ſo finſter und ſo fremd geworden, und auch die harmloſe Lea ſo verſtört und traurig einherging, da mußte Biedermann natürlich glauben, Simeon ſei bange um ſeinen Gürtel und beeilte ſich, ihm denſelben wieder zu geben. Als er eintrat, ſaß der Kranke am Fenſter, an der lieben Sonne, die zum erſten Mal nach einem langen, harten Winter wieder warm und hell vom blauen Himmel ſchien. Biedermann legte den Gürtel auf Simeons Schooß

und sagte etwas barsch: „Da, Simele, bring ich Euren Mammon wieder, um den Euch so bange ist. Könnt ganz ruhig sein, es fehlt kein Heller dran.“

Wie aus einem Traume erwachend, blickte Simeon gleichgültig auf den Gürtel und sagte dann mit seiner heisern, oft vom Husten unterbrochenen Stimme: „Mein Geld ist gut aufgehoben — gut aufgehoben in Euren Händen, Biedermann. Behaltet's noch bis Ostern, will nach dem Feste mit Lea nach Jerusalem gehen.“

„Nach Jerusalem! Seid Ihr von Sinnen, Simele?“

„Nein, nein, Biedermann. Ist von Jugend auf mein heißer Wunsch gewesen, in Jerusalem zu sterben, und im Thale Josaphat bei unsern Vätern begraben zu werden. Schaut, Biedermann, das Geld da hab' ich dafür seit langen Jahren mir am Munde abgespart. Jetzt ist's hohe Zeit, darf's nicht länger aufschieben, sonst ist's zu spät. Will auch Debora's Gebeine mitnehmen, hab's dem guten Weibe noch auf ihrem Todbette versprochen, und gleich nach dem Passahfeste mit Lea mich auf den Weg machen.“

Biedermann traute seinen Ohren kaum; er meinte, Simeon rede im Fieber und griff nach seinem Pulse; aber er mußte bald inne werden, daß Simeon fest entschlossen sei, seinen Plan auszuführen, den er, mit der ihm eigenen Beharrlichkeit, lange durchdacht und mit sich herumgetragen. Er wollte mit seiner Waare bis Marseille hausiren, sich dort nach dem gelobten Lande einschiffen und dann mit Lea und Debora's Gebeinen nach Jerusalem pilgern. Vergebens suchte Biedermann ihm den Unsinn dieses Vorhabens begreiflich zu machen, sagte, „wie er viel zu schwach und krank wäre, um eine solche Reise aushalten zu können; wie er die

französische Sprache nicht verstände und Gefahr liefe, ehe er Marseille erreicht, in die Hände der wüthenden Jakobiner zu fallen und von diesen als Spion auf die Guillotine geschleppt zu werden, und gab ihm auf sein Gewissen zu bedenken, wie unglücklich und verlassen er dann Lea zurücklassen müßte." Simeon hatte auf jede Einwendung eine Antwort: „Das südliche Klima werde ihm gewiß zuträglich sein; er fürchte sich nicht vor den Jakobinern, sei noch schlauer als sie; habe schon Manchem über die Grenze geholfen und werde auch sich selber herausziehen können; Gott werde ihn gewiß sicher nach Jerusalem bringen" u. s. w.

„Nun, ich will den Fall setzen, Simele, Ihr kommt lebendig nach Jerusalem, was noch sehr zweifelhaft ist, was wollt Ihr aber dort unter dem türkischen Regimente beginnen, wo die Juden noch viel elender und gedrückter sind, als bei uns zu Lande?" fragte Biedermann.

„Weinen mit meinen verbannten Brüdern, daß wir Fremdlinge im Lande unserer Väter sein müssen! Beten und weinen am heiligen Berge, wo einst unser Tempel so herrlich gestanden, und jetzt der Türke seine Kirche gebaut. Und wenn ich mich ausgeweint, Biedermann, sterben und mit Debora's Gebeinen im Thale Josaphat begraben sein!"

„Und Lea?"

„Eben wegen Lea muß ich fort, Biedermann; will das Kind lieber arm und elend unter meinem Volke wissen, als ...."

„Im Waldhause eine Christin werden sehen. Gesteht's nur, Simele, es ist diese Furcht allein, die Euch von uns fort in's gelobte Land treibt."

„Nun ja. Habt's errathen, Biedermann, richtig errathen.

Das Kind hat's zu gut im Waldhause, kann nicht widerstehen, ist gekommen, wie ich gleich Anfangs gefürchtet. Ihr seid ein Ehrenmann, ein frommer Mann, Biedermann, und sprecht gewiß mit mir, daß man den Glauben seiner Väter nicht verlassen darf, und daß jeder Mensch bei der Religion bleiben soll, in der er geboren ist."

„Hm .... dann würden wir alle noch Heiden, Götzendiener oder gar Menschenfresser sein," würde ich einem Christen antworten, der mir das gesagt hätte. Euch aber, den Juden, frage ich: „Mußte nicht Abraham ausziehen aus seinem Vaterlande, von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause, eben weil er den Glauben seiner Väter verlassen und der Gründer Eurer Religion werden sollte?"

„Ja wohl, Biedermann. Ist aber doch ein großer Unterschied zwischen einem rohen Heiden und einem Israeliten."

„Zugegeben, Simele. Wißt Ihr aber auch, was für ein Unterschied zwischen einem Juden und einem Christen ist?"

Simeon war zum ersten Mal um eine Antwort verlegen.

„Will's Euch so gut ich kann begreiflich machen, Simele. Nicht wahr, die Stiftshütte, von welcher unser Herr Gott selbst dem Moses das Vorbild auf dem Berge Sinai gezeigt, und nachher Jehova's Tempel, den Salomon auf Morija gebaut, sie bestanden beide aus drei verschiedenen Abtheilungen?"

„Ja, ja, Biedermann. Mein Schwager hat mir's erklärt, es war der Vorhof, das Heiligthum und das Allerheiligste."

„Und das Volk durfte nur in den Vorhöfen anbeten, die Priester im Heiligthum und der Hohepriester allein, und

nur am Buß-, Bet- und Versöhnungstage, das Allerheiligste betreten?"

„Was Ihr doch für ein frommer und gelehrter Mann seid, Biedermann, und das Alles viel besser wisset als ich."

„Nun seht, Simele, wir Christen müssen mit Euch im Vorhofe anbeten und Dank opfern, wenn wir selig werden wollen. Das heißt, wir müssen Eure heiligen Bücher, die Schriften des alten Bundes, zur Grundlage unseres Glaubens machen; mit einem Worte glauben, was jeder fromme Jude glaubt, und darum stehen wir auch als Brüder, Hand in Hand, neben Euch im Vorhofe und sind uns vollkommen gleich. Aber der Christ darf weiter gehen, denn ihm ist das Heiligthum und darinnen das Allerheiligste, nämlich der Gnadenstuhl und der Himmel aufgethan, und das ist der Unterschied."

Simeon blickte verlegen zu Boden, und Biedermann fuhr also fort: „Das Heiligthum, Simele, ist offenbar das Vorbild der christlichen Kirche, in die man nicht anders als durch den Vorhof eintreten kann; denn das Heil kömmt uns ja von den Juden, Eurem Volke, dem Gott seine Offenbarungen anvertraut, und durch welches, wie Er Abraham verheißen, Alle Völker auf Erden gesegnet sein sollten (1 Moses 12, 13; 23, 18; 33, 18). Und wie das Passahlamm und die Opfer auf dem Altare im Vorhofe Christi blutigen Opfer- und Versöhnungstod vorbilden, so sind die Schaubrode auf dem goldenen Tisch im Heiligthum das Zeichen unserer Erlösung durch Christi Leib, der für uns gebrochen, und sein Blut, das für uns vergossen ist. Der siebenarmige Leuchter aber stellt das Licht und die Wahrheit vor, die Christus uns vom Himmel gebracht

hat. Das heilige Oel ist der heilige Geist, der in unserer Seele das Licht leuchten läßt und das neue Leben in uns schafft, und der Weihrauch auf dem Räucheraltar ist das Gebet, das aus demüthigem, dankbarem Herzen zum Himmel emporsteigt, dem Herrn ein angenehmer Wohlgeruch."

Ein heftiger Hustenanfall und Vreneli, die mit Lea ein Glas frisch gemolkener Milch brachte, überhoben Simeon der Antwort: „Lea, Kind," sagte er, als er ausgehustet und wieder zu Athem gekommen war, „darfst es jetzt auch Vreneli sagen, daß wir nicht länger beschwerlich fallen und nach Ostern miteinander nach Jeruschalem ziehen wollen."

Lea brach in Thränen aus und sagte leise, sich an Vreneli anschmiegend: „O! Vreneli, von Dir und dem Waldhause scheiden, wo mir so wohl geworden, ist bitterer als der Tod!"

„Gebt Euch nur zufrieden, Ihr Kinder," sagte Biedermann am Abend zu den weinenden Mädchen. „Weiß nicht, ob ich mich irre; aber ich fürchte, der arme Simele wird wohl im Frühjahr eine andere Reise antreten müssen, als die, welche er im Sinne hat, nämlich nach dem himmlischen Jeruſalem!"

Biedermann, der die Heilkräfte der Kräuter kannte, sich auch auf die Arzneikunde verstand und zu dem viele Kranke kamen, hatte erkannt, daß die Schwindsucht, an der Simeon schon seit seiner Jugend laborirte, jetzt ihren letzten Grad erreicht, daß also seine Tage gezählt und er das Waldhaus wohl nur in seinem Sarge werde verlassen können. Darum ließ er ihn gewähren und widersprach ihm nicht mehr, als er sah, wie er mit fieberhafter Hast die Anstalten zur bevorstehenden Reise nach Jeruſalem betrieb; verordnete ihm

aber, im Kuhstall zu schlafen und sich hauptsächlich mit kuhwarmer Milch zu nähren. Indessen schien mit dem Frühjahr Simeon wieder neu aufzuleben; er schnürte seinen Waarenbündel, wie ehemals, und hausirte von neuem in der Gegend umher. Auch hatte er in Ruffach eine jüdische Familie aufgefunden, mit der er noch Passah halten und dann sofort mit Lea sich auf den Weg nach Marseille begeben wollte; er hatte Alles bestellt und geordnet und den Tag festgesetzt, an dem sie das Waldhaus verlassen sollten.

„Dieses Bessersein ist aber nur das letzte Aufflackern eines Lichtes vor seinem Erlöschen," sagte Biedermann kopfschüttelnd, und es wurde ihm ernstlich bange um die arme Lea. Wenn Simeon, wie er mit Gewißheit vorauszusehen glaubte, unterwegs liegen blieb und starb, was sollte in jenen blutigen, stürmischen Tagen aus der armen Lea werden, die, wie der Großvater, kein Wort französisch verstand? Biedermann wandte sich deshalb auch an den würdigen Pfeffel. Aber auch dieser predigte tauben Ohren; Simeon blieb steif und fest dabei: „er wolle an dem und dem Tage das Waldhaus verlassen, in Ruffach Ostern halten und dann mit Lea nach Jerusalem ziehen." Und so blieb seinen christlichen Freunden nichts Anderes übrig, als für ihn zu beten und die Sache Gott anheim zu stellen.

Die Passionszeit nahte ihrem Ende. In den Häusern der Israeliten wurde Alles gescheuert und gewaschen, Matzakuchen gebacken und Anstalten getroffen, das Passahmahl zu halten. In der sogenannten Christenheit aber, auch in unserm Elsaß, sah es damals gar traurig aus. Die Kirchen

waren, wie ſchon erwähnt, geſchloſſen, die Glocken verſtummt, es wurde kein Gottesdienſt gehalten und im neuen Kalender ſtand das heilige Oſterfeſt nicht. So gab es denn auch Viele, die den Tod des Herrn nicht gefeiert und keine Oſterfreude empfunden hatten.

Um's Waldhaus dagegen keimte und grünte des Frühlings Auferſtehungswehen wie des Herrn Friedensgruß, und es war Allen, wenn auch ernſt und wehmüthig, dennoch feſtlich zu Muthe.

Am Palmſonntage ſaß Lea mit ſchwerem Herzen, Hand in Hand mit Vreneli, vor dem Hauſe und blickte weinend der Abendſonne nach; es war der letzte Abend, den ſie im Waldhauſe zubringen durfte; ihre kleinen Habſeligkeiten und Simeon's Waare ſtunden gepackt in der Scheune; und der Großvater war am Morgen nach Sulzmatt gegangen, um Debora's Gebeine und den angekauften Eſel zu holen, den er als Laſtthier bis Marſeille mitnehmen wollte.

„O Vreneli! Warum kann ich mich denn gar nicht auf Jeruſchalem freuen? und warum iſt mir ſo bange, von Euch fort, mit dem kranken Großvater in die weite Welt zu ziehen!“ ſagte Lea, indem ſie den Kopf weinend auf Vreneli's Schulter legte.

„Arme Lea! Auch mir iſt bange für Dich. Aber ſei getroſt, der Herr wird gewiß ſeinen Engel auch vor Dir her ſenden.“

„Iſt das der Metatron, wie ihn der Großvater nennt, der in der Wolkenſäule mein Volk durch die Wüſte und durch's rothe Meer geführt?“

„Ja, Lea. Es iſt derſelbe, unſer Herr Jeſus Chriſtus, hochgelobet in Ewigkeit.“

„Der geht nicht vor uns her, Vreneli," antwortete Lea betrübt.

„Warum nicht, Lea?"

„Weil sie Ihn gekreuzigt haben, als Er im Christkindchen auf die Welt gekommen. Der Großvater hat es mir zwar verboten, aber ich habe doch in Euerm heiligen Buche, in der Bibel gelesen, die der gute Herr Pfeffel dem Großvater geschenkt hat. Und ich weiß jetzt, warum mein Volk verbannt und geächtet ist. Ich hab's gelesen, wie Er über Jeruschalem geweint und wie sie geschrieen haben: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" O Vreneli, Er kümmert sich nicht um mich, bin ja nur das arme Jüdle, seiner Feinde Tochter."

„Es waren aber auch Judenkinder, die Er geherzt und gesegnet hat. Und seine Jünger und seine Freunde, Martha, Maria und Lazarus waren alle Juden," versicherte Vreneli tröstend. „Glaub's doch nur, Lea, die Juden, die an Ihn glauben, sind Ihm vor Allem lieb, der Großvater sagt es immer."

Lea sah Vreneli wehmüthig an und erwiderte leise: „Jene haben nicht gespieen, wenn sie seinen Namen nennen gehört, oder bei einem Kreuze vorbei gegangen sind, wie ich es gethan. O! ich habe Ihn und Euch Alle gehaßt, und wenn ich gekonnt, so hätte ich Eure Kreuze am Wege niedergerissen und Eure Kirchen verbrannt."

„Aber jetzt, Lea, hassest Du uns doch nicht mehr?" Statt der Antwort drückte Lea einen innigen Kuß auf Vreneli's Wange.

„Und es ist Dir leid, daß Du den Namen des Herrn gelästert und das Kreuz angespieen hast?"

„O, von ganzem Herzen. Meinst Du, daß Er mir verzeihen wird, Vreneli?"

„Er hat Dir schon vergeben, Lea. Du wußtest ja nicht, was Du thatest. Er hat Dich lieb und ist auch für Dich am Kreuze gestorben, damit Du zu Ihm in's Paradies kommen kannst."

„O! wenn ich wüßte, daß Er mich lieb hat, wie wollte ich Ihn wieder lieben!" rief Lea begeistert, und stand dann schnell auf, um, wie sie gewohnt war, dem Großvater entgegen zu gehen.

Sie mochte ungefähr eine Stunde gegangen sein, als sie von ferne den Esel mit dem Kistchen, welches Debora's Gebeine enthielt, rechts umkehren und in gestrecktem Trab wieder auf den Sulzmatter Weg zurückkehren sah. „Wo ist denn der Großvater geblieben?" fragte sie ängstlich, beflügelte ihre Schritte und fand bald den armen Simeon in seinem Blute am Wege liegen. Als er mit Anstrengung seiner letzten Kraft den Berg erstiegen, hatte ihn ein Blutsturz bewußtlos zu Boden geworfen, und seiner Freiheit froh, eilte der Esel wieder seiner alten Heimath zu.

Zum Glück kamen Hans und Biedermann eben des Weges daher, als die jammernde Lea vergeblich versuchte, den Großvater aufzurichten und wieder in's Leben zu rufen; sie wurden von Lea wie rettende Engel begrüßt, hoben Simeon auf und trugen ihn in's Waldhaus, wo er im Kuhstall unter Biedermann's und Vreneli's Pflege bald wieder die Augen aufschlug und verwundert um sich her blickte.

Biedermann faßte seine Hand und sprach tief bewegt: „Armer Simele! Ihr habt dem Herrn entlaufen wollen, und Er hat Euch, wie einst Saul auf der Straße von Da-

maskus, niedergeworfen und festgehalten. Simele! Simele! Es wird auch Euch schwer werden, wider den Stachel zu löcken. Darum sprecht jetzt mit Saulus: Herr, was willst Du, das ich thun soll? Und wie damals Saulus als Paulus aufgestanden, so werdet auch Ihr, ein begnadigter Simeon, vor Euerem Tode noch sagen können: Herr, nun lässest Du mich in Frieden fahren, denn ich habe meinen Heiland gefunden!"

„Es ist das Herz ein trotziges, verzagtes Ding," klagt der Prophet Jeremias, Kapitel 17, Vers 9. „Wer will es ergründen?" Wir selbst unser eigenes am allerwenigsten. So auch Simeon. Mit der Sehnsucht nach dem gelobten Lande, die in jedem jüdischen Herzen fortlebt, gleich einer dunkeln Erinnerung an das verlorene Paradies, hatte er sich treuherzig zu überreden gesucht, er wolle nach Jerusalem, um dort zu sterben und im Thale Josaphat begraben zu werden; während er im Grunde gehofft, dort zu genesen und sein Leben noch längere Zeit fristen zu können, weil sein Schwager, der Rabbiner, ihm vor vielen Jahren gesagt: Das Klima des gelobten Landes sei besonders für Brustkranke wohlthätig und ihm schon damals gerathen hatte, dorthin zu ziehen. Und nun er da lag, vergeblich versuchte, sich wieder aufzuraffen, und fühlte, wie Freund Hein ihn bei der Hand gefaßt und das ernste Wort gesprochen: „Jetzt, Simele, ist's an Dir, Deine Stunde hat geschlagen," da ist eine unsägliche Todesangst über ihn gekommen. Im Anfang war er wie betäubt davon und starrte mit seinen großen Augen düster vor sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Bald aber brach er in laute Klagen aus, ließ Biedermann rufen und fragte ihn auf sein Gewissen, ob denn gar kein Aufkommens mehr

für ihn zu hoffen sei? und als dieser verneinend das Haupt schüttelte, da weinte der arme Simeon laut und schlug mit dem Ausrufe: „O Tod, du bitterer Tod!“ die Hände krampfhaft zusammen.

„Bin gestern in Kolmar gewesen, Simele,“ sagte Biedermann nach einer langen Pause. „Der gute Herr Pfeffel läßt Euch herzlich grüßen; er hat sich angelegentlich nach Euch erkundigt, und als ich ihm gesagt, wie übel es um Euch stehe, da hat er seinen Sekretär, den jungen Herrn R..., geheißen, mir das Lied abzuschreiben, welches der liebe Herr Pfeffel für sein eigenes Begräbniß gedichtet hat. Will Euch mit den Kindern einige Verse daraus singen; es bringt vielleicht den Frieden Gottes in Euer gequältes Gemüth und beschwichtigt Eure Todesangst. Und ohne Simeon's Antwort abzuwarten, rief Biedermann Lea und Vreneli in den Kuhstall, sagte ihnen je zwei Zeilen vor, und sang dann mit den beiden Mädchen nach der Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ die folgenden Strophen:

Hallelujah! sie hat geschlagen,
Die Stunde, da mich Jesus ruft,
Du Freistatt gegen alle Plagen,
Sei mir gesegnet, stille Gruft!
Dein Tod versüßt mir meinen Tod,
O Jesu, Du mein Herr und Gott!

Gottmensch, Erlöser, sei willkommen,
Du meiner Seele Bräutigam!
Du hast dem Tod die Macht genommen
Für mich, erwürgtes Opferlamm:
Dein Tod versüßt mir meinen Tod,
O Jesu, Du mein Herr und Gott!

Du, der am Kreuz für mich erblasset,
Machst mich von allen Sünden rein;

Du, welchen meine Seele faſſet,
Mein Bruder, wirſt mein Richter ſein!
Dein Tod verſüßt mir meinen Tod,
O Jeſu, Du mein Herr und Gott!

Ich weiß, an welchen Herrn ich glaube,
Ich kenne Dich, Du guter Hirt,
Der meinen Leib aus ſeinem Staube
Einſt glorreich auferwecken wird:
Dein Tod verſüßt mir meinen Tod,
O Jeſu, Du mein Herr und Gott!

Während dem Geſange, der gar ſchön und ergreifend geklungen, war der Kranke ſichtlich ruhiger geworden und am Ende desſelben ſanft eingeſchlummert. Lea, die neben dem Bette ſtand, ſah ihn ſtille an und große Thränen rollten über ihre Wangen. „Bete für den Großvater," ſagte Biedermann leiſe, „und ſuche zu erlangen, daß Du ihm aus dem Evangelienbuche die Leidensgeſchichte vorleſen darfſt." Lea nickte bejahend, und als Biedermann mit Vreneli an die Arbeit gegangen, kniete ſie lange mit gefalteten Händen an Simeon's Lager.

In der Charwoche hielt Biedermann täglich einen Gottesdienſt, und da das Wetter ſchön und warm war, ſo verſammelte er ſeine Zuhörer im Freien vor dem kleinen Fenſter, an dem Simeon's Bette ſtand. Unter dem Vorwande, die liebe Sonne hinein zu laſſen, öffnete Vreneli jeden Morgen dieſes Fenſterlein, ſo daß Simeon den ganzen Gottesdienſt deutlich verſtehen konnte. Die ſchönen Lieder, welche geſungen wurden: „O Haupt voll Blut und Wunden," „O Welt! ſieh hier dein Leben," „Seele, geh' nach Golgatha" und andere mehr, hatten jedesmal einen wohlthätigen, beruhigenden Einfluß auf Simeon's Gemüth; auch hörte er andächtig

zu, wie Biedermann abwechſelnd in den vier Evangelien die Paſſionsgeſchichte vorlas und den 22ſten Pſalm und das 53ſte Kapitel des Propheten Jeſaias mit einfachen, aber ergreifenden Worten erklärte. Und wenn ihn dann Lea am Abend fragte: „Großvater, ſoll ich Dir aus dem heiligen Buche des guten Herrn Pfeffel noch einen Pſalm und die Kreuzigung vorleſen?“ ſo ſagte er nicht Nein und ſchien ſogar es täglich lieber und mit mehr Erbauung anzuhören. War doch ihm, wie Lea, das Leben und Sterben unſeres Herrn Jeſu Chriſti völlig fremd und das Evangelium der Gnade ein nie gehörtes Wort geweſen! Und wenn Lea tief ergriffen von der erbarmenden Liebe, die ſich willig für uns in den Tod gegeben, weinend inne hielt und dann wieder freudig ausrief: „Wie herrlich es ſei, dem Volke anzugehören, durch welches das Heil in die Welt gekommen!“ dann weinte auch der Großvater mit der Enkelin und theilte ihre Begeiſterung.

Wer vermöchte aber das Werk der Gnade in Simeon's Seele zu ſchildern und zu ſagen, wie es nach und nach Licht in ihm geworden, als er zuerſt das Wort Gottes im alten Bunde, und jetzt im Angeſicht des Todes den Heiland und Todesüberwinder Jeſus Chriſtus kennen gelernt. Ihn kennen heißt aber auch Ihn lieben; ſo wie Ihn ernſtlich ſuchen, Ihn finden heißt. Simeon war, um mit Biedermann zu reden, aus dem Vorhofe in's Heiligthum getreten, wo er den Hohenprieſter gefunden, der auch für ihn den Vorhang des Allerheiligſten zerriſſen, und durch ſein Blut Vergebung der Sünden und das Siegel der ewigen Erlöſung uns erworben hat.

Lea hatte das Leiden und Sterben des Herrn ſo lebhaft

empfunden, daß sie es gleichsam mit Ihm durchgekämpft. Am großen Sabbath war sie stille wie die heiligen Weiber, und am Ostermorgen war es rührend, wie ihre herzliche, kindliche Freude ihr ganzes Wesen verklärte und wie sie Alle im Hause mit dem frohen Ausrufe begrüßte: „Heute ist der Herr erstanden!“ Biedermann war davon tief ergriffen und meinte: „solch innigen, lebendigen Glauben habe er noch nie gesehen; und so ungefähr müsse es Maria Magdalena zu Muthe gewesen sein, als der Auferstandene vor ihr gestanden und ihren Namen genannt.“

Aber auch in Simeon's Seele war es Friede. Zwar machte er nicht viel Worte; allein er wurde ruhig und immer ruhiger und ergebener in Gottes Willen. Er lebte noch mehrere Wochen und lange genug, um alle Bücher des neuen Testaments kennen zu lernen, die ihn mit Trost und Zuversicht labten. An ihm ist das Wort des Apostels wirklich in Erfüllung gegangen: „Und ob unser äußerlicher Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert“ (2 Corinther 6, 16). Sein Tod war sanft und still. „Lea, Kind,“ sagte er, als er das Wehen des Todesengels fühlte, „wie hat der Heiland zum Schächer am Kreuze gesagt?“ Und als Lea erwiderte (Luc. 23, 43): „Wahrlich, ich sage Dir, heute wirst Du mit mir im Paradiese sein,“ da lallte der Großvater noch mühsam: „Heute! Mit Dir, o Herr!“ lächelte freundlich, faltete die Hände, schloß die Augen, starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß (Luc. 16, 22).

Sie haben sein Grab unter einer alten Eiche, nahe beim Waldhaus, gegraben. Hans hatte es mit einem einfachen, hölzernen Kreuze bezeichnet, welches Lea, so lange

ſie dort oben gelebt, im Sommer mit Waldblumen bekränzte.

Von Lea heute nur noch ſo viel: Sie hat ihr ganzes Leben dem Dienſte des Herrn geweiht, Iſrael auf dem Herzen getragen und für ihr Volk gebetet bis zum letzten Athemzuge. Sie ſtarb mit dem feſten Glauben, daß der Herr ihr Gebet erhören und ihr geliebtes Iſrael einführen werde in's Heiligthum.

So fürchte Dich nicht, Du Würmlein Jakob, ihr armer Haufe Iſrael. Ich helfe Dir, ſpricht der Herr, Dein Erlöſer, der Heilige in Iſrael (Jeſaias 41, 14).

Denn gleichwie der neue Himmel und die neue Erde, ſo ich mache, vor mir ſtehen, ſpricht der Herr, alſo ſoll auch Euer Same und Name ſtehen. Amen! (Jeſaias 66, 22).

46

231690